

Horst Schmidt (Hrsg.)

Russische Literatur von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis A. S. Puschkin (1650-1825)

Literatur einer werdenden Nation.
Ein Lesebuch.

Verlag Otto Sagner München · Berlin · Washington D.C.

Digitalisiert im Rahmen der Kooperation mit dem DFG-Projekt „Digi20“
der Bayerischen Staatsbibliothek, München. OCR-Bearbeitung und Erstellung des eBooks durch den
Verlag Otto Sagner:

<http://verlag.kubon-sagner.de>

© bei Verlag Otto Sagner. Eine Verwertung oder Weitergabe der Texte und Abbildungen,
insbesondere durch Vervielfältigung, ist ohne vorherige schriftliche Genehmigung des Verlages
unzulässig.

«Verlag Otto Sagner» ist ein Imprint der Kubon & Sagner GmbH.

Horst Schmidt - 9783954790043
Downloaded from PubFactory at 01/10/2019 02:49:43AM
via free access

00056787

SAGNERS SLAVISTISCHE SAMMLUNG

herausgegeben von
PETER REHDER

Band 25



VERLAG OTTO SAGNER
München 1998

*Die Morgenröte,
die unser Land erleuchtet hat,
verheißt einen schönen Morgen.*

Russische Literatur

von der Mitte des 17. Jahrhunderts
bis A. S. Puschkin
(1650–1825)

– Literatur einer werdenden Nation –

Ein Lesebuch

Herausgegeben von
Horst Schmidt



VERLAG OTTO SAGNER
München 1998

*Gedruckt mit Unterstützung
des Kultusministeriums
des Landes Sachsen-Anhalt*



*E.-M. Falconets Reiterstandbild Peters I. in St. Petersburg (1782), Nachzeichnung
Titelzitat:*

*A.D. Kantemir im Gespräch mit Montesquieu und Abbé V.
(K.N. Batjuschkow: Ein Abend bei Kantemir. 1816)*

ISBN 3-87690-707-1

© by Verlag Otto Sagner, München 1998

Abteilung der Firma Kubon & Sagner, D-80328 München

Druck: Strauss Offsetdruck, D-69509 Mörlenbach

987 876 90

VORWORT

Wer sich bei uns heute, wann und wo auch immer, der russischen Literatur erinnert, wird in der Regel an die Literatur denken, die — mit Alexander Puschkin beginnend — in der Klassik des 19. Jahrhunderts oder im 20. Jahrhundert in den großen Namen der schwierigen Lebensschicksale ihre Gipfelleistungen hervorgebracht hat. Wenig bekannt dagegen ist die neuzeitliche russische Literatur vor Puschkin. Das hat wohl auch eine Ursache in der Vorstellung, daß Rußland, wenngleich von Peter dem Großen und Katharina II. „neuverändert“, von der europäischen Aufklärung und den in Westeuropa sich vollziehenden Entwicklungen weitgehend unberührt geblieben sei und in der Literatur nichts Wesentliches hervorgebracht habe. Gestützt auf den letzten Wissensstand und langjährige eigene Forschungen möchten wir unseren geschätzten Lesern mit unserer Textauswahl ein modernes Bild eben jener frühen Entwicklungsetappe der russischen Nationalliteratur nahebringen, in der sich Frühneuzeitliches unter Mühen dem Spätmittelalter entwindet und unter dem Einfluß aufklärerischer Ideale die Grundlagen für Rußlands kommende Literatur heranwachsen.

Die fortschreitende Literaturentwicklung innerhalb dieser historischen Zeitspanne wird wesentlich durch die Abschnitte der politischen und Geistesgeschichte Rußlands bestimmt. Die wichtigsten Dichterpersönlichkeiten sind jeweils in den Zeitabschnitt eingeordnet, in dem das Hauptgewicht ihres Wirkens liegt. In der Auswahl der Texte wurden ausgewogen alle Genres, einschließlich publizistischer und literaturtheoretischer, berücksichtigt, je nach der Relevanz der Werke für den Prozeß der fortschreitenden Aufklärung und Verbürgerlichung (Feudalismus- und Absolutismuskritik, Menschenrechte, Humanismus und andere bürgerliche Ideale) als auch für das künstlerische Reifen der russischen Literatur. So können das zunehmende Interesse am Individuellen, das Heranwachsen nationaler und volksnaher Merkmale, wachsende sprachkünstlerische Qualitäten, der Wandel der künstlerischen Formen und Gestaltungsverfahren sichtbar gemacht werden: auch der russische Literaturprozeß durchläuft ja die europaweit aufeinanderfolgenden Richtungen vom Barock über den Klassizismus und sentimentalismus zur Romantik und dem gegen Ende aufkommenden Realismus. Am Beginn jedes Zeitabschnitts lassen Zeitzeugen in ihren kompetenten historischen Urteilen und Bewertungen jeweils ein buntes und charakteristisches kulturelles Mosaik der betreffenden Periode entstehen.

Die Übersetzungen bzw. Nachdichtungen wurden nach dem Grundsatz der inhaltlich-künstlerischen Qualität ausgewählt. Diesem Prinzip folgend konnten erfreulicherweise die Übersetzungen einer Reihe der frühesten und auch der bekannten jüngeren Übersetzer (K.F. von der Borg, J. Richter, F. Bodenstedt, W. Wolfsohn, F. Fiedler, A. Luther, W. Groeger, J. Gerlach, Th. Commichau, A. u. H. Graßhoff, M. Remané u.a.) aufgenommen werden. Gleichzeitig muß es als Vorzug der vorliegenden Sammlung angesehen wer-

den, daß für eine größere Zahl von Werken Übertragungen bekannter Übersetzer und Nachdichter unserer Zeit (M. u. R. Erb, U. Grüning, Th. Böhme, K. Müller) ausgewählt bzw. letztere und weitere für neue Nachdichtungen und Übersetzungen gewonnen werden konnten. Es sind insbesondere die Neu- und Erstübersetzungen (insgesamt fast 60% aller Titel), die durch künstlerischen Gewinn und die Vergrößerung der Gesamtzahl der deutschen Übersetzungen aus der russischen Literatur des 18./19. Jahrhunderts den Wert der Anthologie wesentlich mitbestimmen.

Zur Ausstattung des Buches gehören die Anmerkungen, die ausführliche Vorstellung der Autoren der literarischen Texte in Kurzbiographien, geordnet nach den im Leseteil des Buches eingenommenen Plätzen, ferner die Dokumentation der deutschen Übersetzungen und das ausführliche Quellenverzeichnis. Das Nachwort des Herausgebers, das die Abfolge der Dichterpersönlichkeiten und Werke berücksichtigt, gibt dem Leser eine Studie zur Entwicklung der russischen Literatur auf ihren historischen Grundlagen in die Hand, die sein Epochenverständnis vertieft und ihm erleichtert, die Texte einzuordnen.

Als deutsche Schreibweise der Namen der russischen Autoren und Titel wurde in den Textteilen im Interesse des angesprochenen breiteren Leserkreises das Transkriptionssystem des Duden angewandt. Im Verzeichnis der russischen Quellen wurden Autoren und Titel in der Transliteration wiedergegeben.

Der Herausgeber bringt seine große Freude und Genugtuung darüber zum Ausdruck, daß das Werk vieler gemeinsamer Anstrengungen nach Rückschlägen und langem Hoffen nunmehr erscheinen kann und dankt allen am letztendlichen Gelingen Beteiligten herzlich. Anerkennung und Dank gebührt dem Gustav Kiepenheuer Verlag Leipzig für die Betreuung des Buches in seiner Entstehungsphase. Unseren herzlichen Dank sagen wir unseren Nachdichtern und Übersetzern, die ihren bedeutenden Beitrag zum Zustandekommen des repräsentativen Textkorpus geleistet haben und seine Qualität in entscheidendem Maße bestimmen: Frau Annemarie Rau, Herrn Thomas Böhme, Herrn Roland Erb, Herrn Prof. Dr. Dietrich Freydank, Herrn Dr. Uwe Grüning, Herrn Dr. Klaus Müller. Herzlich möchten wir Frau Sylvia Opel, die die technische Ausfertigung übernommen hatte, für die gute Bewältigung ihrer umfangreichen und schwierigen Aufgaben danken. Der Herausgeber und seine Nachdichter danken dem Kultusministerium des Landes Sachsen-Anhalt herzlich für die finanzielle Unterstützung des Drucks der Anthologie. Besonderer Dank gebührt dem Verlag Otto Sagner und dem Herausgeber der Reihe „Sagners Slavistische Sammlung“, Herrn Prof. Dr. Peter Rehder, für die entgegenkommende Entscheidung zur Veröffentlichung der Anthologie und die freundlichen Hinweise zu ihrer Gestaltung.

Halle, im Juni 1998

Der Herausgeber

I N H A L T

I. Morgendämmerung der Neuzeit (1650-1700)

Epochenmosaik	13
Das Urteil des Schemjaka. Erzählung	14
Das Leben des Protopopen Awwakum von ihm selbst niedergeschrieben	20
Simeon Polozki: Arbeit	27
Der Unterschied	27
Der Priesterornat	27

II. Die Reformen Peters des Großen (1700-1730)

Hinwendung zur Neuzeit — Geburt der neuen Literatur

Epochenmosaik	31
Peter I.: Rangordnung	37
Prokopowitsch, Feofan: Lobrede auf die Bataille von Poltawa	38
Die Geschichte vom russischen Edelmann Alexander	41
Liebeslyrik	50
Possoschkow, Iwan: Das Buch von Armut und Reichtum	51

III. Thronrevolten und Glanz der Adelsherrschaft (1730-1762)

Die russische Aufklärung im Aufbruch — Literaturentwicklung im
Zeichen des Klassizismus

Epochenmosaik	57
Tatischechew, Wassili: Gespräch über den Nutzen der Wissenschaften	60
Kantemir, Antioch: Von der Verschiedenartigkeit menschlicher Leidenschaften. Satire	64
Trediakowski, Wassili: Anleitung zur russischen Verskunst Lob auf das ländliche Leben	77
Lomonossow, Michail: Ode auf die Einnahme von Chotin Russische Grammatik. Widmung	80
Über den Nutzen der kirchlichen Schriften	84
Inscription für das Standbild Peters des Großen	85
Brief an Schuwalow	89
Hymne auf den Bart	90
Die Grille	91
Sumarokow, Alexander: Epistel über die russische Sprache Sonett. Verlier, o Schöne, nicht vergebens deine Zeit	94
Bogdanowitsch, Iwan: Geld	98
	99

IV. Das Zeitalter Katharinas II. (1762-1796)

Das Erstarken der Aufklärung — Literatur zwischen Ideal und Wirklichkeit

Epochenmosaik	103
Bolotow, Andrei: Leben und Abenteuer	106
Katharina II.: Instruktion	111
O, diese Zeit!	114
Nowikow, Nikolai: Rezept für den Herrn Ohneverstand	119
Eine wahre Begebenheit	120
Auszug aus einer „Reise nach xxx.“ Von I. T.	126
Vermischtes: Rätsel.	129
Der lachende Demokrit	130
Aphorismen	130
Fonwisin, Denis: Gespräch mit meinen Dienern Schumilow,	
Wanka und Petruschka.	131
„Fragen“ und „Antworten“	135
Der Landjunker	137
Über die staatlichen Grundgesetze	142
Sumarokow, Alexander: Über den Adel	144
Aus dem 145. Psalm	146
Cheraskow, Michail: Die Rossiade	147
Knjashnin, Jakow: Wadim von Nowgorod	150
Kurganow, Nikolai: Der Briefsteller	154
Dershawin, Gawrla: Den Herrschern und Richtern	156
Anakreontische Lieder	157
An Jewgeni. Das Leben in Swanka	160
Chemnizer, Iwan: Fabeln	168
Neledinski-Melezki, Juri: Lieder	169
Radischtschew, Alexander: Über die absolute Gewalt	172
Reise von Petersburg nach Moskau	173
Die Freiheit	177
Brief an einen Freund in Tobolsk	182
Du möchtest wissen	185
Das 18. Jahrhundert	185
Murawjow, Michail: Der Hain	187
Beobachtungen und Gedanken	190

V. Rußland 1796-1825

Despotie — liberale Hoffnungen — nationaler Aufbruch.
Literatur auf der Suche nach nationaler Identität und Modernität

Epochenmosaik	195
---------------	-----

Krylow, Iwan: Lobrede zum Gedenken an mein Großväterchen	198
Fabeln	202
Kapnist, Wassili: Das Ränkespiel	205
Des armen Schluckers Reichtum	206
Karamsin, Nikolai: Die Insel Bornholm	207
Briefe eines russischen Reisenden	217
Über Vaterlandsliebe und Nationalstolz	222
Die Geschichte des russischen Reiches	226
Dmitrijew, Iwan: Traurig seufzt ein graues Täubchen	234
Shukowski, Wassili: Der Abend	235
Swetlana	238
Theon und Aischines	245
Das Meer	249
Batjuschkow, Konstantin: Meine Penaten	250
Der Schatten des Freundes	257
Ein Abend bei Kantemir	259
Dawydow, Denis: An Burzow. Einladung zum Punsch	269
Entscheidungsabend	270
Glinka, Fjodor: Briefe eines russischen Offiziers	271
Katenin, Pawel: Der Waldgeist	273
Wjasemski, Pjotr: Auf ein Schiff	278
Gneditzsch, Nikolai: Rede über die Bestimmung des Dichters	279
Rylejew, Kondratij: An einen Günstling	283
Soll ich des Menschen Würde schänden	284
Gribojedow, Alexander: Verstand schafft Leiden	285
Puschkin, Alexander: An Tschaadajew	288
Das Dorf	289
Erloschen sind des Tages Gluten	291
An das Meer	292
Bacchantisches Lied	294
Winterabend	294
Der Prophet	295
Ich liebte Sie	296
Über die Prosa. Über die Volkstümlichkeit	296
Boris Godunow. Monolog des Boris	298
Eugen Onegin. Tatjanas Brief an Onegin	300
Onegins Reise	302
Russische Literatur 1650-1825 — Nachwort zum Lesebuch	305
Anmerkungen	330
Autoren, Übersetzer, Quellen	347

I.

**MORGENDÄMMERUNG DER NEUZEIT
(1650-1700)**

E P O C H E N M O S A I K

In der Regierungszeit Alexei Michailowitschs offenbarte sich im Leben die Notwendigkeit der Reform und der Annäherung an Europa. Viele Versuche wurden in dieser Richtung unternommen [...]

Wissarion Belinski (1839)

Noch in der Regierungszeit Alexei Michailowitschs gab sich der Geist der Veränderung, als ein neues, noch unbewußtes Bedürfnis Rußlands immer wieder, bald da, bald dort, zu erkennen [...]

Wissarion Belinski (1843)

Der westliche Einfluß resultierte aus dem Gefühl der nationalen Schwäche, und Quelle dieses Gefühls war die in den kriegerischen Auseinandersetzungen, den diplomatischen Beziehungen, im Handel, verglichen mit den westeuropäischen, immer offenkundiger werdende Dürftigkeit der eigenen materiellen und geistigen Mittel, was letztendlich das Bewußtsein der eigenen Zurückgebliebenheit hervorbrachte. [...] Der westliche Einfluß drang allmählich in alle Sphären des Lebens ein, veränderte Begriffe und Beziehungen, setzte gleichermaßen die staatliche Ordnung wie das gesellschaftliche und alltägliche Leben unter Druck, rief neue politische Ideen und soziale Forderungen, neue Formen des Zusammenlebens und neue Wissensgebiete hervor, veränderte Kleidung, Sitten, Gewohnheiten und Überzeugungen, wandelte das äußere Bild und die geistige Welt des russischen Menschen. [...]

Wassili Klutschewski über die Ursachen und Wirkungen des westlichen Einflusses (1908)

D A S U R T E I L D E S S C H E M J A K A

(2. Hälfte des 17. Jh.)

„Hilf, Bruder, lieber Bruder mein,
 Hilf, Reicher du, dem Armen;
 Wirst gegen mich doch menschlich sein,
 Wirst meiner dich erbarmen;
 Leih' mir den Gaul auf einen Tag,
 Daß ich zu Holze fahren mag;
 Gar grausam ist der Winter !“ —

„Dich lehrt das Roß, das du verlangst,
 Die Zunge zu bewegen;
 Wann erst du an zu betteln fangst,
 Wird's nicht so bald sich legen.
 So nimm es hin und scher dich fort,
 Und sieh dich vor, denn, auf mein Wort,
 Heut ist's zum letzten Male.“ —

„Hilf, Bruder, lieber Bruder mein,
 Hilf, Reicher du, dem Armen !
 Wirst gegen mich doch menschlich sein,
 Wirst meiner dich erbarmen;
 Du gibst das Kummet noch daran,
 Daß ich zu Holze fahren kann,
 Du leihst mir noch das Kummet.“ —

„Wirst mich in einem Atemzug
 Um Haus und Hof noch bitten;
 Du hast das Roß, das ist genug,
 Hier, Punktum! abgeschnitten.
 Was zauderst du? so scher dich fort,
 Du kriegst es nicht, nein! auf mein Wort,
 Ich leide dir kein Kummet.“

Und gab er nicht das Kummet her,
 Wird nur der Gaul es büßen,
 Wird mit dem Schwanze weit und schwer
 Den Schlitten ziehen müssen.
 „Noch diese Scheiter obenauf, —
 Nun ist's gepackt; lauf, Schimmel, lauf !
 Heut gilt's zum letzten Male.“

Und wie er kam in seinem Stolz,
 Nichts ahnend von Gefahren,
 Mit einem tücht'gen Fuder Holz
 Den Hof hinangefahren;
 Erlitt er Schiffbruch schon am Ziel, —
 Es stolperte der Gaul und fiel
 Und riß sich, ach! den Schwanz aus.

„Hier, Bruder, lieber Bruder, schau !
 Hier hast den Gaul du wieder;
 Nimm's, Bruderherz, nicht so genau,
 Er hat gesunde Glieder,
 Er ist noch gut, er ist noch ganz;
 Es fehlt ihm nichts als nur der Schwanz,
 Der Schwanz — ist ausgerissen.“

„Und hast du mir mein gutes Pferd
 Verstümmelt und geschändet.
 Und zahlst du mir nicht gleich den Wert,
 So weiß ich, wie das endet:
 Schemjaka spricht, der Richter, schon
 Mit dir aus einem andern Ton;
 Du folgst mir vor den Richter.“

Dem Armen, der die Sach' ermißt,
 Behaget schlecht das Wandern;
 Weil's aber doch nicht anders ist,
 So folgt er still dem andern.
 Sie kamen, wo zur rechten Hand
 Am Weg die weiße Schenke stand,
 Zeit war es, einzukehren.

Gleich ward der grüne Branntewein
 Dem Reichen aufgetragen;
 Mit trank der Wirt, das muß so sein,
 Dem Armen knurrt der Magen;
 Er steiget auf die Ofenbank,
 Verschlafen will er Speis' und Trank;
 Er hat's nicht zu bezahlen.

Der Hunger ist ein scharfer Gast,
 Der Schlaf hat seine Launen;
 Er findet oben keine Rast,

Er hört sie unten raunen;
 Er dreht sich hin, er dreht sich her
 Und stürzt am Ende plump und schwer
 Herunter auf die Wiege.

„Mein Kind! Mein Kind! es ist ersticket!
 Der hat den Mord begangen!
 Du hast's erwürgt, du hast's erdrückt,
 Du wirst vom Galgen hangen!
 Schemjaka spricht, der Richter, schon
 Mit dir aus einem andern Ton;
 Du folgst mir vor den Richter!“

Zum Richter wallten nun die drei,
 Sich um ihr Recht zu balgen;
 Dem Armen ward nicht wohl dabei,
 Er träumte Rad und Galgen;
 Drum auf der Brücke, die nun kam,
 Er plötzlich einen Anlauf nahm,
 Er sprang, dem Tod entgegen.

Just unterhalb der Brücke fuhr
 Ein Greis in seinem Schlitten;
 Im Fall erdrückt er diesen nur,
 Und hatte nichts gelitten. —
 „Ein Mord! ein Mord! du hast's vollbracht,
 Hast mir den Vater umgebracht!
 Du folgst mir vor den Richter!“

Zum Richter wallten nun die vier,
 Der Arme gar mit Grimme:
 „Was hilft mein Sterbenwollen mir?
 Das Schlimmste jagt das Schlimme.
 Zwei Tote zu dem Pferdeschweif!
 Und bin zum Galgen ich schon reif,
 So will ich Rache haben.

Den Stein da will ich in mein Tuch
 Gewickelt bei mir tragen,
 Und lautet wider mich sein Spruch,
 Ich schwör', ihn zu erschlagen;

Nicht hab' ich Geld, nicht hab' ich Gut,
 Und soll ich geben Blut um Blut,
 Will Blut um Blut ich nehmen.“

Auf hohem Richterstuhle sitzt
 Schemjaka da, der Weise;
 Die Kläger treten ein erhitzt
 Und stellen sich zum Kreise;
 Der Arme, zorn'gen Herzens, stellt
 Sich hinter sie, und fertig hält
 Er schon den Stein zum Wurfe.

Der reiche Bruder war nicht faul,
 Die Klage zu erheben:
 „Der Schwanz, der Schwanz fehlt meinem Gaul,
 Den soll er wiedergeben!“
 Dicht hinter ihm der Arme stand,
 Hielt hoch den Stein in seiner Hand
 Und drohte schon dem Richter.

Gerechtigkeit war immer blind;
 Schemjaka sah's von ferne,
 Er meinte: „Hundert Rubel sind
 Es wohl, die nehm' ich gerne.
 Und rechtens folgt daraus der Schluß,
 Daß er den Gaul behalten muß,
 Bis wieder ihm der Schwanz wächst!“

Der Schenkewirt trat zum andern vor,
 Die Klage zu erheben:
 „Das Kind, das Kind, das ich verlor,
 Er soll's mir wiedergeben!“
 Dicht hinter ihm der Arme stand,
 Hielt hoch den Stein in seiner Hand
 Und drohte noch dem Richter.

Gerechtigkeit war immer blind;
 Schemjaka sah's von ferne:
 „Aha! noch hundert Rubel sind
 Zu haben, herzlich gerne !
 So nehm' er denn zu sich dein Weib
 Und zeuge dir aus ihrem Leib
 Ein Kind, das dich entschädigt!“

Zuletzt begann des Greises Sohn
 Um Mord ihn anzuklagen:
 „Gib diesem Mörder seinen Lohn!
 Mein Vater liegt erschlagen.“
 Dicht hinter ihm der Arme stand,
 Hielt hoch den Stein in seiner Hand
 Und drohte baß dem Richter.

Gerechtigkeit war immer blind;
 Schemjaka sah's vom weiten:
 „Ei, Gottesegen! wieder sind
 Hier hundert zu erbeuten. —
 So sollt ihr zu der Brücke gehen,
 Er unten und du oben steh'n;
 Dann springst du und erschlägst ihn!“

Und früh erschien am andern Tag
 Der Arme vor dem Reichen:
 „Gib her den Gaul! Schemjaka mag
 Ich Salomon vergleichen.
 Gewiß, ich bring' ihn dir zurück,
 Sobald ihm nur zu gutem Glück
 Hinwiederum der Schwanz wächst.“ —

„Ich hab's bedacht, es war nicht klug,
 Um einen Roßschweif zanken;
 Der Gaul ist mir so gut genug,
 Ich will für Bess'res danken.
 Laß Freund' uns sein! Ich schenke dir
 Die Ziege mit dem Zicklein hier,
 Und noch zehn Rubel Silber.“

Dem Schenk wirt macht' er den Besuch:
 „Ich will dein Weib mir holen,
 Du weißt Schemjakas Richterspruch,
 Und was er mir befohlen;
 Ich will zur Sühne meiner Schuld
 Die Straf' erleiden in Geduld,
 Und gleich zum Werke schreiten.“ —

„Bemüh dich nicht! Es tut nicht Not;
 Viel Kinder, viele Sorgen;
 Und ist mein armes Kindlein tot,

Ich will kein fremdes borgen.
 Als Friedenspfand nimm diese Kuh,
 Das Kalb, die Stute noch dazu,
 Und hundert Rubel Silber!“

Er kam zu dem verwaisten Sohn:
 „Ich bin bereit zum Tode,
 Du kennst Schemjakas Urteil schon,
 Ich steh’ dir zu Gebote.
 Was zauderst du? der Weg ist lang;
 Der kleine Sprung, der mir gelang,
 Er wird dir schon gelingen.“—

„Der weite Gang unnötig ist,
 Gefällt mir auch mitnichten;
 Ich bin versöhnlich als ein Christ,
 Wir wollen’s gütlich schlichten;
 Und weil die Sache dich verdroß,
 So schenk’ ich dir ein gutes Roß,
 Dazu dreihundert Rubel.“

Und wie sein Vieh er überschaut
 Und läßt die Münze klingen,
 Tritt ein Schemjakas Diener traut,
 Ein seltsam Wort zu bringen:
 „Gib her, was du gezeiget hast,
 Der weißen Rollen Silberlast,
 Gib her dreihundert Rubel!“—

„Dreihundert Rubel! sagst du? Nein,
 Wer hat die zu verschenken?
 Gezeiget hab’ ich ihm *den Stein*,
 Den nimm zum Angedenken!
 Mißfiel sein Spruch mir, sag’s ihm nur,
 Geschworenhatt’ ich einen Schwur,
 Mit *dem* ihn zu erschlagen.“ —

„Den Stein, o Herr, den schickt er nur,
 Und läßt dabei dir sagen:
 Mißfiel dein Spruch ihm, galt sein Schwur,
 Mit dem dich zu erschlagen.“

Da hat gehustet, sich geschneuzt
 Schemjaka, und zuletzt bekreuzt:
 „Gottlob! das lief noch gut ab.“

D A S L E B E N D E S P R O T O P O P E N
 A W W A K U M
 v o n i h m s e l b s t n i e d e r g e s c h r i e b e n .
 (Auszüge) (1672-1675)

Dem segnenden Wunsche meines geistlichen Vaters, des Starez Jepiphani, gehorchend, habe ich, der sündige Protopop Awwakum, mit eigener Hand dies niedergeschrieben. Und wenn auch meine Art zu reden einfach und gewöhnlich ist, so möget ihr, die ihr dies leset und hört, um des Herrn willen unsere schlichte Rede doch nicht verachten. Denn ich liebe meine russische heimatliche Sprache, und mit philosophischem Zierrat meine Rede zu schmücken bin ich nicht geübt. Denn nicht die schönen Worte erhöret Gott, sondern unsere guten Werke will Er. [...] Deshalb sorge ich mich nicht um die Schönheit meiner Rede und halte auch meine russische Sprache nicht für gering. Doch um meiner Sünden willen bitte ich euch um Verzeihung, und euch und allen Knechten in Christo wird Gott verzeihen. Amen. [...]

Oh! Allerheiligste Dreifaltigkeit, Gott und Erhalter der ganzen Welt! Befördere und lenke mein Herz, auf daß ich mit gutem Geist beginnen und ein gutes Werk vollbringen möge, denn ich, ein Unwürdiger, will nun sprechen; doch meine Unvernunft erkennend, stürze ich nieder und bete zu Dir, um Deinen Beistand zu erflehen. Leite meinen Verstand und stärke mein Herz, damit ich vorbereitet sei, gute Werke zu verrichten, auf daß ich einst, verklärt durch diese guten Werke, bei Deinem Hochgerichte im Kreise Deiner Auserwählten zu Deiner Rechten stehen möge [...].

[Streiter für den rechten Glauben]

Geboren wurde ich im Gebiet von Nishni Nowgorod, jenseits des Flusses Kudma, im Dorfe Grigorowo. Mein Vater war der Priester Pjotr, meine Mutter war Maria, die als Nonne den Namen Marfa erhielt. Mein Vater ergab sich dem Trunke, meine Mutter aber fastete und betete und lehrte mich stets die Gottesfurcht [...] Zum Diakon wurde ich mit einundzwanzig Jahren ernannt und zwei Jahre darauf zum Priester geweiht. Acht Jahre war ich Pope, dann wurde ich von den rechtgläubigen Bischöfen zum Protopopen

ernannt. Seitdem sind zwanzig Jahre vergangen, und insgesamt dreißig Jahre ist es her, daß ich die Priesterwürde erhielt.

Als ich Pope war, habe ich viele Beichtkinder um mich gehabt, es werden an die fünf- bis sechshundert gewesen sein. Ohne mir Ruhe zu gönnen, habe ich Sünder in den Kirchen und Häusern und an den Wegkreuzungen sowie in den Städten und Dörfern eifrig meinen Dienst versehen. Darüber hinaus habe ich auch in der Zarenstadt und im sibirischen Lande gepredigt und Gottes Wort gelehrt — es werden an die fünfundzwanzig Jahre gewesen sein [...]

[Erste Prüfungen]

Bald darauf geschah mir, wie geschrieben steht: Stricke des Todes hatten mich umfangen, und Ängste der Hölle hatten mich getroffen, ich kam in Jammer und Not.

Ein Stadthauptmann hatte einer Witwe die Tochter weggenommen, und ich bat ihn, das arme Kind der Mutter wieder zurückzugeben. Doch er mißachtete unser flehentliches Bitten, erhob einen Sturm gegen mich, und mit einer ganzen Horde drang er in die Kirche ein, wo sie mich zu Tode schlugen. Und tot blieb ich auch liegen, eine halbe Stunde oder mehr. Durch Gottes Willen aber kam ich wieder zum Leben. Darüber erschrak er und gab das Mädchen wieder heraus. Bald aber hetzte ihn abermals der Teufel. Er kam in die Kirche, und im heiligen Meßgewande schlug er mich und zerrte mich an den Füßen in der Kirche umher, ich aber betete dabei.

Ein andermal war wieder ein Hauptmann über mich in Zorn geraten. Der kam zu mir ins Haus gerannt, schlug mich und biß mir in einen Finger der Hand, wie ein toller Hund. Als aber seine Gurgel sich mit Blut füllte, ließ er meine Hand wieder aus seinen Zähnen, ließ mich stehen und ging wieder nach Hause. Ich dankte Gott, umwickelte meine Hand mit einem Tuch und ging zum Abendgottesdienst. Auf dem Wege dorthin aber stürzte er sich wieder auf mich, mit zwei kleinen Pistolen in der Hand. Und von ganz nahe feuerte er auf mich. Durch Gottes Fügung aber verprasselte das Pulver in der Pfanne. [...] Hernach hat er mir Haus und Hof weggenommen, hat mich davongejagt, ganz ausgeraubt und mir nicht einmal Brot für den Weg gelassen. [...]

Bald darauf aber vertrieben mich andere abermals von jenem Ort. Ich begab mich nach Moskau. [...] Bald danach traf Nikon ein, damals noch unser Freund, der die Gebeine des Metropoliten Philipp aus dem Solowezkikloster nach Moskau überführte. [...] Als jener ankam, benahm er sich uns gegenüber wie ein Fuchs, verneigte sich und grüßte freundlich. Er wußte, daß er zum Patriarchen vorgeschlagen war, und darum sollten ihm von keiner Seite irgendwelche Hindernisse in den Weg gelegt werden. Doch

wozu von all diesen Intrigen sprechen! [...] Als man ihn dann zum Patriarchen gemacht hatte, ließ er seine Freunde nicht einmal mehr in den Kreuzsaal vor. Nun aber versprühete er sein Gift. Während der Großen Fastenzeit sandte er Iwan Neronow an der Kasaner Kirche ein Edikt. Er war mein Beichtvater, und ich lebte ständig bei ihm an der Kirche. [...] In seinem Brief schrieb Nikon: „[...] Gemäß der Überlieferung der heiligen Apostel und der heiligen Väter geziemt es sich nicht, bei den Verbeugungen niederzuknien, sondern Ihr dürft Euch nur bis zum Gürtel verneigen; auch müßt Ihr Euch mit drei Fingern bekreuzigen.“

Da kamen wir alle zusammen und machten uns schwere Gedanken; wir sahen, wie ein eisiger Winter heraufzog. Unser Herz erstarnte, und unsere Füße begannen zu zittern. Neronow überließ mir die Kirche und zog sich in die Einsamkeit des Tschudowklosters zurück. Sieben Tage lang betete er in seiner Zelle. Und während des Gebets ertönte vom Heiligenbild herab eine Stimme: „Die Zeit des Leidens ist angebrochen, und Euch kommt es zu, alles standhaft zu ertragen!“ Unter Tränen berichtete er mir davon und auch dem Bischof Pawel von Kolomna, den Nikon später im Gebiet von Nowgorod auf dem Scheiterhaufen verbrennen ließ. Dann erzählte er es Daniil, dem Protopopen aus Kostroma, sowie der ganzen Bruderschaft. [...]

Bald darauf ließ Nikon Daniil im Kloster hinter dem Twerer Tor ergreifen und im Beisein des Zaren das Haupt scheren. Sie rissen ihm das Oberkleid herunter, beschimpften ihn und schafften ihn in die Backstube des Tschudowklosters, und nachdem man ihn grausam gemartert hatte, verbannte man ihn nach Astrachan. Dort drückten sie ihm die Dornenkrone aufs Haupt und quälten ihn in einem Erdverlies zu Tode. [...] Dann aber ergriff man mich. [...]

[Leiden in der sibirischen Verbannung]

Darauf verschickten sie mich mit meiner Frau und den Kindern nach Sibirien. Wieviel Elend es unterwegs gab, darüber ließe sich viel sagen, einiges davon will ich erwähnen.

Die Protopopin hatte einen Knaben zur Welt gebracht, und man schaffte sie, noch ganz krank, auf einem Bauernwagen bis nach Tobolsk. Dreitausend Werst legten wir mühsam in ungefähr dreizehn Wochen zurück, im Wagen oder zu Wasser, die Hälfte davon auf dem Schlitten. Der Erzbischof von Tobolsk gab mir eine Anstellung. An jener Kirche aber traf mich großes Unglück. In anderthalb Jahren bezichtigte man mich fünfmal des Staatsverbrechens. [...]

Hierauf traf ein Erlaß ein: man befahl, mich aus Tobolsk an die Lena zu schaffen — dafür, daß ich an Hand der Heiligen Schrift Nikons Ketzerei

mir befohlen war, und [...] fuhr an die Lena. Doch als ich in Jenissejsk ankam, traf ein anderer Erlaß ein: man befahl, mich nach Daurien zu schaffen, das zwanzigtausend Werst oder mehr von Moskau entfernt ist. Und man übergab mich der Kriegerschar des Afanassi Paschkow, der sechshundert Mann bei sich hatte. Dieser aber war meiner Sünden wegen ein grober Geselle: ohne Unterlaß trieb er seine Leute, mißhandelte und prügelte sie. Ich habe ihm deswegen wiederholt Vorhaltungen gemacht, geriet aber schließlich selbst unter seine Fäuste. Aus Moskau war ihm auch von Nikon empfohlen worden, streng mit mir zu verfahren.

Von Jenissejsk fuhren wir ab und kamen an die Große Tunguska. Da lief infolge des Sturmes meine Barke auf Grund und füllte sich mitten auf dem Fluß voll Wasser, außerdem riß das Segel. Nur das Verdeck ragte noch aus dem Wasser hervor, alles andere versank. Meine Frau zog irgendwie die Kinder aus dem Wasser aufs Verdeck hinauf und lief mit bloßem Kopf umher. Ich aber blickte zum Himmel und schrie: „Herr, rette uns! Herr, hilf uns!“ Und durch Gottes Fügung wurden wir ans Ufer getrieben. [...] Von einem anderen Boot wurden zwei Mann hinweggespült und ertranken in den Fluten. Danach setzten wir am Ufer alles instand und fuhren wieder weiter.
[...]

An der zweiten, der Langen Stromschnelle [...] zwang er mich, das Boot zu verlassen: „Deinetwegen schwimmt die Barke so schlecht, denn du bist ein Ketzer! Geh du nur auf den Höhen entlang, mit den Kosaken wirst du nicht weiterfahren!“ Ach, da begann mein Elend. Wie eine Mauer standen die hohen Berge, unüberquerbare Schluchten und die steilen Felswände da, schon beim Hinaufschauen renkt man sich den Hals aus. In jenen Bergen halten sich riesige Schlangen auf, hier nisten Wildgänse und Enten mit prachtvollem Federkleid, schwarze Raben und graue Dohlen. In jenen Bergen gibt es Adler und Falken, Geier und Truthühner sowie Pelikane und Schwäne und andere wilde Vögel in unendlicher Vielzahl. In jenen Bergen streifen auch viele wilde Tiere umher: Ziegen und Hirsche, Wisente und Elche sowie Wildschweine, Wölfe und Wildschafe — unmittelbar vor unseren Augen, aber fangen kann man sie nicht. An jenen Bergen setzte mich Paschkow aus, damit ich mit den wilden Tieren, Schlangen und Vögeln hause. [...]

Dann kamen wir zum Irgensee. Dort ist die Wasserscheide, und wir mußten unsere Boote über Land schleppen. Da nahm er mir meine Leute weg und erlaubte mir nicht, andere zu mieten. Meine Kinder waren noch klein, es waren viele Esser, aber ich hatte niemanden für die Arbeit. Da zimmerte sich der arme Tropf von Protopope selber einen Schlitten, um darauf den ganzen Winter das Boot über Land zu ziehen. Die Mannschaft hatte Hunde zum Vorspann, ich aber hatte auch die nicht, und so mußten zwei meiner Buben, die noch ganz klein waren, wie arme Rößlein den Schlitten

mit mir über den Berg ziehen. Der war an die hundert Werst breit, und mit knapper Not kamen wir Armen hinüber. Unser Mehl und den Säugling hatte die Protopopin auf den Rücken genommen, und die kleine Agrafena, mein Töchterchen, trabte zu Fuß daneben her. Doch wenn es nicht mehr weiterging, fiel sie auf den Schlitten, und dann zogen wir, ich und ihre Brüder, sie wieder ein Weilchen auf dem Schlitten. Weinen und lachen muß ich doch wieder, wenn ich an damals zurückdenke. Wie die Kinderchen dann, wenn sie schon ganz erschöpft waren, in den Schnee hinfielen, und wie die Mutter dann jedem ein Stückchen Pfefferkuchen in den Mund steckte. Wenn sie dann wieder etwas gegessen hatten, nahmen sie halt wieder den Gurt, und so gings weiter. [...]

Es war nun schon der vierte Sommer seit meiner Abfahrt zu Schiff aus Tobolsk. Wir flößten Holz für den Häuserbau und für die Stadtbefestigung. Bald hatten wir nichts mehr zu essen. Vor Hunger und vom Herumwaten im Wasser begannen die Leute dahinzusterben. Der Fluß war zu seicht, die Flöße zu schwer, die Aufseher unbarmherzig, ihre Stöcke wuchtig, die Knüppel knorrig, die Peitschen scharf und grausam die Foltern: Feuer und Rad. Die Leute waren ausgehungert, die geringste Quälerei brachte den Tod. Schon ohne Prügel konnten sie ja kaum erschnaufen. Seit dem Frühjahr hatte man für je zehn Mann einen Sack Heringe ausgegeben. Und das für den ganzen Sommer. Und dabei sollte man schwer arbeiten? Sich anderswo etwas zu essen zu suchen, war strengstens verboten. Ging einmal so ein armer Teufel fort, um sich etwas Weidenkätzchen für ein Mus zusammenzulesen, so bekam er den Prügel auf den Kopf: „Du hast dazubleiben, und wenn du stirbst bei der Arbeit!“. Sechshundert Mann hatte er, doch bei dieser Arbeit hatte er sie schließlich alle gegen sich. Ach, das waren schreckliche Zeiten! [...] An der Nertscha lebten wir nur noch von Gras. Paschkow ließ alle Leute Hungers sterben, und keiner durfte sich anderswo einen Lebensunterhalt beschaffen. Nur ein kleiner Umkreis blieb ihnen. Sie irrten durch die Steppen und Felder, gruben Gräser und Wurzeln aus, und wir gingen mit ihnen. Aber während des Winters blieben uns nur die Kiefern. Manchmal schenkte uns Gott auch Pferdefleisch, oder wir fanden die Knochen eines Tieres, das die Wölfe gerissen hatten; und was der Wolf nicht aufgefressen hatte, verschlangen wir mit Haut und Haar. Andere aßen sogar steifgefrorene Wölfe und Füchse und was sie sonst bekommen konnten, jeden Unrat ... Ach, waren das Zeiten! Auch mir starben in jener furchtbaren Notzeit zwei Söhne. Mit den übrigen durchstreifte ich, nackt und bloß, die Berge und das spitze Gestein. Wir ernährten uns kümmерlich von Gräsern und Wurzeln und schlügen uns recht und schlecht durch. Und auch ich, ich Sünder, habe notgedrungen vom Fleisch der Stuten, vom Aas der Tiere und vom Fleisch der Vögel mitgegessen. Wehe meiner sündigen Seele! Ach, daß ich genug Wasser hätte in meinem Haupte und meine Augen Tränenquellen wären, damit ich meine arme Seele beweinen könnte, die ich durch irdische Ge-

0056787
nüsse so schändlich zugrunde gerichtet habe. [...] Im daurischen Lande währte dieses grenzenlose Elend an die sechs bis sieben Jahre. [...] Von der Nertscha kehrten wir dann wieder nach Rußland zurück. [...]

[Rückkehr]

[...] Wir fuhren aus Daurien los, und es begann uns an Nahrung zu mangeln. Alle zusammen beteten wir da zu Gott, und Christus bescherte uns einen Wisent, ein riesiges Tier, womit wir bis zum Baikalsee ausreichten. Am Ufer dieses Sees trafen wir auf ein Zobeljägerlager mit russischen Landsleuten, die dort Fischfang betrieben. [...] Sie gaben uns Lebensmittel, soviel wir brauchten. [...]

Mit unserem Schiff gelangten wir wieder zu russischen Städten, und ich erfuhr wieder etwas über unsere Kirche: daß sie nichts erreicht hatte, sondern das allgemeine Murren noch stärker geworden war. [...] In Jenissejsk schlug ich mein Winterquartier auf, im Sommer fuhr ich dann auf dem Wasser weiter und überwinterte in Tobolsk. Auf meiner Reise nach Moskau predigte ich in allen Städten und Dörfern, in den Kirchen und auf den Marktplätzen laut Gottes Wort, und da ich es lehrte, entlarvte ich den gottlosen Betrug. So gelangte ich schließlich nach Moskau. Drei Jahre hatte unsere Rückreise von Daurien gedauert, dorthin aber waren wir sogar fünf Jahre stromaufwärts gezogen, immer gen Osten, mitten durch die Stämme und Wohnsitze der Einheimischen. Vieles ließe sich darüber noch erzählen! [...]

Als ich in Werchoturje ankam, wunderte sich auch mein Freund Iwan Bogdanowitsch Kamynin über mich:

„Wie kamst du da nur durch, Protopope?“

Ich aber sprach: „Christus hat mich durchgetragen, und die allerreinste Gottesmutter hat mich geleitet. Ich fürchte niemanden, nur Christus allein fürchte ich. „

[In Moskau]

Von meinen Schicksalen in Moskau will ich nun wieder erzählen. Als jene sahen, daß ich mich mit ihnen nicht einigen wollte, gab der Zar Rodion Streschnjow den Befehl, mich zu überreden, daß ich wenigstens schwiege. [...] Man stellte mir auch in Aussicht, mich am Simeonstage im Druckhof anzustellen... Ich freute mich sehr darüber. [...] Unser guter alter Freund Fjodor Ritschtschew ließ mir gar durch seinen Schatzmeister sechzig Rubel in die Mütze legen. Von all den übrigen will ich gar nicht sprechen: jeder brachte alles nur Mögliche angeschleppt! Damals lebte ich ganz im Hause meiner lieben und verehrten Feodossija Prokopjewna Morosowa; sie und

ihre Schwester, die Fürstin Jewdokija Prokopjewna waren meine Beichtkinder. Ihr, meiner Augen Licht, ihr Märtyrerinnen Christi! [...] So verbrachte ich denn ungefähr ein halbes Jahr und sah, daß man in den Angelegenheiten der Kirche nicht vorangekommen war, sondern daß das Getümmel nur noch ärger ward. Da begann auch ich zu lärmern und schrieb dem Zaren einen langen Brief. [...] Seit jener Zeit begann der Zar mir gram zu werden; denn es war ihm nicht recht, daß ich wieder zu reden begonnen hatte. [...] Und so schaffte man mich nach Mesén. [...] Nur mit meinem Weib und meinen Kindern sowie dem Hausgesinde brachte man mich fort. [...]

Nachdem man mich dort anderthalb Jahre festgehalten hatte, brachte man mich ganz allein nach Moskau zurück. Nur zwei meiner Söhne, Iwan und Prokopi, fuhren mit mir; die Protopopin hingegen und alle übrigen blieben in Mesén. Als wir in Moskau ankamen, schaffte man mich zur Besserung ins Pafnutjewkloster, wo man mich in Ketten warf. [...]

[Die letzte Wegstrecke: Pustosersk]

Über meine Brüder wurde ebenfalls Gericht gehalten, mich aber hat man nicht gerichtet, sondern nach Pustosersk verbannt. [...] Damals hatte man auch befohlen, meine leiblichen Söhne Iwan und Prokopi aufzuhängen. Die Armen jedoch versäumten es und fanden nicht den Weg, den Siegeskranz zu erringen: der Tod schreckte sie, und sie unterwarfen sich. Man hat sie zusammen mit ihrer Mutter lebendig in einem Erdverlies begraben. [...] Dann kam jener selbige Obristleutnant, Iwan Jelagin, von Mesén auch zu uns nach Pustosersk, um unsere Aussagen aufzunehmen. [...] Daraufhin führte man uns zum Richtblock und verlas das Urteil. Mich aber richtete man nicht, sondern brachte mich wieder zurück in den Kerker. Denn im Urteil hieß es: „Awwakum ist in ein Erdverlies zu sperren und bei Wasser und Brot zu halten“ [...] Darauf ergriffen sie den Priester Lasar und schnitten ihm die Zunge bis zur Kehle ab. [...] Dann ergriffen sie den Einsiedler und Starez Jepiphani aus dem Solowezkikloster, einen ehrwürdigen Mönch und Asketen. Sie schnitten auch ihm die Zunge vollkommen heraus und hackten ihm vier Finger seiner Hand ab. [...] In Moskau hat man auch die übrigen von uns geschmort und gebraten. [...] Gott allein kennt ihre Zahl [...]

Simeon Polozki

V E R S S A T I R E N A U S D E M „B L U M E N R E I C H E N G A R T E N“ (1678-1679)

A r b e i t

Emsig arbeiten Bienen während der Sommerzeit
 Und sammeln süßen Honig aus Blüten von weit;
 Doch ist eine zur Arbeit zu träge,
 Räumt man sie im Stock aus dem Wege:
 Man stutzt ihr die Flügel und wirft sie hinaus, —
 So sind Bienen den Menschen im Vorbild voraus,
 Denn Müßiggang kennen sie nicht,
 Und Schaffen sei einem jeden Pflicht.
 Ein jeder nähre sich von seiner Mühe Früchte
 Und mache die des andern nicht zunichte.
 Unwilligen muß man Arbeit zuweisen
 Und lasse sie nicht unverdient speisen:
 „Wer nichts tut, der eß' auch nicht“, —
 So des Herrn Apostel spricht.
 Hat man sie erst von dannen getrieben,
 Lernen sie sich auch in der Arbeit üben.

D e r U n t e r s c h i e d

Willst du wissen, wer Zar und wer Tyrann,
 So heb bei Aristotel an:
 Den Unterschied er gut erklärt;
 Ein Zar der Untertanen Gut stets mehrt,
 Ein Tyrann indes nur sich bereichert
 Und den Menschen das Nötigste verweigert.

D e r P r i e s t o r o n a t

In abgerissener Kleidung geht umher der Philosoph
 Und kommt in seiner Not zum Zarenhof.
 Kaum angelangt, scheucht ihn der Wächter schleunigst fort;

So ergeht's ihm zwei-, dreimal und öfter an der Pfort'.
Doch angetan mit Meßgewand läßt man ihn vor,
Und unversehens öffnet sich des Zaren Tor.
Eilends wird er vor dem Herrscher sein Gewand küssen
Und läßt an Ehrerweisung ihm nichts missen.
Was das bedeute? — ihn der Zar jetzt fragt:
„Ich ehre, was mich ehrt“, — er als Antwort wagt, —
„Weil Weisheit Eingang hier nicht fand,
So legt' ich an dies Meßgewand.
Vergänglichkeit der Eitelkeit! Tugend nirgends zu erblicken,
Und schönes Gewandt ist mehr, als ein Mensch, Entzücken:
Wo Menschen zu Sittenreinheit nicht bereit,
Schafft Ehre sich vom Menschen neues Kleid.
Das Werk der Kunst wird achtungsvoll betrachtet,
Doch Natur des Menschen für unredlich nur erachtet,
Als ob vergänglich' menschlich' Kunst und Ehr'
Vortrefflicher als göttlich Ding wohl wär.“

II.

Die Reformen Peters des Großen
(1700-1730)

Hinwendung zur Neuzeit — Geburt der neuen Literatur

E P O C H E N M O S A I K

D I E Z E I T P E T E R S D E S G R O S S E N

Peter (der Große) erschien zur rechten Zeit. Das Bedürfnis nach Umwandlungen war schon in der Regierungszeit des Zaren Alexei Michailowitsch offenbar geworden, und die Abschaffung der Ämterbesetzung nach dem Geburtsrecht unter dem Zaren Fjodor Alexejewitsch (1682 — H.S.) war ebenfalls eine Folge dieses Bedürfnisses. Aber alles beschränkte sich auf Halbheiten, die keinerlei bemerkenswerte Folgen hatten. Nötig war eine vollständige, grundsätzliche Reform — „von den Gliedern des Körpers bis zum letzten Schlupfwinkel des menschlichen Geistes“, — und zur Durchführung einer solchen Reform bedurfte es eines gigantischen Genius, wie es Peter war.

Wissarion Belinski (1841)

Das Verlangen, aus der drückenden Lage, in welcher sich der Staat befand, herauszukommen, wurde immer größer, als gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts ein kühner, mit einem mächtigen Genius und einem unbeugsamen Willen ausgerüsteter Revolutionär auf dem Throne der Zaren erschien.

Peter I. war weder ein orientalischer Zar, noch ein Dynast, er war ein Despot nach Art des Wohlfahrtsausschusses, ein Despot auf eigene Faust und im Namen einer großen Idee, welche ihm eine unbestreitbare Überlegenheit über alles zusicherte, was ihn umgab. Er zerriß das mysteriöse Dunkel, worin die Person des Zaren gehüllt war, und warf die byzantinische Mönchskutte, womit sich seine Vorgänger schmückten, mit Widerwillen von sich. Peter konnte sich nicht mit der kläglichen Rolle eines christlichen Dalai-Lama begnügen, der mit vergoldeten Gewändern und mit Edelsteinen geputzt dem Volke von ferne gezeigt wurde, wenn er sich gravitätisch von seinem Palaste zu der Kathedrale Mariä Himmelfahrt, und von der Kathedrale Mariä Himmelfahrt wieder zurück in den Palast bewegte. Peter I. erschien vor seinen Untertanen wie ein einfacher Sterblicher. Man sieht ihn, den unermüdlichen Arbeiter, vom Morgen bis in die Nacht hinein, in einfachem, militärischem Überrock Befehle und Anweisungen zu deren Ausfüh-

Steuermann. Überall sieht man ihn ohne Gefolge, höchstens mit einem Adjutanten, durch seinen Wuchs über die Menge emporragend. Peter der Große war [...] die erste emanzipierte Persönlichkeit in Rußland, und eben deshalb ein gekrönter Revolutionär.

Alexander Herzen (1851)

Peter der Große hat sein Möglichstes getan, den Beamtenstand zu reformieren, indem er das Unwesen der Bestechung abstellte. Unerbittlich streng bestrafte er die bestechlichen Beamten und ließ angesehene Würdenträger, welche sich auf unrechtmäßige Weise bereichert hatten, hinrichten. Der Generalfiskal Nesterow wurde gerädert, der Gouverneur von Sibirien, Gagarin, gehängt; dem Baron Schafirov wurde erst auf dem Blutgerüst das Leben geschenkt. Peter drohte selbst seinem ‚Herzenskinde‘ Menschikow mit der Todesstrafe, wenn er seine unsaubere Handlungsweise nicht ändere, mußte es aber erlauben, daß der Generalfiskal Jagushinski, als Peter auf die geringste Bestechung die Todesstrafe setzen wollte, ihm entgegnete: „Wollen Ew. Majestät allein im Staate zurückbleiben? Wir alle stehlen: die einen mehr und plumper, die anderen weniger und geschickter.“

Sergej Solowjow (1879)

Die russische Literatur — als solche — beginnt erst mit dem XVIII. Jahrhundert, d.i. mit der Reform Peters I. — Aber es wäre völlig verkehrt zu denken, daß diese aus Westeuropa verpflanzte Literatur nicht mit Erfolg vom russischen Milieu aufgenommen worden wäre und sich nicht ihrerseits dieses Milieu angeeignet hätte. Im Gegenteil, sie breitete ihre ungemein lebendigen Wurzeln in den steinigen, harten, schmutzbedeckten Boden und entwickelte sich [...].

Alexander Herzen (1864)

K U L T U R N A C H R I C H T E N A U S S T . P E T E R S B U R G

„Es kam in diesem Sommer (1716) auch die Academie marine zum Stande, und war wohl keine vornehme Familie in dem ganzen Umkreis des großen Russischen Reiches, die nicht einen Sohn oder Verwandten über zehn und unter achtzehn Jahren in dieselbe schicken mußte, daher man diese Rekruten aus allen Ecken und Orten in Petersburg ankommen sahe, und man also in dieser Academie den Auszug des ganzen Russischen Adels beisammen findet. Sie werden nun schon seit vier Jahren in allen zur Navigation gehörigen Wissenschaften, auch in den Sprachen, Fechten und anderen Leibes-Exercitiis, von sehr geschickten Professoribus und Maitres unterwiesen, und in scharfer Zucht gehalten.“

*

„Die Buchdruckerei hat keiner Verbesserung nötig, und der Zar hat angefangen, in derselben Russische Zeitungen wöchentlich drucken zu lassen, um seinen Untertanen allgemach die Augen in Erkenntnis der Welt zu öffnen, in welcher Absicht denn auch Buddaei großes Lexicon zu Prag von vier in der Sclavonischen Sprache erfahrenen Mönchen translatiret wird. Des Puffendorff seine Einleitung zur Historie, die Colloquia Erasmi Roterodami, Arnds wahres Christentum, der Orbis pictus und andere nützliche Bücher sind schon seit drei Jahren in Russisch übersetzt und gedruckt gewesen.“

*

„Weil ich auf die Einführung so vielerlei Wissenschaften in Rußland geraten bin, so gehöret hier billig her, was der Zar nach der Zeit und bis Anno 1720 in denselben vermehret und gebessert hat. Die Eröffnung der bisher begraben gelegenen Bergwerke in Rußland ist nebst dem Schiff-Bau einer seiner vornehmsten Bemühungen; wie denn das Anno 1718 aufgerichtete Berg-Collegium allerlei gute Anstalten zur Aufnahme und Fortgang derselben machet, und in der Hoffnung ist, daß über die schon im Stande seiende eissenschüssige Gebirge und dem in Flüssen gefundenen zuwachsenden Gold-Sande, man auch das Gold, Silber und die geringere Metalle schacht- und stollen=weise zu entdecken Mittel und also bei dieser einträglichen Arbeit großen Reichtum finden wird.“

*

„Es würde zu weitläufig fallen, wenn ich alle zu dieser Materie gehörigen und besorgte Veranstaltungen, die Polizei=Ordnung, die Machinisten, Architecten und allerlei Künstler, von den nur erdenklichen Professionen anführen wollte, und begnüge mich nur noch zu bekräftigen, daß der Zar das utile mit dem jucundo zu vermischen weiß. Denn überdem, daß er die herrlichen Lust=Häuser, Gärten und die darin enthaltene Orangeries, Menageries, Cascaden, Grotten, jets d'eau etc. anlegen, kostbare in Holland verfertigte Glocken=Spiele auf die Haupt=Kirche setzen, Winter=Assembléen anstellen, den Grund=Riß zu einem Opern= und Concert=Hause verfertigen, und andere zu Ergötzung des Gemüts und Anlockung der Fremden dienende Sachen schon entwerfen lassen, hat er auch angefangen seine neue Residenz der gelehrten Welt beliebt zu machen.“

Wenn in Vermehrung der itzo schon kostbaren Bibliotheque fortgefahrene wird, muß sie in wenig Jahren unter die vornehmste von Europa, nicht der Zahl, sondern dem Werte nach, gerechnet werden. Die trefflichen Gemälde, welche der Zar besitzet, sind mit keinem Gelde zu bezahlen. Die Geschenke, welche so wohl er als seine Vorfahren aus allen Asiatischen Provinzen bekommen, und die in Petersburg verwahrlich aufzuhalten werden, machen ein vollenkommen curieuses Cabinet aus. [...] Das Haus der wilden Tiere, und insonderheit der schöne Löwe und seine Löwin, welche der Zarische Gesandte Wolinsky vor zwei Jahren mit aus Persien brachte, verdienen gleichfalls gesehen zu werden.“

*

„Von den Assembléen muß ich so viel erinnern, daß sie Anno 1719 angefangen sind und wöchentlich dreimal gehalten werden, und daß seine Zarische Majestät bei denselben ein Reglement drucken lassen, welches ich aus dem Russischen zu übersetzen der Mühe Wert gefunden, und folgenden Inhalts ist:

**V E R O R D N U N G , W I E D I E
A S S E M B L É E N I N P E T E R S B U R G
G E H A L T E N W E R D E N S O L L E N .**

Assemblée ist ein Französisches Wort, welches in der Rußischen Sprache nicht mit einem Worte gegeben werden kan. Es ist eine Anzahl Menschen, welche entweder zum Zeitvertreib, oder wegen einiger Affairen, sich mit einander versammlet. Ein Freund kan daselbst den andern sehen, und jeder von seinen Verrichtungen und andern nöhtigen Sachen sprechen, auch sich erkundigen, was hin und wieder vorgehet, mithin seine Zeit passiren. Auf was Art und Weise wie nun diese Assembléen gehalten haben wollen, ist aus folgenden zu ersehen:

- 1) Derjenige, bey welchem die Assemblée des Abends seyn wird, soll vor seinem Hause eine Schrift oder ander Abzeichen aushengen und einem jeden, so männlich als weiblichen Geschlechts, dadurch Nachricht geben.
- 2) Die Assemblée soll früher als um vier oder fünff Uhr nicht angefangen, und über zehn Uhr Abends nicht hinaus gesetzt werden.
- 3) Der Wirth ist nicht gehalten, die Gäste zu empfangen, zu begleiten oder zu nöhtigen, und ob er gleich sonst nicht aufzuwarten schuldig ist, muß er doch Stühle, Lichter, Trincken und das benötigte, was verlangt wird, auch allerley Spiele und das dabey gehörige anschaffen.
- 4) Niemand ist an eine gewisse Stunde zu kommen und zu gehen gebunden, gnug, wenn er sich auf der Assemblée sehenlasset.
- 5) Ein jeder hat Freyheit in der Assemblée nach Gefallen zu sitzen, zu gehen und zu spielen, ohne daß jemand bei Straffe des grossen Adlers (ist der Wein=und Brandtweins=Pockal) ihn daran hindern oder es ihm übelnehmen soll, und grüsset er übrigens nur beym kommen und weggehen.
- 6) Personen vom Range, als Edelleute und Ober=Officiers, auch bekannte Kauffleute und commendirende Meisters (hierunter werden vornehmlich die Schiff=Bauer verstanden) Cantzeley-Bediente nebst Frauen und Kindern sollen denen Assembléen beyzuwohnen Freyheit haben.
- 7) Den Laquayen (ausser die vom Hause) soll à parte ein Platz angewiesen werden, damit in den Zimmern der Assemblée gnugsamer Raum bleiben möge.

Bey diesen Assembléen wird nun in einem Zimmer getantzet, in dem andern allerley Karten=Bret=und sonderlich Schach=Spiel (in welchem auch die gemeinsten Russen excelliren) getrieben, in dem dritten Gemach gerauchet und Unterredung gepflogen, und in dem virten von dem Frauenzimmer Klumpsack ausgetheilet, und andere Spiele, wobey es was zu lachen giebt, vorgenommen.

Ob nun schon niemanden mehr Wein oder Brandewein zu trincken gegeben wird, als er verlanget, es sey dann, daß er denen Legibus, wie oft geschicht, zuwider gehandelt, so trincket sich doch mancher Russe einen guten Rausch und siehet die Erfindung der Assembléen als eine der besten Neuerungen in Rußland an.

Die Ordnung, diese Assembléen zu geben, trifft einen jedweden Vornehmen des Hofes ohngefehr einmahl im Winter, und der Policey=Meister kündiget es demjenigen an, bey welchem auf des Czaren Gutbefinden sie gehalten werden soll.“

*

„Es sollen auch mit der Zeit Opern und Comödien angelegt, und dazu ein Fonds ausgesuchet werden, ob gleich der Czar selbst an dergleichen Schau=Spielen, so wenig als an der Jagd ein Belieben findet.

(Die Russen haben zwar selbst einen theatralischen Versuch gethan, aber aus Mangel guter Anweisung, bisher noch schlechte Proben abgeleget.)

Die Printzeßin Natalia ließ eine Tragödie noch vor der Abreise des Czaren spielen, worin ein jeder Erlaubniß hatte zu kommen. Ein grosses wüstes Haus hatte sie zu dem Ende zubereiten, und in Logen und Parterren eintheilen lassen. Die zehn Acteurs und Actrices waren gebohrne Russen und niemahls aus dem Lande gewesen, dahero man sich ihre Geschicklichkeit leicht vorstellen kan. Die Printzeßin verfertigte die Trauer=und Lust=Spiele selbst in Rußischer Sprache, und nahm den Inhalt zuweilen aus der Bibel, zuweilen aus weltlichen Begebenheiten. Der Arlequin, ein Ober=Officier, mengete hin und wieder seine Possen mit ein, und zuletzt trat ein Redner auf, der die Geschichte der vorgestellten Handlung erzählente und zuletzt die Scheußlichkeit der Empörungen und derselben gemeines unglückliches Ende abmahlete. So wie man mir versicherte, war in diesem gantzen Spiel, unter verdeckten Nahmen, eine von den letzten Rebellionen in Rußland vorgestellt.“

Christian Friedrich Weber. Das veränderte Rußland (1721)

Peter I.

R A N G O R D N U N G

(1722)

(Peters berühmte „Rangverordnung“ legt in den Bereichen „Kriegsbediente“, „Staatsbediente“ und „Hofbediente“ in einfacher Tabellenform die Einordnung der jeweils vergleichbaren Ränge in 14 Klassen fest. Diese neue Dienst- und Rangordnung trug den gewaltig gewachsenen Anforderungen an die Verwaltung des Russischen Reiches Rechnung und stellt, bei aller betonten Wertschätzung des Adels, die Verdienste und tatsächlichen Leistungen des Einzelnen höher als seine Herkunft. Das vom Monarchen selbst angewiesene, korrigierte und bestätigte Gesetzeswerk trägt in seinem aufklärerischen Geist wie auch als sprachlich-literarisches Denkmal den deutlichen Stempel der Zeit. Den verbalen Erläuterungen entnehmen wir (d. Hrsg.) die folgenden Auszüge:)

8. Obgleich wir denen Söhnen derer Russischen Reichs=Fürsten, Grafen, Freiherren, des Adels und derer vornehmsten Bedienten, in Ansehung ihrer Herkunft und der Bedienung ihrer Väter, vor andern geringern Stands-Personen, einen Zutritt zu den öffentlichen Versammlungen des Hofes verstatthen, und es gerne sehen, daß sie bei aller Gelegenheit vor andern ihre Geschicklichkeit an den Tag legen: so geben wir ihnen doch keinen Rang, so lange sie nicht uns und dem Vaterlande wirkliche Dienste leisten, und sich dadurch einen Charakter erwerben. [...]
11. Die ehelichen Kinder und Nachkommen aller Bedienten, so wohl Russen als Ausländer, welche sich in den acht ersten Klassen befinden, sollen auf ewig in allen Ehren=Fällen und Beförderungen dem besten alten Adel gleich geschätzt werden, ob sie gleich von keiner großen Herkunft sind, noch von gekrönten Häuptern in den Adelstand erhoben und mit Wappen versehen worden. [...]
13. Da auch die Civil-Bedienungen vorhero auf keinen gewissen Fuß gesetzt gewesen, so daß fast niemand, oder doch nur sehr wenige, sich in gehöriger Ordnung von unten auf, aufgedient haben; die Notwendigkeit es aber jetzt erfordert, höhere Civil-Bedienungen zu errichten; so soll nur auf eines jeden Fähigkeit gesehen werden, und wenn er auch vorhero gar keinen Charakter gehabt hätte. [...]

14. Adelige Kinder sollen in den Collegii von unten befördert werden. [...]
 In den Corporals= und Sergeants=Jahren sollen sie dasjenige völlig erlernen, was im Collegio die Gerichtliche Ausfertigungen erfordern; desgleichen den zur Aufnahme des Reichs abzielenden ausländischen und inländischen Handel, wie auch die Oeconomie, und hierin sollen sie geprüft werden. Diejenigen nun, welche gedachte Wissenschaften fassen können, sollen nach fremden Ländern versandt werden, um sich durch die Übung noch geschickter zu machen. Und diejenigen, welche in ihren Diensten etwas besonders leisten können, sollen ihres Fleißes wegen [...] befördert werden. [...]
15. Die Kriegsbediente, welche nicht von Adel sind, und sich gleichwohl eine Ober=Offiziers Stelle erwerben, sollen, so bald sie einen solchen Charakter erlangen, Edelleute sein; desgleichen auch ihre Kinder, welche im Offizier=Stande erzeugt werden. [...]

Feofan Prokopowitsch

L O B R E D E A U F D I E B A T A I L L E V O N P O L T A W A,

v o r g e t r a g e n i n S a n k t p e t e r b u r c h,
 i n d e r K i r c h e d e r h e i l i g e n D r e i f a l -
 t i g k e i t d u r c h d e n e h r e n w e r t e n
 V a t e r, R e k t o r P r o k o p o w i t s c h,
 d e n 27. J u n i 1717.

Es ist ein läbliches Werk, meine Zuhörer, ein wahrhaft läbliches Werk, mit Freude und Frohlocken und mit der dem allmächtigen Gott schuldigen Danksagung den Jahrestag der ruhmreichen Viktorie von Poltawa zu begehen, den Jahrestag des Ruhmes unseres Weltgeschlechts, der äußersten Beschämung unserer Gegner und der nicht beschreibbaren Wohltaten Gottes für uns. [...]

Ich halte es für ein Glück, daß ich den Auftrag habe, mit meiner Rede solchem Ruhm zu dienen. Denn auch wenn die ganze Welt in allen nahen und fernen Ländern davon tönt, auch wenn schon in verschiedenen Sprachen Historien darüber erschienen sind, auch wenn es von uns schon eine Lobrede dazu gab, so ist doch der Anlaß so gewaltig, daß er einer Wiederholung wert ist, und zur Beredsamkeit gibt es genügend Stoff.

In dieser [Lobrede] wirst du, slawisch-russisches Volk, deine wunderbare Errettung vor dem schon bereiteten Untergang vorgestellt finden, die schmähliche Vernichtung deiner Feinde, die Mehrung deines Ruhmes und deiner Macht. Du wirst das wiedergeborene, erstarkte und ganz gereifte Rußland finden. Du siehst das, wenn wir erwägen, wie groß die Angriffslust und die Heeresmacht war, die sich gegen uns gerichtet hatte, und wie diese durch die russischen Waffen in der Bataille von Poltawa zerschmettert wurden, und welche Früchte uns aus dieser so ruhmreichen Viktorie zuwuchsen. [...]

Besinnen wir uns zufürderst auf die Angriffslust und die Heeresmacht des Gegners. Andere Kriege zwischen den Völkern entstehen gemeinhin aus berechtigtem Zorn über erlittene Unbill, aber dieser Krieg der Schweden entbrannte aus Neid und Eifersucht. Ich sagte: der Schweden, um nicht mehr zu sagen: vieler Völker; denn viele sind den Schweden gegen das russische Reich beigesprungen, sei es mit Eisen oder Silber, mit Tat, mit Wort oder Rat. [...] Es ward aber der Neid auf uns bei unseren Nachbarn durch die Nähe selbst geboren. Jeglicher Neid entsteht aus Stolz, wenn ein Mensch mit Unwillen einen anderen sieht, der ihm gleichkommt oder ihn gar überholt. Doch der Stolz bringt den Neid nicht auf die Fernstehenden hervor, sondern auf die Nächstgelegenen: sei es im Stand des bürgerlichen Gemeinwesens, im Militärwesen, im Handel oder den Künsten. [...] Es ist den wißbegierigen Erforschern der Natur bekannt, daß der Magnetstein seine Kraft, mit der er das Eisen anzieht, durch die des angezogenen Eisens vermehrt. So wird auch der Neid genährt und vergrößert durch das fremde Wohlergehen der Nächstgelegenen, nur mit dem Unterschied, daß der Magnet auf diese Weise ein festes Bündnis bewirkt, der Neid aber die grimmigste Feindschaft entzündet. [...]

Was aber fehlte ihnen [den Schweden]? Vieles war doch, das sie uns gar nicht neiden konnten, und bei anderem konnten sie nur befürchten, daß wir es einst haben würden. Es gab noch keine Kriegskunst, es gab noch keine Ingenieurkunst, noch keine Architekten beider Art, noch keine Flotte, noch keine Heeresmacht zu Wasser. Sie beneideten uns noch nicht, denn sie sahen es noch nicht, sie fürchteten, daß sie es einst sehen würden. Aber vielleicht ist das nur eine Vermutung von mir? Mitnichten! Von ihnen selbst haben wir die Kunde. Gustav, der große Schwedenkönig, schrieb an Elisabeth, die Königin von England, einen Brief voller Vorwürfe, weil sie einige Kanonen an Zar Iwan Wassiljewitsch als Geschenk geschickt hatte. Er tadelte es als Unachtsamkeit, daß sie uns die Kraft der Waffen gezeigt habe. Er selbst verbot bei Todesstrafe, Kenntnisse über Kriegskunst oder über Waffenherstellung nach Rußland zu tragen. Im Jahr 1563 war ein Reichstag in der Seestadt Lübeck, wo ebenfalls festgelegt wurde, daß niemand wagen solle, die Kriegskunst oder das Seehandwerk zu uns zu bringen. Graf Herberstain, der als Gesandter Kaiser Maximilians in Rußland war, warnte Germanien,

es möge vor Rußland auf der Hut sein und ihm nicht seine Kriegstechnik zeigen. Samuel Pufendorf urteilt, das Königreich Schweden könne sich vor Rußland sicher fühlen hinter den Festungen Narwa, Nottenburg, Wyborg und anderen: er ahnte wohl nicht, was kommen würde. [...]

Russische Tapferkeit hat eure Festung Nottenburg zerstört, Kancy ruinier, das starke Dorpat erobert, das eiserne Narwa gebrochen, und das mit den türkischen und polnischen Gesandten als Zeugen, die ich weiß nicht mit welchem Gefühl auf dieses Schauspiel sahen. Und was war mit den übrigen Festungen, mit Iwangorod, Marienburg, Mitau und so fort? Mit den siegreichen Bataillen an verschiedenen Orten, insonderheit aber jener ruhmreiche Sieg bei Kalisz? Entsprach das euern Erwartungen? Euern süßen Hoffnungen? Was aber, meine ich, die stolzen Herzen am meisten erbitterte, ist dies: daß dieser Krieg sich viele Jahre hinzieht. Welch bittere Wunde! Welch unerträgliches Leiden! Unser Feind hoffte, in einem Zug das ganze Werk zu vollenden, hoffte, die russische Streitmacht in kurzer Zeit zu erledigen, schnell in jenen majestätischen Triumph des Julius Caesar auszubrechen: ‚Ich kam, ich sah, ich siegte.’ [...] Wie ärgerlich war es ihnen, sich vor Augen zu halten: Schweden, durch seine Waffen berühmt, Schweden, das ganz Europa in Schrecken versetzte, das gotische Volk, dieser Schreckensname, das Volk der Goten kämpfte 9 Jahre mit Rußland, und wie mühevoll! [...]

So zog sich das Elend mit einigen beiderseitig wechselnden Erfolgen über 8 Monate hin, dann erglänzte der Tag Samsons. O ewig denkwürdiger Tag! O Tag, teurer als viele Jahrhunderte! Viktoria, meine Zuhörer, Viktoria! Aber wer kann, welche Zunge, welche Stimme kann diese Viktorie gebührend verkünden? Wenn der Donner mit menschlicher Stimme zu sprechen vermöchte, so wäre das vielleicht eine Redegewalt, würdig dieses Ruhms. [...] Aber noch größere Früchte brachte uns das Feld von Poltawa: Der Sieg von Poltawa war die Mutter vieler anderer Siege. War er nicht der Grund, daß Riga mit ganz Livland, Wyborg und Kexholm mit ganz Karelien, Åbo mit dem unbesiegbaren (wie es sich rühmte) Finnland, Reval, dazu Pernau, Elbing, Dünamünde, Stettin, Stralsund und andere berühmte Festungen gleichsam gebrochen der Gewalt Rußlands sich unterwarfen? [...] Bei Poltawa, ihr Russen, bei Poltawa wurde das gesät, was Gott uns danach ernten ließ. Die Mauern der eben genannten Städte standen wohl noch, aber ihr Geist und ihr Herz waren schon bei Poltawa gebrochen. [...] Gott ist mit uns, vernehmt es, ihr Heiden, und unterwerft euch, denn Gott ist mit uns. Denn wenn ihr wieder zu Kräften kommt, werdet ihr wieder besiegt werden, denn Gott ist mit uns. Der Herr ist stark mit uns, unser Beistand ist der Gott Jakobs. Gesegnet sei der Herr, der Gott Israels. Und alles Volk spreche: Amen! Amen!

DIE GESCHICHTE VOM RUSSISCHEN
EDELMANN ALEXANDER
(Auszug) (Petrinische Zeit)

In Rußland, in der Hauptstadt Moskau, lebte ein angesehener Edelmann mit Namen Dmitri, sehr geachtet durch wohlgesittetes Benehmen, Unerschrockenheit, Mut und bescheidenes Wesen, äußerst eifrig in jedweder Wohltätigkeit und stets in Fürsorge um die Armen. Daher schenkte ihm der allmächtige Gott einen Sohn, einen wohlgestalten Jüngling, dem er — seiner anmutigen Schönheit wegen — den Namen Alexander gab. Alexander, noch jung an Jahren, erregte Bewunderung, als sich der von der Natur gegebene Verstand in ihm schärfte und er daranging, in die Philosophie und andere Wissenschaften einzudringen. Doch zeigte er mehr Neigung zu Vergnügungen als zur Zurückgezogenheit. Als Alexander in sich bereits beachtliche Kräfte spürte und schon das zwölfe Lebensjahr erreicht hatte, schickte er sich an, die Schönheiten des kurzen Lebens dieser Welt sehen zu wollen, ging zu seinem Vater Dmitri und bat ihn: „Liebenswürdigster und teuerster Vater! Mich quält der Wunsch unerträglich, Euch um eine Gunst zu bitten, doch unbesonnen wäre schließlich meine Vermessenheit, gäbe es dafür nicht hinreichend Vorbilder. Denn auf der ganzen Welt unterweisen Eltern — wie allenthalben üblich — ihre Kinder zunächst, um sie dann in fremde Länder zu entlassen, damit sie dort zu höheren Ehren und größerem Ruhm gelangen. Aus diesem Grunde habe auch ich, Euer gehorsamer Sohn, den Entschluß gefaßt, in jungen Jahren Euren Segen und die Erlaubnis, auf Reisen gehen zu dürfen, zu erbitten. Ich weiß, mein gestrenger Vater, daß Eure innige Liebe wie väterliche Zuneigung die Trennung natürlich nicht anraten werden. Desse[n] ungeachtet bitte ich umso inständiger: Lassen Sie es mich anderen, die mir nahestehen, gleich tun, denn durch Euren Widerstand könntet Ihr mir ewige Schande zufügen, und wie darf ich mich dann heißen und wessen rühmen? Ich werde nicht würdig sein, mich einen Edelmann zu nennen, und keine lobenden Worte wird man für mich finden. Laßt Gnade walten, laßt nicht ewige Schmach über mich kommen!“

Da Vater und Mutter die dringende Bitte ihres Sohnes hörten, redeten sie ihm unter Tränen in den Augen ins Gewissen und suchten, in liebevoller Überredungskunst ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Indes ließ sein heftiges Verlangen weder des Vaters noch der Mutter tränенreiches Schluchzen Gehör finden, und sie konnten ihn in keiner Weise umstimmen. So gaben die Eltern ihren Segen und überreichten ihm zur Erinnerung zwei goldene Ringe mit Edelsteinen mit der eindringlichen Bitte, sie um nichts in der Welt wegzugeben.

Als Alexander den Segen und die Einwilligung erhielt, erfüllte es ihn mit großer Freude. Glücklich ließ er die Pferde satteln, nahm seinen einzigen

Diener mit Namen Euplio mit sich, verließ das Haus, und erreichte nach einigen Tagen die französische Hauptstadt Paris. Doch wollte er sich da nicht zu erkennen geben, und bezog in der Stadt bei einem Hauptmann namens Caire Quartier. In diesem Haus ward von dessen Diener häufig die Stadt Lille erwähnt. Vom Wunsche gepeinigt, faßte Alexander schließlich den Entschluß, jene Stadt, die eines solchen Lobes würdig, sehen zu wollen und am anderen Morgen abzureisen, und hieß seinen Diener, auf den beabsichtigten Weg vorbereitet zu sein. Sie nahmen Notwendiges mit sich und reisten ab. Als sie in die Nähe der Stadt kamen und sich seinem Auge der Blick auf ihre Schönheit bot, war er von ganzem Herzen erfreut, als ob er bekommen hätte, was ihm zustünde. Doch kamen ihm bei solch großer Freude auch Zweifel, und er sagt zu sich: „Wohl bin ich durch große und prachtvolle Städte gekommen, doch hätte ich keinen Grund zu Freude, wäre es mir nicht vergönnt, die Stadt Lille zu schauen. Erst das versetzte mich über die Maßen in gute Stimmung. Ich bekenne: Entweder werde ich in dieser Stadt hochgeehrt oder eines schlimmen Untergangs teilhaftig!“ Indes angekommen, nahm er nahe der Wohnung des Pastors Quartier und verbrachte lange Zeit bei ausgedehnten Vergnügungen wie jene, die seit eh und je in der Stadt Lille lebten. Von allen zugereisten Chevalieren der an Rang am höchsten geschätzte, schaute er die Schönheit ihres Antlitzes und erfuhr den Glanz ihres Geistes.

Doch eines Tages gegen Abend überkam Alexander unerwartet Wehmut, von der er sich durch keinerlei Ablenkungen befreien konnte. Er nahm seine Flöte, begann zu spielen und erheiterte sich so ein wenig. Doch sein Spiel war auch im Hause des Pastors nahe seiner Wohnung zu hören. Seine Flöte bot ein so liebliches Spiel, daß des Pastoren Tochter aus dem Schlaf erwachte und ihr Mädchen mit Namen Aquilia schickte, um in Erfahrung zu bringen, wer da spiele, und selbst setzte sie sich ans Fenster und lauschte mit großer Rührung. Das Mädchen kam zur Wohnung Alexanders und erkundete sich bei seinem Diener Euplio, wer da spiele, worauf jener erwiderte: „Mein Herr sucht sich von seiner Trübsal zu befreien!“ Alexander hörte das Gespräch mit dem Mädchen zufällig, trat hinzu und fragte sie: „Was willst du von meinem Diener? Und woher kommst du?“ Sie erwiderte: „Meine Gebieterin Eleonora ist die Tochter des Pastors dieser Stadt, sie schickte mich zu Eurer Wohnung, daß ich in Erfahrung bringe, wer spielt, denn dieses Spiel hat in ihr den großen Wunsch, zuhören zu dürfen, geweckt.“ Alexander entgegnete: „Laß mich deine Herrin sehen, daß ich begreife, wie ich mich ihr zeigen soll.“ Die Dienerin wurde nachdenklich, und sie verharrte lange in Gedanken, doch dann sagte sie: „Wenn du unverzüglich meine Herrin zu sehen wünschst, so laß uns auf die Straße gehen, dort können wir sie am Fenster ihres Schlafgemachs sitzen sehen!“ Kaum hatte das Alexander gehört, so eilte er flugs auf die Straße, suchte vor dem Haus des Pastors sämtliche Fenster ab, erblickte sie an einem der Fenster sitzend und geriet

ihrer Schönheit wegen in Erstaunen. Eleonora gewahrte Alexander und glaubte, es sei ein Scherz. Sie öffnete seinetwegen das Fenster und rief ihm laut zu: „Mann, was wünschst Du? Interessiert dich vielleicht das Haus?“ Alexander antwortete: „Meinen Wunsch wirst du bald kennen!“ Er kehrte in seine Wohnung zurück, gab dort dem Mädchen 20 Dukaten und bat sie, daß sie ihm dabei helfe, ihre Herrin kennenlernen zu können. Sie versprach, ihm nach Möglichkeit behilflich zu sein, und damit sie auch den besten Rat fände, erbat sie eine Frist bis zum nächsten Morgen. Alexander ließ das Mädchen gehen und sann lange nach, doch kam ihm keine günstige Gelegenheit in den Sinn — so war er die ganze Nacht in großer Verzweiflung. Am andern Morgen kam das schon erwähnte Mädchen zu ihm und gab ihm den Ratschlag, einen Brief zu schreiben, den sie — und so versprach sie es — ganz gewiß aushändigen wolle. Große Freude erfüllte Alexander über den guten Fingerzeig, und so schrieb er:

„Teuerste Eleonora, meine Gebieterin! Wie sehr hat Eure gestrige Frage in mir großen Kummer und Unrast gemehrt, und ich bin erstaunt, wie heiße zarte Liebe aus der Höhe eine solche Flamme in mein Herz legen konnte, die mich so brennt, daß ich es nicht mehr ertragen kann! So bitte ich ergeben, sei Arzt meines Leidens, denn kein anderer Doktor kann es von mir nehmen. Falls Du Dich mit Deiner Hilfe nicht beeilst, so könntest Du mein Mörder werden, fürchte ich! Wiederum flehe ich, zögere nicht und sei mit Hilfe zur Stelle, und so Du das tust, werde ich es in meinem Herzen als Gewinn bewahren, und meine Treue wird bis an mein Grab dauern, wessen ich Dich versichere als Dein ergebener Diener Alexander.“ So schrieb er und sandte den Brief mit dem bereits erwähnten Mädchen zu Eleonora. Diese wartete die rechte Zeit ab und übergab ihrer Herrin das Schreiben: „Meine Gebieterin, hege gegen mich, Deine Dienerin, meiner eigenmächtigen Vermessenheit wegen keinen Zorn, denn nur tödliche Furcht nötigte mich, Euch, meiner Gebieterin, diesen Brief zu überreichen. Denn heute, als ich den Wall entlangging, begegnete mir jener Chevalier, der gestern versucht hat, sich von Trübseligkeit zu befreien und übergab mir jenen Brief, hieß mich, ihn Euch zu geben und fügte hinzu, falls ich ihn Euch nicht aushändige oder jemandem zu lesen gäbe, so schwöre er beim lebendigen Gott, daß er mich schließlich töte.“ Mit großem Bedenken nahm Eleonora den Brief, sann nach und schrieb wie folgt, auf den Brief:

„Hoffnung wecke ich / einer Bitte harre ich /
das Gewünschte wirst Du erhalten / doch Dein Wohl wirst Du zugrunderichten!“ —

und sie sandte den Brief mit dem Mädchen zu Alexander. Er empfing ihn voller Freude, sobald er aber Eleonoras Zurückhaltung erkannte, tat er, als ob er von Sinnen sei. Aquilia, das Mädchen, bemerkte Alexanders Verwirrung, erschrak und lief, ohne eine Ordre Alexanders abzuwarten, auf und davon und teilte Eleonora mit, was sich zugetragen hatte. Obwohl es nun

auch Eleonora leidet, untersagte sie Aquilia, ihm etwas davon zu sagen, denn es war ihr Wunsch, das Herz des Chevaliers zu ergründen und ob es so stark sei wie das ihre.

Alexander, der über sein Unglück wie über neue Hoffnung nachsann, tat so, daß man glauben konnte, er sei von Sinnen, wodurch er schließlich tatsächlich in einen bemitleidenswerten Zustand geriet. Aus diesem Grunde suchte er Zerstreuung, verließ die Stadt und fand auch einen kühlen Ort mit angenehmer Luft. Hier legte er sich — mit dem Gesicht der Stadt zugewandt — nieder, schaute zu ihr hin, und eingedenk seines Unglücks traten ihm über und über Tränen in die Augen. So verharrte er, über seine Liebe zu Eleonora, die ihm nicht zugetan, nachsinnend, hier lange Zeit und sang folgende Arie:

„Deine wunderbare Schönheit, Stadt Lille, schau ich heut:
 Deine Tore sind vergoldet.
 Darinnen geschärzte Lanzen!
 Warum stiftest du mir Hader?
 Rings bist du mit starken Mauern umgeben;
 Überaus schöne Häuser hast du,
 In der Hand hältst du den Pallasch!
 Du hast mir diese Wunde geschlagen !
 Deiner Schönheit möchte ich gern ein Lob aussprechen,
 Meine Kühnheit aber hast du vernichtet,
 Kummer hast du in mir vermehrt!
 Hör' auf, Pfeile zu schleudern!
 In dir birgst du den wertvollsten Brillanten,
 Ach, Jungfer Eleonora,
 Die du voller Grimm und Zorn bist!
 Darin gewährst du mir keine Hilfe,
 Ich sehe, ein böses Schicksal hat mich in seiner Gewalt!
 Unglück kommt über mich
 und schleppt mich schon zum Grabe!
 Wie kann mir noch Hilfe werden?...“

Als er diese Arie beendet hatte, verließ er den Ort und begab sich in seine Wohnung. Und in solch großer Trauer ging er viele Tage in der Stadt einher. Obwohl die Leute in Lille etwas über den Grund seines Unglücks erfahren wollten und ihn deswegen eingehend zu befragen suchten, verlor Alexander darüber kein Sterbenswörtchen. Bei derartigem Nachsinnen überkam ihn ein heftiges Fieber und bei — Gott weiß wie — großer Hitze gelangte Alexander in das Haus des Pastoren. Er trat vor das Antlitz Eleonoras und sagte: „Meinetwegen mach mit mir, was du willst!“ Er fiel zur Erde nieder, denn er konnte sich seiner Krankheit wegen nicht mehr auf den Beinen halten. So geriet Eleonora in großes Entsetzen und sagte: „Ach, welch verfluchtes Mädchen bin ich! Wie konnte ich solch vornehmen und der Ehre würdigen

Edelmann durch die Verweigerung meiner Zuneigung und hochmütige Abweisung gänzlich ins Verderben stürzen!“ Und gemeinsam mit ihrer Dienerin Aquilia hoben sie Alexander auf, trugen ihn in seine Wohnung und legten ihn zu Bett. Auf Alexander schauend vergoß Eleonora bittere Tränen und geriet derart in Verwirrung, daß Aquilia sie nur mit großer Kraftanstrengung von Alexander wegführen konnte. Eleonora betrat — sich verfluchend — ihr Schlafzimmer, begann untröstlich zu weinen und sang unter Tränen folgende Arie:

„Dein Glück, Eleonora, hast du selbst zerstört!
 Kummer habe ich meiner Jugend angetan!
 Durch stolze Ablehnung habe ich Leid hervorgerufen.
 Und wäre doch heute welcher Wonne teilhaftig!
 Welchen Gewinn hat mir Armen nun mein Stolz gebracht?
 Sehe ich mir selbst denn noch ähnlich ?
 Warum hab ich mich um die Gesundheit gebracht
 Und vergehe schon fast vor Kummer?
 Komm, Liebster, erlöse mich von den bösen Qualen
 Und laß mich nicht sinnlos zugrundegehen!
 Eile mir zu Hilfe und reiche mir die Hand.
 Ich habe sonst keinen, auf den ich hoffen darf!“

Aquilia sah, wie ihre Herrin untröstlich weinte, ging zu Alexander und fand ihn krank vor — so hatte sie zur Aufmunterung ihrer Herrin nichts zu erwarten. Da nahm sie seinen Diener Euplio mit sich und bat ihn, er möge Eleonora wissenlassen, daß Alexander bereits gesund und zur Belustigung ins Freie hinausgeritten sei. Euplio, der Aquilia nicht ungehorsam sein wollte, lief eilends zu Eleonora und teilte ihr mit, sein Herr sei wieder gesund und ins Grüne geritten. Eleonora hörte das, und obwohl sie sich auch ein wenig freute, erkannte sie doch, daß das nicht die Wahrheit war und sagte zu Euplio: „Ich weiß, mein Lieber, daß Du mir nur zur Aufmunterung mittest, Alexander sei gesund, doch weiß ich, daß er todkrank darniederliegt!“ Sobald sich nun Alexander von seinem Leiden erholt hatte, sagte er bei sich: „Was bin ich doch töricht: Wieviele Tage habe ich unerwiderter unglücklicher Liebe zu einer Frau wegen in Qualen verbracht! Womit kehrte ich wohl heute in das Haus meines Vaters zurück? Da ich weder im Felde war, den Feind nicht gesehen noch das Feuern der Gewehre gehört habe — wie sollte ich meinem Monarchen wohl unter die Augen treten? Und mit welchen Würden wird er mich belohnen heißen? Nicht nur, daß ich mich alles dessen nicht rühmen kann, selbst meinem Freunde könnte ich nur mit großer Scham darüber berichten!“

Der Wunsch, die Amouren beendet zu sehen, obsiegte jedoch, und Alexander ließ einen Kaufmann mit Namen Languet, der zu seinem Bekanntenkreis gehörte, herbeirufen und bat ihn, ein Gastmahl zu veranstalten und dazu gemeinsam mit weiteren Damen auch des Pastors Tochter Eleono-

ra zu sich einzuladen. Der Kaufmann versprach, dieses gern ausrichten zu wollen. Am dritten Tage hieß er das Mahl zu richten und lud eine Menge Damen wie Chevaliers, darunter auch Leonora und Alexander, ein. Und sie vergnügten sich mannigfaltig und zur Genüge.

Alexander saß währenddessen gemeinsam mit Leonora abseits an einem kleinen Tisch, der eigens dafür hergerichtet worden war, und sie amüsierten sich beim Kartenspiel. Dabei sang Alexander leise eine Arie, daß sie nur Leonora hören konnte: „Was, Leonora, gedenkst Du mir weiterhin anzutun? Willst Du mich schließlich ins Grab bringen?

Unaufhörlich sendet Deine Schönheit Pfeile aus, durch Deine strengen Blicke läßt Du mein Herz schwach werden.

Ich weiß, daß Du mir alles antun kannst, — gewähre mir aber, aufrechten Herzens mit Dir gemeinsam zu leben.

Heute lasse ich meine klangvolle Stimme vor Dir erklingen, denn Du hast für mich Hilfe aller Art.

Du siehst mich im Gesicht verändert durch die Wunde des Herzens; überlaß mich, wenn möglich, nicht ewiger Pein!

Ach, sollte ich wirklich verlieren, was ich schon gewonnen glaubte, was meine Augen gefunden haben?“

Leonora, die diese Arie aufmerksam angehört hatte, antwortete Alexander mit dem folgenden Lied:

„Welchen Mangel, welches Hindernis siehst Du in Dir?

Liebe ist in uns gleichermaßen, denn seit ehedem neigst Du ihr zu.

Verzweifeln wir nicht, freuen wir uns, denn ich bin mit Dir.

Seit langem schon gedenke ich, — sei es auch schwierig — mit Dir zusammen zu sein. Gleichermaßen verdrießlich wie ärgerlich, weiß ich, was mir bestimmt ist: Ich werde alles, was ich habe, verlieren, aber ich werde Dir zugetan sein, die Liebe wird alles überdauern. Ewig und ohne Ende, hoffe ich, wird sie zwischen uns beständig und unveränderlich bestehen — wir wissen es beide.

Gleichgültig, was mit Dir auch sei: bringt es Dir etwa Gewinn, Dich zu grämen, in Überdruß und schwerer Qual Deine Tage zu verbringen?“

Da war Alexander von ganzem Herzen erfreut und konnte es kaum noch erwarten. Er bat sie in ein gesondertes Zimmer und sagte: „Ich bewundre Euch, meine Gebieterin, daß Ihr keine Medikamente braucht und meine Krankheit doch so geschickt heilt. Ich habe mich überzeugt, daß es unter keiner Sonne einen solchen Wundarzt gibt, der ohne Medizin eine solch unheilbare Krankheit so flugs zu vertreiben vermag, wie Du es mit mir in einer Stunde vermocht hast! Welcher Ehren darf ich Dich für würdig befinden? Und wie kann ich mich für Deine so große Barmherzigkeit dienstbar erweisen? Ich werde es nicht zu erfahren versuchen: oder befiehlst Du mir, Deine Kutsche statt der Pferde zu ziehen? Könnte ich Dir wohl damit dienen?“

Eleonora lächelte über diese Scherze Alexanders und erwiderte: „Alexander, wundere Dich nicht über die rasche Heilung, denn noch hast Du nicht berechtigte Hoffnung, gesund zu werden, es sei denn, Du hältst dich bis drei Uhr nach Mitternacht wach und kommst dann über die hintere Treppe zu mir? Ich verspreche Dir ein Rezept, mittels dessen Du dich schließlich von der Krankheit befreien kannst und darüberhinaus mehr Gesundheit als ehedem erlangst!“

Alexander sagte: „In der Tat, Gebieterin, selbst wenn ich mich meiner Krankheit entledigt haben werde, so bin ich doch nicht gänzlich geheilt! Deshalb schreibe mir die Regeln des Verfahrens auf, damit ich aus Unwissenheit keinen Fehler mache, denn ich weiß, daß einem selbst bei geringer Verfehlung größere Krankheit zustoßen kann. Als Euer Diener setze ich meine ganze Hoffnung in Euch und vertraue Euch meine Gesundheit an: Willst Du Erbarmen haben, so erbarme Dich! Doch willst Du es nicht, so richte mich zugrunde, denn der Macht Eurer Schönheit kann ich nicht widerstehen!“ Eleonora aber sagte zu Alexander: „Wenn Du zu mir kommst, werde ich Dir die Regeln des Verfahrens geben. Aber ich werde mir Dein Wort auf Dein Versprechen geben lassen! Deshalb sei so gut, schreibe mir Deinen Treueschwur auf und händige mir dann den Brief persönlich aus, denn ohne festes Fundament wird das Gebäude schwanken!“ Schließlich fuhren beide — jeder zu sich — nach Hause.

Alexander kam nun in seine Wohnung und sann darüber nach, wie er sein Treuebekenntnis schreiben solle, doch es fiel ihm nichts Besseres ein, als daß er den einen Ring, den ihm seine Eltern gegeben hatten, zusammen mit dem Briefe Eleonoren übersende. Und so schrieb er: „Teuerste Eleonora, meine Gebieterin! Euer Begehren war es, mein Treuegelöbnis zu sehen. Vor mehr als drei Stunden habt Ihr mir aufgetragen, daß ich es Euch aufschriebe und aushändige. Ich finde keine echtere Verbindlichkeit als den hier beigefügten Ring, der mir als Zeichen des Gedenkens von meinen Eltern gegeben ward zugleich mit dem strengen Gebot, ihn bis zur Scheidung von Körper und Seele keiner Laune wegen wegzugeben. So nehmt diesen Ring und bewahrt ihn gut, solange ich Euch wert bin, denn ich betrachte uns als ein Ganzes. Und wenn, wie ich sehe, zwei Menschen das gleiche tun und einen Gedanken haben, so haben sie auch einen Wunsch. So denke ich, geziemt es Euch sehr, die Hälfte meines Herzens zu verwahren. So verbleibe ich getreu, unwandelbar bis zum Grabe unverändert zu Diensten, immer zu Gehorsam bereit. Stets Euer Diener Alexander.“

Nachdem er diesen Brief geschrieben hatte, ging er über die hintere Freitreppe ins Schlafgemach zu Eleonora. Als sie ihn erblickte, warf sie sich Alexander entgegen und sagte unter Küssen: „Wie hat mein armer Frieden unter der Einsamkeit gelitten, und wie wurde er jetzt durch Deinen Gruß aufgeheizt! Welche Strahlen erhellen heute meine Zelle! Welchen Schatz halte ich in meiner Hand! Vor mir schaue ich den lieben Alexander!“ Und

soviel Schmeicheleien spendete sie ihm noch, daß Alexander müde wurde, das Eigentliche zu erwarten.

Nachdem er und Eleonora im munteren Gespräch vier Stunden beisammen waren und er ihr den Brief mit dem Ring gegeben hatte, kehrte er, aufgeblüht wie eine Rose, in seine Wohnung zurück. Und schon hatte sich Alexanders und Eleonoras Liebe so gefestigt, daß es, so meine ich, durch keinerlei Hexerei und Ränke möglich werden konnte, ihre Zuneigung zu zerstören. Außerdem verpflichtete Eleonora Alexander auch noch, ihre Wohnung niemals allein zu verlassen. Und versprach ihm alle Freuden. Und so war Alexander mit Eleonora drei Jahre lang gleichsam in Knechtschaft durch Liebe miteinander verbunden. Eleonora aber hatte eitel Vergnügen und Freuden. Und er verachtete die Wissenschaften und erfüllte mehr ihren Willen als den seinen. So bat er endlich im vierten Jahr Eleonora um ihr Einverständnis, daß sie ihm nicht mehr verbiete, in der Stadt umherzufahren, was sie auch gewährte.

Da begab es sich einmal, daß Alexander nach ausgiebigem Spaziergang im Wald und in der Stadt in seine Wohnung zurückkehrte. Angelangt, sieht er nahe der Pforte einen Brief, mit Bändern zugebunden, liegen. Er nahm ihn auf, ging in sein Schlafgemach, öffnete ihn und begann zu lesen. Da stand geschrieben: „Liebster Alexander! Außerstande, mein Herz zu zügeln, offenbare ich Euch mit diesen kurzen Zeilen meine herzliche Liebe, die mich beim ersten Anblick Eurer Schönheit aufs Lager geworfen hat. Wohl weiß ich, daß Du aufrechten Herzens Eleonora liebst. Nur kann es nicht sein, daß eine alle Güter besitzt. Das ist, glaube ich, zuviel — denn Eleonora ist dessen nicht würdig! Deshalb bitte ich unter Tränen, mich dadurch ein wenig glücklich zu machen, daß ich ein — wenn auch nur kleines — Zeichen Eurer Liebe erhalte. Wenn Du mich aber am Krankenlager nicht besuchen kommst, wirst Du mich bald tot vor Deiner Schwelle sehen. Ich bin Euch treu bis in den Tod, Hedwig-Dorothea, Tochter des Generals Dietrich Händel.“

In doppelter Hinsicht dachte Alexander über diesen Brief nach: ob ihm Glück oder Unglück daraus erwachsen könne. Und als er zu Eleonora ging, zeigte er ihr den Brief. Eleonora, die die Dreistigkeit von Hedwig-Dorothea erkannte, tat es nun im Herzen leid, daß sie Alexander die Einwilligung gegeben hatte, in der Stadt umherzureiten, denn sie wußte, daß Hedwig-Dorothea ihr an Schönheit und Herkunft überlegen war. Doch das ließ sie Alexander nicht wissen, sondern sagte zu ihm: „In meinen Händen halte ich das Pfand Deiner Treue und glaube, daß Du, Alexander, Deinen Schwur nicht brichst!“.

Alexander entgegnete: „Allerliebste Eleonora, daran zweifle nicht, es sei denn, ich tue Dir in geistiger Verwirrung etwas zuwider. Ich werde strikt Hedwig-Dorothea fliehen!“

Am anderen Tage ritt Alexander aus der Stadt hinaus spazieren und Hedwig-Dorothea gewahrte aus dem Fenster, daß Alexander vorüberkam. Umgehend schickte sie ihren Lakai, um ihn zu fragen, wohin er reite. Lange lief dieser hinter Alexander her, doch konnte er ihn nicht einholen. So hielt er inne und schaute, wohin jener reitet und sah, daß er ins Feld ritt. Zu Hedwig-Dorothea zurückgekehrt, berichtete er darüber. Da befahl sie, Ehre wie Familie geringschätzend, eilends die Kutsche anzuspannen und hinter Alexander herzujagen. Als jener eine Kutsche sah, wöhnte er, es sei Eleonora, stieg vom Pferde und erwartete sie. Als er jedoch die Schönheit von Hedwig-Dorothea erblickte, entbrannte er in Liebe zu ihr und fragte sie, wohin sie wohl führe. Sie aber erwiderte ihm: „Ich, Arme, fahre bereits viele Tage hier draußen umher und suche die Quelle der Liebe Alexanders, des Chevaliers aus Rußland, doch bis heute konnte ich sie nicht finden!“ Alexander, der das hörte und an Eleonora dachte, wollte davonsprengen, doch Hedwig-Dorothea beeilte sich, aus ihrer Kutsche zu steigen, ergriff Alexander am Arm, führte ihn an einen stillen Platz unter Bäumen und sprach: „Wenn Du nicht zuläßt, mich an Deiner Schönheit zu ergötzen, siehe, was ich mir vor Deinen Augen antun werde!“

Und indem sie ein Schwert, das sie verborgen bei sich hatte, rasch herauszog, wollte sie sich erstechen. Und wenn sich Alexander nicht beeilt hätte, ihr das Schwert aus den Händen zuwinden, hätte sie sich gewiß den Tod gegeben. Alexander aber, der das sah, begann zu lächeln, doch Hedwig-Dorothea ließ nicht ab, Alexander unter Tränen weiter zu bedrängen, damit er ihren Wunsch erfülle. Und obwohl sich Alexander auf jede Weise herausredete, halfen ihm seine schroffen Ausflüchte nicht, und er sah sich gezwungen, ihr zu Willen zu sein.

So verweilten Alexander und Hedwig bis zum späten Abend draußen vor der Stadt. Dann gingen sie auseinander. Als Alexander aber in seine Wohnung kam, schlief er, ermüdet, sehr fest ein. Eleonora, die die ganze Nacht auf ihn gewartet hatte, ging endlich nachzusehen, ob Alexander zu Hause schlafte. Als sie ihn schlafend erblickte, freute sie sich, legte sich auf den Rand seines Bettes und machte sich daran, ihn sanft zu wecken. Alexander erwachte, doch begriff nicht, daß es Eleonora war, die neben ihm lag, und er sagte vernehmlich: „Geliebte Hedwig-Dorothea, gib acht, daß Deinetwegen Alexander und Eleonora nicht in Streit geraten! Geh nach Hause, und ich gehe zu Eleonora!“

Als Eleonora das hörte, brach sie in Tränen aus und sprach: „O verfluchte Unbeständigkeit eines Chevaliers! O Hinterlist der Schlange! O Grausamkeit des Löwen! O tückisches unheilbares Gift! Was hast Du, Alexander, mir heute angetan? O tödlicher Stachel! Unausweichlicher Untergang! O schlimmes Schicksal! O Tochter einer unglücklichen Mutter! Weshalb gebar sie mich und hat mich nicht umgebracht?! O blutdürstige Hedwig-Dorothea,

Zerstörerin unserer Liebe! Was habe ich Dir Böses angetan? Oder war meine Zuneigung Eurer Ehre nicht ebenbürtig? Warum richtetest Du mich so jung zugrunde?“ [...]

L I E B E S L Y R I K

(1720-1730)

Jelisaweta Petrowna

Ich bin zu schwach: dies Feuer lösch' ich nicht!
 Was tun, da mir das Herze bricht?!
 Wie ist die Trennung schwer:
 Und sehn mich ja so sehr!
 Ich wollt, ich sollte dich nicht kennen,
 Als so, von Leid verzehrt, zu brennen
 Immer nach dir!

William Mons

Und also lieb ich mein Verderben
 Und heg' ein Feuer in meiner Brust,
 Daran zuletzt ich doch muß sterben;
 Mein Untergang ist mir bewußt.
 Das macht: ich lieben wollt,
 Was ich gleich verehren sollt.
 Dennoch geschiehts mit großer Lust.

Unbekannte Poetin

Ach, wozu leben, mag es nicht mehr leiden!
 Ich kann nicht leben und kann nicht vom Leben scheiden.
 Es quält mein Herz sich bang und kann auf Ruh' nicht hoffen;
 Herzensdieb Amor triumphiert: hat's mit dem Pfeil getroffen,
 Hat's ganz durchbohrt: ein Blitzschlag warf mich nieder;
 Die Träne fließt; genes' ich jemals wieder?
 Es heilt die Wunde nicht, oh, welcher Schmerz!

Und blutet ungestillt mein armes Herz.
 Hab, Liebster, Mitleid, mußt nicht länger weilen,
 Komm bald zu mir, es kannst nur du mich heilen!
 Ach, weh tut Herzleid! Meine Liebe, meine Freude!
 Erbarm dich meiner, sterb doch sonst noch heute.
 O, warum hat Fortunen mich verlassen?!

Freudlos ist alles! So bin ich entschlossen:
 Ich leg zu sterben lebend mich ins Grab,
 Wenn meinen Liebsten ich nicht hab.

Schrei nur, mein Herz, ich wehr' nicht mehr den Tränen;
 Bin matt und schwach von all dem Sehnen.
 Es sinken kraftlos meine liebevollen Hände;
 Wein', bäum dich auf, mein Herz, — mit mir geht es zu Ende.

Iwan Possoschkow

D A S B U C H V O N A R M U T U N D
 R E I C H T U M, D. I. E I N E D A R S T E L L U N G,
 W O R A U S U N N Ö T I G E A R M U T
 E N T S T E H T U N D W I E S I C H
 A N S E H N L I C H E R R E I C H T U M M E H R T.
 (1724)

Ich, nichtswürdiger Sklave seiner Kaiserlichen Majestät, unterbreite diese meine Meinung zur Vermehrung der zarischen Reichtümer. Denn so geziemt es einem treuen Sklaven seiner Majestät, daß er sich ebenso um die Mehrung des Staatsschatzes sorge wie auch darum, daß Einnahmen nicht sinnlos umkommen, mögliche Einnahmen ebenso fleißig bedacht werden, damit nirgends etwas ohne Nutzen liege und verderbe.

Ebenso soll man sich um den Reichtum des Volkes ohne Unterlaß sorgen, damit es nichts sinnlos und nutzlos vergeude, sondern von berauschenenden Getränken enthaltsamer und in seiner Kleidung nicht eitel, sondern mäßig lebe, damit es von überflüssiger Putzsucht, besonders seiner Frauen und Kinder, nicht in Armut verfalle, sondern in Mäßigkeit seinen angemessenen Wohlstand mehre.

Denn nicht das macht den Reichtum des Staates aus, wenn die zarische Kasse gefüllt, wenn die großen Herren der zarischen Majestät in goldgewebten Kleidern gehen, sondern das ist wahrer zarischer Reichtum, wenn das ganze Volk angemessen reich sei an inneren Reichtümern, und nicht an

fremder Kleidung und Posamentenschmuck, [...] durch die nur jene Staaten reich werden, welche solchen Schmuck zu uns bringen. [...]

[Gerechtes Gericht aus Männern verschiedener Stände]

Die Hochgeborenen dagegen achten die Gesetze nicht. Alle handeln bloß nach ihrem Belieben, und so werden sie stets handeln ihrem angeborenen Hochmut und Dünkel entsprechend. [...]

Möge daher unser großer Monarch ein gleiches Gericht einsetzen für Bauern und Kaufleute, für Arme und Reiche, für Soldaten und Offiziere, wie für Obersten und Generale, ein Gericht, welches Allen gleich zugänglich wäre und wo über jede Kränkung, wer sie auch verüben möge, geklagt werden dürfe. Dann werden u.a. auch die Militärs die anderen Stände nicht mehr kränken und mißhandeln. Die Gerichte, wo Soldaten über Soldaten, Offiziere über Offiziere zu entscheiden haben, sind ungerecht. [...] Daher müssen alle einer Behörde untergeben und gehorsam sein. [...]

[Ein vollständiger Codex gerechter Gesetze]

Will man ein gerechtes Gericht haben, so muß man die alten Gesetze und die neuen Verordnungen und die wichtigen Entscheidungen, welche Lücken in der Uloshenije füllen, sammeln und einen vollständigen Codex zusammenstellen. Und zu den russischen Gesetzen kann man diejenigen ausländischen hinzufügen, welche für uns passen. Es würde selbst nichts schaden, das türkische Gesetzbuch übersetzen zu lassen, um auch daraus Einiges zu entnehmen, da es doch heißt, daß Manches bei den Türken noch besser sei als bei den Deutschen.

Zu dem Ende muß man wählen: je zwei oder drei der gelehrtesten und befähigtesten Geistlichen, ferner Bürger, welche in Rechtssachen und Verwaltungsfragen erfahren sind, sowohl solche, welche höhere Ämter bekleiden, aber dabei nicht stolz, sondern herablassend sind, als auch geringere Beamte, welche die Geschäfte kennen, sodann vernünftige und wahrheitsliebende Edelleute, Kaufleute, welche in allerlei Geschäften erfahren sind, Soldaten mit gesundem Menschenverstand, welche mancherlei erlebt und durchgemacht haben; ja auch von den Bauern müßten, wie ich meine, solche hinzugezogen werden, welche Dorfämter bekleidet haben und durch klaren Verstand ausgezeichnet sind. Ich weiß, daß es selbst unter den Mordwinen kluge Leute gibt ; wie soll es da unter den Bauern keine klugen Leute geben?

Ist das neue Gesetzbuch redigiert, so muß es von dem ganzen Volke frei und ohne allen Zwang geprüft werden, damit niemand, weder Hohe noch Niede

re, weder Reiche noch Arme, ja auch nicht einmal die Bauern dadurch irgendwie gekränkt oder bedrückt werden, daß sie das neue Gesetz nicht kennen. Dem Kaiser aber müssen die Gesetze nach der Redaktion vorgelegt werden, damit sein scharfer Geist dieselben prüfe. [...]

Man wird sagen, daß ich die souveräne Gewalt Seiner Kaiserlichen Majestät durch das Mitraten des Volkes herabsetze; das ist aber nicht der Fall; die Gerechtigkeit verlangt es, daß Jedermann, wes Standes er sei, zusehen müsse, ob die neuen Gesetze nichts Ungehöriges oder Ungerechtes enthalten. [...] Jeder weiß, wo ihn der Schuh drückt, so müssen alle an der Vollendung des Gesetzbuches teilnehmen. [...].

[Entlohnung nach der Leistung]

Ich muß noch über die Fronarbeit meine Meinung sagen. Diejenigen Leute, welche aus anderen Städten nach Petersburg geschickt werden, um dort drei Monate lang zu arbeiten, kommen und arbeiten drei Monate lang, aber von ihrer Arbeit ist nichts zu bemerken: es ist wirklich ärgerlich zu sehen, wie sie bloß die Zeit hinbringen, ohne sich mit der Arbeit zu beeilen.

Dies muß man in folgender Weise ändern. Man muß zur Beaufsichtigung der Arbeiter rechtschaffene Männer ernennen und diese müssen genau beobachten, wie viele Arbeit in drei Monaten getan werden kann.

Den neueintretenden Arbeitern muß man dann diese Arbeitsquote aufgeben und sie entlassen, sobald sie dieselbe, wenn auch in viel kürzerer Zeit, vollendet haben, worauf sie dann sich als Arbeiter verdingen oder nach Hause zurückkehren mögen. Hält man die Arbeiter, welche mit ihrem Stück Arbeit fertig sind, auch nicht einen Tag länger auf, so kann man sicher darauf rechnen, daß Viele die Arbeit dreier Monate im Laufe eines Monats abarbeiten werden. Alle Arbeit wird schneller getan sein: Alle werden mit Lust arbeiten.

[Gerechtigkeit gegenüber dem leibeigenen Bauer]

Wird [...] ein Bauer auch nur einigermaßen wohlhabend, so packt man ihm gleichviel mehr Lasten auf, und daher, bei einer solchen systematischen Schafschur, kann der Bauer freilich nie zu eigenem Wohlstande gelangen. Manche Gutsherren meinen, man dürfe die Bauern nicht reich werden lassen, und nehmen ihnen daher nicht selten die letzte Ziege ab: dadurch aber machen sie das Reich arm, statt daß der Reichtum der Bauern dem Guts-herrn eine Ehre sein sollte. Da ist es denn kein Wunder, wenn die Bauern weglaufen und sich in anderen Gegenden ansiedeln.

[Zueignung für den Zaren]

[...] Jetzt erbitte ich untertänigst Deine Gnade, daß mein Name den Mächtigen wie auch denen verborgen bleibe, die die Wahrheit nicht lieben, weil ich geschrieben habe, ohne ihnen zu Gefallen zu sein. So geschehe denn Gottes und Dein erhabener zarischer Wille. Amen. [...]

Der niedrigste und unwürdigste Sklave Iwan Possoschkow, der die Wahrheit wünscht, überreicht diese dem Blick der Menschen verborgengebliebene Schrift, die in dreijähriger Arbeit entstanden ist, Deiner zarischen Majestät. Amen.

den 24. Februar des Jahres 1724.

III.

Thronrevolten und Glanz der Adelsherrschaft (1730-1762)

**Die russische Aufklärung im Aufbruch —
Literaturentwicklung im Zeichen des Klassizismus**

E P O C H E N M O S A I K

Nach (Peters) Tode brach die vollständigste gouvernementale Anarchie aus, und nachdem Peters Eisenhand nicht mehr da war, schwankte die neue Ordnung der Dinge zwanzig Jahre lang in ihren Grundfesten; die populäre Tradition war gebrochen, Treue gegen die Dynastie gab es nicht. Das Volk [...] kannte nicht einmal dem Namen nach alle diese Romanows von Braunschweig-Wolfenbüttel und Holstein-Gottorp, die wie Schatten über die Stufen des Thrones glitten, und in den Schneefeldern des Exils, in Kerkertiefen oder im Blut verschwanden.

Der hohe Adel, der kein allgemeines Interesse hatte, bediente sich der kaiserlichen Gardesoldaten, um diese Serail-Revolutionen immer aufs neue zu erregen. [...] Der kaiserliche Thron glich dem Bett der Kleopatra, — ein Haufen großer Herren und eine Handvoll Janitscharen geleiteten im Triumph einen fremden Fürsten, eine Frau, ein Kind, einen entfernten Verwandten von irgendeinem Verwandten Peters I. und erhoben ihn auf den Thron, betteten ihn an und teilten denjenigen Knutenstreiche aus, die etwas dagegen einzuwenden hatten. Aber kaum hatte der Erwählte Zeit gehabt, sich in dem Freudenbecher einer maßlosen Gewalt zu berauschen, als die folgende Welle von Würdenträgern und Prätorianern ihn samt seinem ganzen Anhang in den Abgrund zog. Die Minister und Generale von heute wanderten morgen nach dem Richtplatze, oder wurden nach Sibirien verschleppt. Ein solcher Umschwung geschah so rasch, daß der Marschall Münnich, welcher Biron ins Exil geschickt hatte, denselben beim Übergang über die Wolga, wo Biron durch das Austreten des Flusses einige Tage aufgehalten worden war, wieder einholte, da die Reihe der Verbannung ihn getroffen hatte.

Alexander Herzen (1851)

Die Regierung Annas (1730-1740) war eine der finstersten Seiten unserer Geschichte, und der finstere Fleck in ihr war — die Kaiserin selbst. Aus ihrer Mitauer Enge zufällig in die unermeßliche Weite der niemand Rechenschaft schuldenden Macht über Rußland versetzt, gab sie sich Festen und Vergnügungen hin, die die [...] Beobachter durch ihren verschwenderischen Luxus und ihre Geschmacklosigkeit erschreckten.

*

Die Herrschaft Jelisaweta Petrownas (1741-1761) war nicht ohne Ruhm, und nicht einmal ohne Nutzen. [...] Als legitimste unter allen Nachfolgerinnen und Nachfolgern Peters I., auf den Thron gehoben durch die aufrührerischen Bajonette der Garde, hatte sie die Energie ihres großen Vaters geerbt, erbaute Schlösser in 24 Stunden. [...] Friedfertig und sorglos, war sie gezwungen, wohl mehr als die Hälfte ihrer Regentschaft Kriege zu führen [...], aber seit der Herrschaft der Zarewna Sofja lebte man in Rußland niemals so leicht, und keine Herrschaft vor 1762 hinterließ so angenehme Erinnerungen wie die ihre.

*

Die Regierungen nach Peter stellten sich nicht die allgemeine Frage, was mit der Reform Peters zu tun, ob sie fortzuführen oder zu beseitigen sei. Ohne sie abzulehnen, waren sie auch nicht in der Lage, sie in ihrem ganzen Umfang weiterzuführen, sondern veränderten sie lediglich nach ihren laufenden Erfordernissen und zufälligen Erwägungen, durch ihr Ungeschick aber und ihre Nachlässigkeit zerstörten sie ihre wichtigsten Teile.

*

Es ist schwer zu sagen, ob die Menschen in der Regierungszeit Jelisawetas fühlten, daß sie nicht den von dem großen Umgestalter gewiesenen Weg gingen. Aber der elisabethinische Graf Kirill Rasumowski drückte wenig später dieses Gefühl aus. Als der berühmte Kirchenfürst Platon im Jahre 1770 während seiner Predigt anlässlich des Sieges in der Schlacht von Tschesma in Anwesenheit der Zarin und des Hofes theatraisch von der Kanzel stieg, mit seinem Hirtenstab an den Sarkophag Peters des Großen schlug und ihn aufforderte aufzustehen und auf seine geliebte Erfindung, die Flotte, zu schauen, da flüsterte Graf Rasumowski inmitten der allgemeinen Begeisterung gutmütig den Umstehenden zu: „Wozu ruft er ihn bloß? Wenn er tatsächlich aufsteht, dann ergeht es uns allen schlecht!“

Wassili Klutschewski (1909)

Der russische Klassizismus begann sich in der Periode der aufkommenden Reaktion nach dem Tode Peters I. herauszubilden, als die progressiven Errungenschaften der zurückliegenden Jahrzehnte in Bedrängnis gerieten und die Gefahr der Rückkehr zu vorpetrinischen Zuständen immer größer wurde. [...] Die Entwicklung des russischen Klassizismus vollzog sich im XVIII.

00056787
sophischen Grundlagen des französischen Klassizismus und verband ihn in höherem Maße mit den Ideen der Aufklärung als mit den Ideen des Absolutismus.

Valentin Fjodorow (1982)

Für die Entwicklung der schönen Künste auf allen Gebieten bedeutete Jelisawetas Regierung nach den unter Peter gelegten Keimen, die bis zu Anna Iwanownas Tod noch keineswegs recht emporgedeihen wollten, eine erste große Epoche. Der Name des genialen Architekten Bartolomeo Rastrelli trat nach seiner ersten Betätigung unter jener Vorgängerin nun erst glänzend hervor. [...] Das Smolnyjkloster und vor allem eine Menge Paläste in und um Petersburg sind Werke dieses Meisters. [...] An den kaiserlichen Lustorten der Umgebung, in Peterhof und in Zarskoje Selo entstanden neue glänzende Schlösser. [...] Heldenoper und Opera buffa blühten unter Jelisawetas lebhaftester Anteilnahme auf. [...] Das Jahr 1756 [...] sah das erste national-russische Theater. Wolkow, ein junger Kaufmannssohn aus Jaroslawl, erhielt den Titel „erster Schauspieler“. Sumarokow schrieb für diese hauptstädtische Bühne seine Alexandrinertragödien und seine Lustspiele [...] mit einheimischen Stoffen aus Vergangenheit und Gegenwart. [...] Die Anfänge der neuen Akademie der Künste gehen [...] auf den Favoriten Iwan Schuwalow zurück, der sie mitten im Siebenjährigen Kriege schuf, nachdem er 1755 die Moskauer Universität, die erste selbständige Hochschule Rußlands, errichtet hatte.

Im Künstlerischen und im Geistigen treten uns so die Anfänge eines neuen bewußt nationalen Lebens vor Augen, eines unzweideutigen Rückschlages auf die Epoche der Fremdherrschaft. Der große, von unbändigem Selbstgefühl erfüllte Vorkämpfer dieser gesamten Bewegung war ein armer Fischer- und Bauernsohn aus dem kulturfernen Norden: Michail Lomonossow, das Universalgenie des russischen 18. Jahrhunderts. Seit 1745 hatte er die Akademieprofessur für Chemie und Experimentalphysik inne. [...] Zu dem allen begründete er mit einer Grammatik die neue russische Sprache, mit seinen tönenden Festreden und Oden die neue russische Literatur.

Karl Stählin (1930)

Wassili Tatischew

G E S P R Ä C H Z W E I E R F R E U N D E Ü B E R D E N N U T Z E N D E R W I S S E N S C H A F T E N U N D D E R L E H R A N S T A L T E N

(Auszüge)

(1733)

[Erziehung und Bildung]

Frage 1: Mein Herr! Wenn ich Ihr Verhalten Ihrem Sohn gegenüber sehe — Sie haben ja nur den einen, und doch tat es Ihnen nicht leid, sich schon in so früher Jugend von ihm zu trennen und ihn auf ausländische Schulen zu schicken —, so komme ich in Verlegenheit, welchen Nutzen Sie sich davon versprechen. Denn nach meiner Meinung haben wir von unseren Kindern dann den größten Nutzen, wenn wir sie bei uns haben, unseren Vorstellungen entsprechend halten, sie erziehen und uns ihrer erfreuen. [...]

Antwort: Mein verehrter Freund! Sie haben mir diese Frage, scheints, wider bessere Einsicht gestellt, und was Sie über die Freude an unseren Kindern sagen, so ist es nur scheinbare Freude, nicht wahrhafte. Die Ursache wirklicher Freude an unseren Kindern ist ihre Vernunft und Fähigkeit, das Gute zu gewinnen und dem Bösen zu wehren. Vernunft kann ohne Bildung, das Können ohne Gewöhnung und Fertigkeit nicht erworben werden. Damit sich der Verstand entwickelt, muß das Kind zunächst lernen. Wenn es damit nicht in der Kindheit beginnt, wird es in Bosheit und angeborener Unwissenheit verbleiben [...] und fortwährend Kummer bereiten [...], lernt es aber, so wird es, wenn es auch in der Kindheit durch kurze Abwesenheit Kummer bereitet, durch die Vernunft seiner wissenschaftlichen Bildung später immer Freude bringen. [...]

[Die Erfindung des Buchdrucks]

Frage 43: Welche Fortschritte in den Wissenschaften erbrachte die Erfindung des Buchdrucks und wann geschah das?

Antwort: Der Buchdruck ist beispielsweise in China, nach den Zeugnissen vieler Chronisten, eine sehr alte Kunst, dort aber anders gehandhabt worden als in Europa, denn dort schnitt man Tafeln aus, bei uns setzt man bewegliche Lettern aus Metall. Dieses Verfahren nahm in Europa seinen Anfang nicht vor 1440 n.Chr., und es ist wahrscheinlich, daß es von den Chinesen übernommen wurde, denn der erste Druck erfolgte ebenfalls mit Tafeln, wurde aber dann von geschickten Männern mit der Zeit verändert und in einen besseren Zustand gebracht.

Was den Nutzen betrifft, der aus dem Buchdruck entstand, so braucht man nicht viel über das zu reden, was jeder selbst beurteilen und sehen kann, denn ein Buch schreibt man ja nur sehr langsam ab. Sollte man z.B. einen zwingen, die Bibel abzuschreiben, so würde das auch ein guter Schreiber schwerlich in einem halben Jahr gut schaffen, mit Hilfe des Buchdrucks aber können 4 oder 5 Mann in einem halben Jahr bis zu 2000 Bibeln drucken, weshalb auch handschriftliche eine Seltenheit waren und für 50 bis 100 Rubel verkauft wurden, und auch da konnte man sie nur selten tatsächlich kaufen. Heute aber kann man, Gott sei Dank, eine vollständige Bibel in jeder beliebigen Sprache (außer der unseren) für 1/2 Rubel erhalten, und auch ein Bauer oder armer Mann kann eine kaufen und lesen und Gottes Wort leicht verstehen.

Außerdem kamen beim Abschreiben häufig sogar große Fehler vor, wodurch viele gute Bücher verdorben wurden. Beim Buchdruck braucht man solches nicht zu befürchten, denn nach dem Druck jedes ersten Blattes ist es nicht schwer, alles dreimal durchzusehen und zu korrigieren, danach aber werden alle Exemplare gleich sein, wenn man auch mehr als Tausend davon druckt. Und obwohl früher gelehrte Männer für den Nutzen des Nächsten ordentliche und nützliche Bücher schrieben, so verblieben diese oft lange Zeit durch geizige Hände von der Welt abgeschlossen oder wurden manchmal durch die willkürlichen Korrekturen derer, die anderer Meinung waren, verfälscht. Viele wurden durch unvorhergesehene Zufälle vernichtet bzw. gingen bedauerlicherweise verloren, wie es von vielen, in der Heiligen Schrift oder ebenso von Philosophen, Mathematikern, Historikern u.a. erwähnten Büchern bekannt ist; so lesen wir besonders von der Bibliothek des Ptolemäus, in der, wie bei uns in der Schule Konstantins des Weisen, eine große Zahl von Büchern verbrannte und dadurch vieles der Erinnerung und Verbreitung Würdiges für immer zugrunde ging.

Anders ist es beim Buchdruck. Mögen gedruckte Bücher getrost an hundert Orten zugrunde gehen, an tausend weiteren und mehr Orten werden sie erhalten bleiben. Und so wurde nach der Erfindung des Buchdrucks in kurzer Zeit eine Vielzahl nützlicher alter Bücher in keiner geringen Zahl gedruckt und dadurch jeder, der sie besaß, zur Weiterverbreitung der Wissenschaften angespornt. Viele Schulen und Akademien wurden an verschiedensten Orten gegründet und dadurch das hellere Licht der wahren Vernunft entdeckt. Daraufhin kam in der Theologie ebenso wie in der Philosophie, der Jurisprudenz, der Mathematik, Physik, der Geschichte weiterer freier Wissenschaften wie auch in den nützlichen Künsten und Gewerben eine große Erneuerung in Gang, die von Stund zu Stunde wuchs und sich ausbreitete, wie sich auch die Zahl der Gelehrten vergrößerte. Und obwohl dies dem Papst und seinen Anhängern überhaupt nicht nützlich war, so konnten doch alle

seine Bemühungen gegen die Geschwindigkeit dieser Strömung nichts ausrichten, sie sprengte bald seinen Damm der Finsternis und verringerte empfindlich seine Macht, seine Kräfte und seine Einkünfte. Was nun den Glauben selbst betrifft, so waren Wiclif und Hus, wenn auch mit tragischem Ende, nur die Anfänge, Luther und Calvin aber drängten den päpstlichen Stuhl ein gehöriges Stück weiter zurück, und wenn nicht der österreichische Erzherzog Ferdinand, der damals durch den Papst die Einsetzung seines Bruders zum Kaiser betrieb, ihn gehalten hätte, würde er natürlich weiter an Bedeutung verloren haben.

In den Rechten bewiesen Hugo Grotius und später Pufendorf in der Physik und der ganzen Philosophie, Cartesius in der Mathematik und besonders in der Astronomie Copernikus und Galilei wie auch Bruno, ungeachtet der päpstlichen Widerstände und ohne Furcht vor seinem Bannfluch, die Wahrheit und erhärteten sie so, daß endlich selbst die Papisten mit Scham gezwungen waren, diese Wahrheit anzuerkennen. Auf diese Art wurden in der Philosophie viele Verfahren zur Erprobung und Erkenntnis früher unbekannter Eigenschaften erfunden, wie Vergrößerungsgläser, Mikroskope, Brennspiegel, Wasserpumpen, Luftpumpen oder Antilia pneumatica und weiter viele und ungezählte Arbeitsmaschinen, wie auch selbst die Uhren in einen besseren und ordentlichen Zustand gebracht wurden. Auch was die militärischen und mathematischen Geräte betrifft, die beim Bau von Häusern, Festungen, großen Häfen oder Schiffen zur Anwendung gelangen, wird jeder beim Vergleich mit früher sagen, daß der Buchdruck der Welt große Erleuchtung und unbeschreiblichen Nutzen gebracht hat. Und eben so können wir unser Jahrhundert mit dem Beginn des vernünftigen Alters des Menschen oder den vollendeten Mannesjahren vergleichen.

[Nicht Wissenschaften und Philosophie sind schädlich, sondern ihr Mißbrauch]

Frage 44: [...] Gleichermaßen muß man in der Weisheit oder Philosophie den Unterschied erkennen, und eine der Erkenntnis Gottes wie dem Nutzen des Menschen dienende Philosophie ist nicht sündhaft; schädlich und nachteilig ist nur die von Gott wegführende. [...] Wenn aber viele, die wohl die Heilige Schrift lesen, in verschiedene schädliche Meinungen verfallen, so liegt der Grund dafür nicht in der Philosophie, sondern in ihrer eigenen Natur. [...]

Und so kannst du — nach Kenntnis der Worte und Taten der Apostel und vieler Kirchenväter — beurteilen, wie sehr wahre Philosophie im Glauben nicht nur nützlich, sondern unbedingt notwendig ist, und wie diejenigen, die verbieten, sie zu lehren, entweder selbst Toren sind, die nicht wissen, worin wahre Philosophie besteht, oder aber es haben verschlagene und böswillige

Diener der Kirche zur Befestigung ihrer gotteswidrigen Macht und zum Erwerb großer Reichtümer sich ausgedacht, daß das Volk unwissend bleibe und über keinerlei Wahrheit zu urteilen fähig, daß es blind und sklavisch ihren Reden und Befehlen glaube. [...]

[Aufklärung und Bildung für die Völker]

Frage 46: [...] Ein politisch vernünftig denkender Mensch kann immer aus ehrlicher Überzeugung sagen, daß die Wissenschaften dem Staate mehr nützen als Ungezügeltheit und Unwissenheit. [...]

Ein vernünftiger Mensch gewinnt durch die Wissenschaften und Künste [...] Einsichten, ein gutes Gedächtnis, scharfen Geist und ein unfehlbares Urteil, und durch sie kann er alles Wohlergehen gewinnen und alles Schädliche abwenden. Er überprüft Ratschläge und Darstellungen und nimmt sie je nach den Umständen der Dinge an, vergleicht frühere Handlungen und Fälle in seinem Gedächtnis mit gegenwärtigen und beurteilt alles nach der Vernunft, läßt sich von Falschem und im voraus als schädlich Erkennbarem nicht verlocken, fürchtet widrige, aber bezwingbare Umstände nicht, handelt mutig gegen die Angst und besiegt sie. In Freude und Glück wird er nicht übermäßig [...], verzagt im Unglück nicht, überwindet Widrigkeiten und Kummer mit Großmut und begehrt, mit dem Eigenen zufrieden, Fremdes nicht. [...]

Und obwohl dies von einzelnen Menschen gesagt ist, kannst du es auch auf ganze Völker und Staaten anwenden. Willst du es aber genauer wissen, lies die Geschichte der alten Zeiten und du findest die Beispiele vieler Völker und Staaten, die durch den Mangel an vernünftigen Überlegungen in Armut stürzten und zugrunde gingen, deren Erinnerung allein auf dem Papier geblieben ist. [...]

[Kenntnis von Fremdsprachen]

Frage 68 und 69: [...] Daß der Adlige die Kenntnis von Sprachen braucht, habe ich [...] schon ausführlich erklärt. Denn jeder Adlige muß doch daran denken, einen angesehenen Rang zu erwerben, und er wird dann entweder selbst im staatlichen Dienst in fremde Länder reisen oder in Rußland Umgang mit Ausländern haben. Dafür aber muß er dringend eine europäische Sprache kennen. [...]

Wie aber die Menschen unterschiedlich von Natur sind und daher für sich und ihre Kinder unterschiedliche Wissenschaften und Tätigkeiten zu wählen pflegen, so sollten sie auch die für die jeweiligen Wissenschaften und Berufe nützlichen Sprachen lernen. Will z.B. jemand seinen Sohn zum Priester machen, so wird er erstens dafür das Hebräische [...], zweitens das Griechische [...] und drittens das Lateinische benötigen. Will aber einer die phi-

losophischen Wissenschaften studieren, so sind ihm die lateinische und griechische Sprache für die Kenntnis der antiken Philosophen sehr nützlich. Da diese aber auch alle ins Französische übersetzt und von gelehrten Männern mit guten Anmerkungen erläutert sind, so kann man auch mit dieser Sprache auskommen. Besonders dem angesehenen groß- und weißrussischen Adel ist die deutsche Sprache vonnöten und nützlich, da viele russische Untertanen, aber auch die uns benachbarten Staaten Preußen, Deutschland u.a. diese Sprache sprechen. Nicht weniger wird die französische Sprache benötigt. [...] Dem Adel des Kasaner Gouvernements aber wäre, wegen der Nachbarschaft und dem ständigen Umgang mit den Tataren, auch das Tatarische notwendig und nützlich.

Antioch Kantemir

V O N D E R V E R S C H I E D E N A R T I G K E I T
M E N S C H L I C H E R L E I D E N S C H A F T E N .
D R I T T E S A T I R E

A n d e n E r z b i s c h o f v o n N o w g o r o d
(1730)

Bewundernwürdiger hoher Priester, Theophan,
Die Allmacht höchster Weisheit hat dir kundgetan
Jedes Geheimnis, hat, da sie dir nichts verschweigt,
Jeglichen Wesens Art und Herkunft dir gezeigt.
Du, dessen weiter Geist an Wissen längst gewann,
Was menschlicher Verstand jemals erfassen kann.
Sag, weil du kundig bist, gab die Natur
Den gleichen Leib, den gleichen Geist uns, aber nur
Andere Leidenschaften jeglichem Gemüt,
Die zu beherrschen mancher sich vergeblich müht?
Sprich, oder führst du es auf einen andern Grund zurück?

Wirf auf Chrysipp nur einen ersten flüchtgen Blick.
Selbst wenn der Straßenkot ihm bis zur Schulter reicht,
Der Himmel Blitze speit, der Regen ihn durchweicht,
Hetzt dreimal täglich durch ganz Moskau er und geht

Vom Markt als Letzter. Schneller als das Festgebet
 Der Pope plärrt, schlingt er sein Mittagsmahl hinein.
 Schlaf, aller Wesen Labsal, scheint ihm fremd zu sein,
 Noch eh am frühesten Morgen kräht der erste Hahn,
 Hat er in Hast ein halbes Tagwerk schon getan.
 Er schont sich nicht, gibt gar sein eignes Leben hin,
 Lockt ihn die allerkleinste Aussicht auf Gewinn.
 Aus China heimgekehrt, von einem Weltenende,
 Rüstet er sich bereits, daß er das andre fände.
 Trotz seinem Alter, Unbill und Gefahren:
 Er sorgt nicht für sich selbst, sorgt nur um seine Waren.
 Ihn schreckt nicht Meer noch Sturm, Untiefe nicht noch Riff,
 Längst klapprig und ergraut, besteigt er doch das Schiff.
 Mehr Tränen weint Chrysipp, fängt er zu feilschen an,
 Mehr Bücklinge macht er, als einer je bezahlen kann.
 Die Schwüre gibt er feiler als die Waren her.
 Lauf durch ganz Moskau nur, du findest keinen mehr,
 Der so geschickt so wenig auf die Waage packt,
 Vom Faß den Krug, vom Ellenmaß das Zoll abzwackt.
 Den ganzen Abend sitzt er in der Dunkelheit.
 Er friert bei jedem Frost: ums Brennholz ist's ihm leid.
 Dienstboten hält er meistens nicht, er scheut den Lohn,
 Auf seinem harten Bett verfault das Laken schon.
 Wann kam es vor, daß seine Hemden er erneuert?
 Sein einzger Rock ist schon ganz dünn und abgescheuert.
 Setzt man ihm zwei Gerichte vor, so mault er kläglich
 Und findet diese Art Verschwendung unerträglich.

*

Meinst du vielleicht, daß sich Chrysipp voll Mühsal plage,
 Damit er so sein täglich Brot zusammentrage?
 Glaubst du, er ließe sich zu dieser Raffgier drängen,
 Weil seine Kinder sich an seinen Rockschoß hängen
 Und auch sein krankes Weib? Glaubst du es? Weit gefehlt,
 Der hat ein schweres Amt, der Chrysipps Schätze zählt.
 Das Geld in seinen vielen Truhen rostet schon,
 Sein einzger Anverwandter ist ein Enkelsohn.
 Doch der, zwar halb so reich, sieht selber, wo er bleibt.
 Der Geiz ist's, der Chrysipp so maßlos quält und treibt.
 So häuft er im geheimen Berge Goldes an,
 Ist froh, daß er von dieser Fülle nehmen kann.
 Doch sagt, was ist ein großer Haufen Goldes wert,
 Wenn auch ein kleiner schenkt, was einer je begehr?
 Chrysipp gleicht einem, der hinab zum Flusse geht,

Weil ihm der Sinn nach einem Glase Wasser steht,
 Obgleich ein Bächlein ihm das klarste Wasser gibt.
 Was nützt es ihm, daß er die große Fülle liebt,
 Was nützt der Fluß ihm, der die Ufer unterwühlt
 Und ihn erfaßt und mit der Strömung abwärts spült?

*

Klearch scheut selbst der Geldgier Widerschein,
 Er wähnt von Kopf bis Fuß in Gold gehüllt zu sein.
 Zwei Häuser, eins in Moskau, eines auf dem Land,
 Großzügigkeit hat sie geschmückt mit eigner Hand,
 Besitzt er, silberschwer, daß selbst ein Zar es neidet,
 Und seine große Dienerschar, in Gold gekleidet,
 Läßt zu ihm Sänger, Tänzer, Dirnen, Kupplerinnen,
 All die, die auf erlesene Genüsse sinnen
 Und deren Klügeln auf die reinste Lust verfällt.
 Aus vollen Händen überhäuft er sie mit Geld.
 Stets müht er sich, der Wollust neues Land zu schenken.
 Daß reicher er als Krösus sei, wird jeder denken,
 Doch seine Liegenschaften, seine Güter tragen
 Nicht mehr ein als die meinen, und in nur vier Tagen
 Hat er's vertan. Durch Tränen, Schwüre, Trügereien
 Und andre Schändlichkeiten muß den Rest er leihen.
 Nun mehren täglich Zins und Zinseszins die Schulden.
 In Schuldhaft sitzt Klearch, muß Frost und Hunger dulden.
 Vergebens werden Gläubiger ihr Geld eintreiben
 Mit Tränen: nur der Bettelstab wird ihnen bleiben.
 Doch zwei, drei Gaunern wird wie immer es gelingen
 Ihr Schäfchen mit Bravour ins Trockene zu bringen.

*

Menander steht in aller Herrgottsfrühe auf.
 Man trifft ihn überall: er sperrt die Ohren auf,
 Was in der Stadt, was man bei Hofe sagt und tut,
 Erlasse, Demissionen, Wechsel kennt er gut
 Und stets als erster. Gründe weiß er zu erfragen,
 Ursachen wie ein Vaterunser herzusagen.
 Weit eher wird er tagelang die Nahrung sparen,
 Als daß er jemals müde würde zu erfahren,
 Mit welcher Nachricht der Kurier aus Persien kam,
 Wer wo im Spiel verlor, wer wen zum Gatten nahm,
 Wer ankommt, wer sich duelliert, wer wen umwirbt,
 Wer Vater eines Sohns wird, wer verreist, wer stirbt.
 Würden die Adligen auf ihre eignen Pflichten

Ein gleiches Augenmerk, wie er auf fremde, richten,
Verwalter, Vögte würden sie nicht mehr bestehlen.
Sie lebten schuldenfrei, nichts würde ihnen fehlen.

*

Menander sammelt Neuigkeiten ohne Unterlaß;
Bis der erst unlängst abgefüllte Wein im Faß
Aufbraust und zischt, die Dauben reißt, den Reifen sprengt,
Und als ein Strom sich schäumend aus dem Spundloch drängt.
Trifft du Menander, zischt er dir sogleich ins Ohr
Zweihundert Neuigkeiten, und erst kurz zuvor
Hab er aus zuverlässiger Quelle sie erfahren,
Er bittet dich, du möchtest dies Geheimnis wahren.
Er liefert Neues ganz nach eignem Maß und Schnitt;
Nur selten teilt er zwein die gleiche Nachricht mit,
Glaubt selbst zuletzt, was er verbreitet und erdichtet,
Wenn's ihm ein Angesehner wiederum berichtet.
Hat er dir alles aufgetischt, läßt er dich stehn,
Wie Richter armen Klägern aus dem Wege gehn.
Noch manchen gibt's, der seine Nachricht haben soll.
Longin stopft dir auf andre Art die Ohren voll.
Lad ihn, den Nachbarn, nicht als deinen Mittagsgast,
Wenn du zuvor nicht viel und gut gefrühstückt hast.
Von Frau und Kindern grüßt und schnackt er lang und breit,
Bekundet laut dir seine Unzufriedenheit,
Daß du ihn nicht besucht hast seit geraumer Zeit.
Krank liegt sein armes kleines Töchterlein und schreit,
Weil es den vierten Zahn bekommt. Kannst du es fassen!
Erst gestern hat das Fieber etwas nachgelassen.
Die größere wird einem Reichen angetraut,
Hübsch ist er, vornehm, ein Jahr älter als die Braut.
Die Mitgift nennt er dir in allen Einzelheiten,
Will ihre Liste Punkt für Punkt dir unterbreiten.
Der Jüngste müsse jetzt das ABC studieren,
Und könne auch bereits ganz leidlich buchstabieren.
In seinem Dorf beginnt man einen Teich zu graben.
Den Plan wird er entweder in der Tasche haben
Oder ihn dir mit zwei Bestecken demonstrieren,
Wie groß sein Landbesitz — sein Dorf — ist, wird er dann addieren,
Was er an Pacht erhielt, wird er dir nicht verhehlen,
Von jedem Korn- und Weizenhalm wird er erzählen.
Die Eigentümer seines Guts seit Noahs Tagen,
Und wer wem folgte, weiß er füglich herzusagen,
Bis er es selbst erhielt durch die Gerichtsbarkeit:

Ein Urteil endete den langen, bittren Streit
 Mit seinem Onkel. Wirst du dich nicht rasch besinnen,
 Wird er von der Belagerung Asows beginnen —
 Er läßt es ungern, wird dich lange Stunden quälen,
 Um dir von seinen Wundertaten zu erzählen,
 Als Truppenkommandeur hat er den Feind vernichtet.
 Und ohne Zollstock, Schnur und Kreidestift errichtet
 Er frank ein ganzes Lügenschloß. Nur dann und wann
 Trifft du darin ein schwaches Fünklein Wahrheit an.
 Soviel, wie er erzählt, kann keiner sonst erfinden.
 Kein Knecht kann soviel Stroh an einem Tage binden.
 So viele Schwüre schwört ein Kaufmann nicht in einem Jahr,
 Und kein beim Unterschleif ertappter Schankwirt gar
 Kann Sekretär und Richter so oft Geld zustecken,
 Und damit, daß er Staatsgeld unterschlug, verdecken.
 Longin kann niemals seinen Mund zum Stillstand bringen,
 Selbst sich zu schneuzen läßt ihm seine Hast mißlingen.
 Er glaubt, nur er allein hab einen Mund zum Sprechen.
 Und kommst du doch zu Wort, wird er dich unterbrechen.

*

Durch seine Demut weiß Warlaam zu gefallen.
 Betritt er einen Raum, verbeugt er sich vor allen,
 Stellt sich bescheiden abseits, schlägt die Augen nieder,
 Spricht leis, schweigt oft, bewegt oft lautlos seine Glieder.
 Den Rosenkranz dreht ständig er in seinen Händen,
 Mit Christi Namen wird er jeden Satz beenden,
 Fürbittgesänge gehen ihm sehr leicht vom Munde:
 Gern weiht er Kerzen, preist verzückt zu jeder Stunde
 Den Glauben derer, die den Ruhm der Kirche mehrten,
 Und sie durch Gründung großer Gotteshäuser ehrten.
 Er meint, daß ihren Seelen ewges Heil gebührt.
 Errätst du nicht, warum er solche Reden führt?
 Er liebt es, das Gespräch auf Kircheneinkünfte zu lenken,
 Und lobt nur jene, die die Kirche reich beschenken.
 Warlaam wird sich gegen alles andre wenden:
 Den Weg zum Paradies ebnen nur reiche Spenden.
 Ist er zu Gast, so nimmt vom Fleisch er keinen Bissen
 Und trinkt auch keinen Wein. Willst du die Gründe wissen?
 Daheim hat er zuvor ein Hähnchen schon genossen
 Und Fett und Speck mit einer Flasche Wein begossen.
 Er mahnt der Fleischeslust, der frevlen, zu entsagen
 Und schielt nach runden Weiberbrüsten mit Behagen.
 Nein, meine Frau soll keinen Umgang mit ihm pflegen.

Stets mahnt er: laßt euch nicht von Haß und Zorn erregen,
 Und trachtet seinen Feinden selbst nach Gut und Leben.
 Auch, wenn sie tot sind, kann er ihnen nicht vergeben.
 Der Ärmste meint, die Schlauen könnten Unheil wenden
 Und selbst des höchsten Gottes allsehend Auge blenden.

*

Vorzimmer zum Scharwenzeln hat Foka sehr gern.
 Er bücklingt, macht Geschenke, kriecht vor großen Herrn
 Wie ein Leibeigner, tut, was sie nur je begehrn,
 Und hofft, sie würden ihn mit ihrer Freundschaft ehren.
 Damit das Volk sagt: Seht, Foka! Die Herren schätzen
 Ihn sehr, er darf sich neben sie bei Tische setzen.
 Er läßt ein riesges Haus erbaun in Prunk und Pracht,
 Zu Bettlern hat er seine Kinder schon gemacht,
 Umsonst wird dies ihm bei der Nachwelt Ruhm einbringen,
 Er sucht nach Adelsstammbaumschreibern, Dichterlingen,
 Verschleudert Geld, damit sie unter seinem Namen
 Broschüren drucken. Was sie ihm zu stehen kamen,
 War ihm, dem gar so Ruhmversessnen, einerlei.
 Und als er jüngst vernahm, wie ruhmvoll es doch sei,
 Am ganzen Körper Narben aus dem Krieg zu tragen,
 Ließ er sich flugs das eigne Nasenbein zerschlagen
 Und auch die Brust zerkratzen. Solche Kinderein
 Treibt er, doch bringt nur Tugend Ruhm und Ehre ein.

*

Glykon hält keinen anderen für lobenswert,
 Sei er auch noch so angenehm, gesittet und gelehrt,
 Brächte er seinem Haus auch noch so große Ehre,
 Weil er der Waffenkunst, der Schiffahrt kundig wäre;
 Auch wenn er einen noch so starken Feind bezwänge,
 Wenn ihm ein noch so nützliches Gesetz gelänge:
 Glykon, er schätzt es nicht, weil er sich selbst nur ehrt.
 Doch jedes eigne Wort deucht ihm bewundernswert,
 Und jede Handlung dünkt ihn beispielhaft und gut,
 Daran zu zweifeln wäre purer Übermut.
 Ihn wunderts, daß der Zar, der ihm zu danken hab,
 Ihm nicht schon längst das erste Amt im Staate gab.
 Er faßt es nicht, daß Mädchen, die die Liebe kennen,
 Nicht sämtlich nach der seinigen entbrennen.
 Nie hat ein anderer seine Achtung je gewonnen.
 Er glaubt, der Menschheit Glück hab erst mit ihm begonnen.
 Wer Augen hat zu sehn und Ohren hat zu hören,

Den müßte all sein Tun entzücken, und betören
 Müsse ihn alles, was er sagt. Auch glaubt er, daß die Augen
 Dafür erschaffen sind und zu nichts anderm taugen.
 Klytes ist diese Welt noch mehr als Mönchen leid,
 Und doch verbringt er ohne Trübsal seine Zeit.
 Gedunsen ist sein Leib, rot sind die Augen, und
 Wie aus dem Abtrittsloch, so stinkts aus seinem Mund.
 Einkünfte hat er kaum. Die Glieder zittern schon,
 So wie die Droschke unter einem fetten Diakon.
 Herabgekommen, siech, verachtet, mittellos,
 Beneidet er doch keinen um sein beßres Los,
 Wenn ihm nur einer eine volle Flasche reicht —
 Vergnügt sich um so mehr, je mehr dem Tier er gleicht.

*

Betritt Hyrkan ein Haus, wo viele Menschen weilen,
 So schiebt er sie beiseit, wie Schiffe Wogen teilen.
 Obwohl der Goldbesatz an seiner Schulter reißt,
 Drängt er sich heftig vor, ganz ungestüm und dreist.
 Setzt er sich irgendwo zu Tisch, wird er drauf dringen,
 Dies Essen wegzunehmen, jenes herzubringen.
 Er teilt für einen Toast selbst die Pokale aus,
 Bestimmt, was rechtens ist, und sei's im fremden Haus.
 Ihm schwillt die Brust vor Stolz und Selbstvertrauen,
 Verneigst du dich zutiefst, er zuckt nur mit den Brauen.
 Selbst das muß noch für dich die höchste Ehre sein.
 Auf ein Gespräch mit dir läßt er sich selten ein.
 Er glaubt im vollen Ernst, sein Fleisch und sein Gebein
 Müsse aus anderm Urstoff als das unsre sein;
 Wir wärn aus Kot und Schlamm, glaubt er in seinem Wahn,
 Er sei aus Glänzendem geformt wie Porzellan.

*

Sosim bleckt boshaft grinsend seine Zähne vor,
 Er sieht ihm zu und träufelt mir sein Gift ins Ohr:
 Es wäre besser, deucht mich, wenn Hyrkan an seine
 Großeltern dächte, die noch bettelten. Ich meine,
 Ein anderes Benehmen würd ihm wohl anstehen.
 Zudem: Er sollte lieber sich das Maul zunähen,
 Damit sich wenigstens ein Dummkopf täuschen ließe
 Und ihn nicht alle Welt nur einen Schwätzer hieße. —
 Die Wahrheit spricht Sosim. Doch besser stünd ihm an,
 Er hülfe selbst durch wohlgemeinten Rat Hyrkan,
 Anstatt ihn zu verspotten. Über alle spricht

Sosim nur schlecht: Silvan, der eitle, scheut sich nicht,
 Des Nachbarn keusche Gattin durch sein Geld zu fangen.
 Von Prokops Tafel bin ich hungrig jüngst gegangen.
 Ihr gutes Aussehn dankt Nastja der Kunst allein,
 Die Schönheit schließt sie nachts in eine Lade ein.
 Klementi ist ein simpler Fall noch viel zu schwer,
 Und selbst zum Lesen braucht er einen Sekretär.—
 Verwandtschaft, Freundschaft nicht, noch Rang, noch Alter nützen,
 Um einen vor Sosims gehäßgem Mund zu schützen.
 Ich seh's als böses Los, seh's als ein Unglück an,
 Wenn ich Sosim einmal nicht aus dem Weg gehn kann.
 Ich weiß, ich brauch ihm nur den Rücken zuzukehren:
 Ein Faß voll Bosheit wird er über mich entleeren.

*

Ist auch Sosim für alle Welt ein Eiterherd,
 Weit wen'ger ist Trofims süßes Gerede wert,
 Und weit gefährlicher: Verleumdung wirkt zuweilen,
 Daß Klügere die verborgnen Laster sehn und eilen,
 Sie abzutun. Trofim sagt jedem Schmeicheleien
 Und läßt das Dummkopftum besser als je gedeihen.
 Wir werden allzuleicht dem Schmeichler Glauben schenken.
 Gelingts dem falschen Lob, sich in das Herz zu senken,
 Löscht es den Drang zur Tugend, tilgt die besten Triebe;
 Denn keines Menschen Herz ist frei von Eigenliebe.
 Ein Zeuge reicht, daß wir uns für vollkommen achten
 Und nach der Tugend Schatz nicht länger trachten.
 Mühselig Titus spricht — Trofim lobt seine Rede,
 Begierig hört er zu, diensteifrig nimmt er jede
 Schleppsilbe in sich auf, zwingt andre zuzuhören.
 Er druckst und atmet kaum: die Rede nicht zu stören,
 Die mich zum Gähnen bringt. Ich könnte leicht sie missen.
 Trofim lobt bei der Mahlzeit Titus' jeden Bissen,
 Nennt himmlisch ihn, muß er sich auch fast übergeben.
 Ein so gepflegtes Haus sah er in seinem Leben
 Zum ersten Mal. In Titus' reichem Hause sei all dies
 So schön und wunderbar gleich wie im Paradies.
 Hätt Paris Titus' Gattin damals schon gekannt,
 Nicht Helena hätt er entführt ins Trojerland.
 Alles, was Titus hat — zum Himmel wird's erhoben.
 Selbst noch, wie er sich schneuzt, wird er an Titus loben.
 Indes so maßlos röhmt er Titus nicht allein,
 Jeden füllt er wie einen Sack mit Schmeichelein.

Er glaubt, daß er so aller Liebe sicher wär.
 Selbst noch sein volles Nachtgeschirr beschnuppert er.
 Den Duft zu loben, ist ihm nicht einmal fatal.

*

Naevius springt aus dem Bett wohl an die sieben Mal
 In jeder Nacht. Bloßfüßig schaut er nach geschwind,
 Ob Türen und auch Fenster wohl verschlossen sind.
 Daß weder Kist noch Kasten ihm abhanden kam,
 Daß keiner Rubel aus der Geldschatulle nahm.
 Schickt zigmal in sein Dorf, weil heimlich dort vielleicht
 Sein Gutsverwalter ihn bestiehlt. Dem Haushofmeister schleicht
 zum Markt er nach, schickt Diener fort, daß niemand je entdecke,
 Woher sein Geld er nehme, wo er es verstecke.
 Dem Diener, der den Kessel einst zum Nachbarn brachte,
 Schickte er einen nach, weil er an Diebstahl dachte.
 Dann fiel ihm bei, der Nachbar könnte den Empfang bestreiten,
 Er hieß den dritten gehn, zurückzuholn beizeiten
 Die Zwei. Wird flüchtgen Blicks die Frau auf andre schauen,
 Meint Naevius schon, er könne ihr nicht mehr vertrauen.
 Dann wieder wähnt er, daß die Mutter mit Bedacht
 Die Kinder lehre, wie man heimlich Schulden macht.
 Wenn einer mit dem andern tuschelt, denkt er sich,
 Man leumde über ihn und mach ihn lächerlich.
 Eh er je Antwort gibt, wägt er die Worte lang;
 Er wittert überall Betrug, und ihm ist bang,
 Es könnt die böse Welt ihm nicht das Seine geben.
 So lebt in Angst er hin sein elendiges Leben.
 Müßt ich dafür solch armen Jammerzoll entrichten,
 Selbst auf den Zarenthron würd willig ich verzichten.
 Ernüchtert wär ich bald, denn klein ist der Gewinn,
 Ich lebte lieber bettelarm und still dahin,
 Anstatt mir Unrast und Erregung aufzubürden
 Für unermeßnen Reichtum, Ruhm und höchste Würden.
 Mag man mich manchmal auch betrügen und betören:
 Durch Mißtraun werde ich mein Leben nicht zerstören.

*

Nicht minder quält es Zoilus, den mürrisch-braven,
 Was immer er bei andern sieht, läßt ihn nicht schlafen:
 Sei's Reichtum an Ideen, an Geld, an Herzeleid.
 Erst kürzlich sah er auf des Nachbarn Hof voll Neid,
 Wie der an einem kleinen Häuschen baute, das
 Kaum hundert Rubel kostet. Plötzlich ward er blaß,

War seiner selbst nicht Herr, ein Fieber warf ihn nieder,
 Und er genas bis auf den heutgen Tag nicht wieder.
 Daß einen Rubel er bei einem Kriegsmann sah,
 Der zwanzig Jahr gedient, geht ihm noch immer nah.
 Wenn jemand auch ein noch so mindres Amt erhält,
 Und wenn man einen lobt, so grollt er aller Welt.
 Er denkt, wie blind die Menschen Lohn und Lob doch spenden,
 Wie nichtig ist ihr Urteil! Und in fremden Händen
 Deucht ihm ein Laib die Krume, Bettlern neidet er
 Den Bettelsack, den Mönchen ihren Bart. Noch mehr
 Könnt ich ... doch Muse, ist's nicht an der Zeit, zu schweigen?
 Daß wir das rechte Maß im Unmaß übersteigen,
 Verbietet der Verstand, wenn wir auch lieber reden:
 Predigten ohne Maß langweilen schließlich jeden.
 Vergaßt du denn, an wen sich deine Worte richten,
 Glaubt nur nicht, Theophan hab keine andren Pflichten
 Als Schlaf und Speise, und es würde ihn nicht stören,
 Müßig den ganzen Tag sich Verse anzuhören.
 Denn unentwegt sorgt dieser fleißge Hirt mit Wort und Tat
 Für seine Herde, und er sät der Rettung Saat.
 Er müht sich durch sein Wort, sein Beispiel und sein Leben,
 Ihr Kraft zu Wachstum und Gedeihn zu geben.
 Als Oberhaupt der Kirche beinah gleich dem Zaren,
 Weiß er der Kirche Ruhm zu mehren und zu wahren.
 Verfallne Popensitte hebt er nicht allein,
 Auch eine lobenswerte Ordnung führt er ein.
 Er kennt des Höchsten Wille; und durch seinen Mund
 Wird uns der rechte Weg in aller Klarheit kund.
 Vom reinen Born der Weisheit schöpft er uns zum Segen;
 Nie wird die Hände müßig in den Schoß er legen.

*

Weit besser noch weiß er, in welch verschiedner Weise
 Menschen handeln und denken. Unsre Lebensreise
 Währt viel zu kurz für Trachten und Begehr:
 Zählst du die Leidenschaft, du zählst den Sand am Meer.
 Pferde liebt Kastor, Krieg sein Bruder; und der Schreiber sieht
 Zu, wie er selbst dem Nackten noch das Fell abzieht.
 Soviel Liebhaberein wie Köpfe: Verse schreiben
 Nenn ich die meine. Über eitler Menschen Treiben
 Schreib ich, selbst ohne Flecken nicht, zu Nutz und Frommen.
 Wer meine Fehler korrigiert, ist mir willkommen.

Wassili Trediakowski

N E U E U N D K U R Z E A N L E I T U N G Z U R
R U S S I S C H E N V E R S K U N S T, M I T
E I N E R D E F I N I T I O N
D A Z U G E H Ö R I G E R B E G R I F F E
(1735)

In der Poesie im allgemeinen sind zwei Dinge zu berücksichtigen. Erstens: der Gegenstand oder der Stoff, über den ein Dichter zu schreiben beabsichtigt. Zweitens: die Versifikation, d.h. der Versbau. Der Gegenstand ist etwas für alle Sprachen der Welt Gemeinsames, so daß keine Sprache ihn als ihr allein eigen betrachten kann. Die Regeln der epischen Dichtung dienen der griechischen Sprache in Homers „Ilias“ und der lateinischen in Vergils „Aeneis“ ebenso wie der französischen in Voltaires „Henriade“, der italienischen in Tassos „Befreitem Jerusalem“ und der englischen in Milttons Poem vom „Verlorenen Paradies“. Der Versbau aber ist verschieden nach dem Unterschied der Sprachen.

So hat der Autor der Slawischen Grammatik, die allgemein „die große“ oder „die des Maxim“ heißt, in dem Wunsch, unsere Versdichtung der griechischen und lateinischen anzunähern, seine prosodischen Regeln so kurios beschrieben, daß man, sooft man sie zur Hand nimmt, an sich halten muß, um bei ihrer Betrachtung nicht ein unaufhörlich lachender Demokrit zu werden. Wenn sich der Autor damals darüber klar geworden wäre, daß die Eigentümlichkeit unserer Sprache das nicht zuläßt, hätte er diese Prosodie in seiner Grammatik niemals aufgestellt.

Andere sind beim Dichten von Versen in unserer Sprache bisher richtiger verfahren, wenn sie — von einer bestimmten Silbenzahl in der Verszeile ausgehend — diese in zwei Teile trennten und einen Gleichklang der jeweiligen Endsilben herstellten. Aber auch solche Verse nehmen sich so unvollkommen aus, daß es angemessener wäre, sie als Prosa zu bezeichnen, die in einer bestimmten Satzkadenz einhergeht, die aber weder Metrum noch Kadenz kennt, wodurch der Vers sangbar wird und sich von der Prosa, d.h. von dem, was nicht Vers ist, unterscheidet.

Aus diesen Gründen haben wir es nach vielen vorausgegangenen Bemühungen, passende Verse zu erfinden, für nützlich erachtet, diese neue und kurze Anleitung zum Dichten solcher russischen Verse herauszugeben, die sowohl eine unserer Sprache gemäße Silbenzahl haben, als auch ein Metrum aus Versfüßen und eine dem Ohr angenehme Kadenz aufweisen, wodurch erst ein Vers zum Vers wird. [...]

Und da man beim Dichten russischer Verse ebenfalls zwei Dinge kennen muß, nämlich einmal den rechten Begriff vom Vers und zum anderen die

Art, ihn zusammenzusetzen, ihn zu gestalten, werden hier die rechten Begriffe vom Vers durch Definitionen geklärt wie auch möglichst kurze und klare Regeln für die Abfassung von Versen gegeben.

Definition I:

Unter VERS (STICH) versteht man jede in ihrer Weise versgemäße Zeile, was bei den Lateinern „versus“, bei den Franzosen „vers“ heißt.

Definition II:

Unter SILBE (SLOG): die Artikulation von zwei oder mehreren Konsonantbuchstaben, zusammen mit einem Vokal oder einem Diphthong, (oder einen Vokal oder Diphthong allein) in einem zeitlichen Ablauf und ohne jegliche Trennung.

Definition III:

Unter FUSS (STOPA): das Metrum bzw. den Teil des Verses, der bei uns aus zwei Silben besteht, was bei den Lateinern „pes“, bei den Franzosen „pied“ heißt.

Definition IV:

Unter HALBVERS (POLUSTISCHIE): die Hälfte eines Verses. Im Heroischen Vers besteht die erste Hälfte aus sieben, die zweite Hälfte aus sechs Silben. Das nennt man bei den Lateinern, nach dem Griechischen, „hemistichium“, bei den Franzosen „hemistiche“.

Definition V:

Unter ZÄSUR (PRESETSCHENIE): die Teilung des Verses in zwei Teile, wobei der erste Halbvers, damit der Vers gut werde, immer mit einer langen Silbe endet. Unter einer langen Silbe versteht man aber in der russischen Verskunst diejenige, auf die die Prosodie oder, wie man sagt, die Schwere fällt. Das heißt: In dem Wort „slagaju“ ist ga die lange Silbe, sla und ju sind kurz. Die Zäsur nennen die Lateiner „cesura“, die Franzosen „césure“ oder „repos“.

Corollarium 1:

Hieraus folgt, daß alle einsilbigen Wörter nicht anders als lang sein können. Die Länge und Kürze der Silben heißt bei den Lateinern „quantitas“, bei den Franzosen „quantité“ oder „longueur et brièveté des syllabes“.

Corollarium 2:

Darum kann aus dem Gesagten jeder klar verstehen, daß die Länge und Kürze der Silben in dieser neuen russischen Verskunst nicht so verstanden werden kann, wie sie bei den Griechen und Lateinern in der Versdichtung zur Anwendung gelangt, sondern nur *tonisch*, d.h. daß sie allein in der Betonung der Stimme besteht. Das bedeutet: So schwer es ist, die griechische und lateinische Quantität der Silben zu erkennen, so leicht und ohne Mühe erkennt jeder Großrusse die unsrige letztendlich allein aus dem Sprachgebrauch. Darin besteht die ganze Bedeutung dieser neuen Versifikation.

Corollarium 3:

So sind also die Versfüße, die unseren neuen Vers bilden sollen, wie es in den Regeln formuliert werden wird, in derjenigen Bedeutung und Auffassung zu verstehen, die in Corollarium 2 dargelegt ist. Von ihnen verwende ich dafür den sog. Spondeus, der aus zwei langen Silben besteht und mit folgendem Zeichen charakterisiert wird: — — ; weiter den Pirrichius, der aus zwei kurzen Silben besteht und das Zeichen v v hat; den Choreus oder Trochäus, der aus einer langen und einer zweiten kurzen Silbe besteht mit dem Zeichen — v; endlich den Jambus, der aus einer kurzen und einer langen Silbe besteht und durch v — bezeichnet wird.

Definition VI:

Unter REIM (RIFMA) verstehen wir nicht eine Satzkadenz, sondern die miteinander übereinstimmenden, gleichklingenden Endungen zweier Verse, die entweder aus den gleichen Buchstaben bestehen oder aus unterschiedlichen, aber ähnlichklingenden, was immer am besten in der vorletzten oder zuweilen auch in der letzten Silbe des Verses wahrnehmbar wird. Der Reim hat bei den Lateinern keine Bezeichnung, da ihre Verse keine gleichklingenden Endungen besitzen. In der französischen Poesie, die, von einigen geringeren Abweichungen abgesehen, genau so wie die unsere ist, heißt er „rime“.

Definition VII:

Unter ÜBERTRAG (PERENOS) (versteht man) eine in einer Verszeile nicht abgeschlossene Sinneinheit, von der ein Teil in den folgenden Vers übertragen, aber nicht bis zum Ende des Verses weitergeführt wird. Die Lateiner verwenden ihn häufig. Da ihre Verse keinen Reim haben, ist es für sie nicht notwendig, daß die letzten Silben des zweiten Verses im Verhältnis zum ersten als im Metrum wie im Klang ganz gleichartig empfunden werden. Bei den Franzosen heißt dieses Vitium der Verse „enjambement“, d.h. „Sprung“.

Definition VIII:

Unter KADENZ (PADENIE): wenn der Vers glatt und dem Ohr angenehm in Versfüßen bis zum Ende daherschreitet. Das wird erreicht, wenn die erste Silbe jedes Versfußes oder wenigstens einiger Versfüße der Verszeile lang ist, oder wenn ein Buchstabe nicht zu häufig wiederholt wird, oder wenn sich Versfuß an Versfuß reiht, wodurch der Vers nicht zur Prosa wird. Die Kadenz nennen die Lateiner in Ansehung ihrer Poesie „cadentia“, die Franzosen in Ansehung der ihrigen „cadence“.

L O B A U F D A S L Ä N D L I C H E L E B E N

(1752)

Nur der allein, der ruhig lebt hinnieden,
 Nicht Schulden hat noch Feinde weit und breit,
 Der übers Feld den Pflug führ'n kann zufrieden,
 Ist wunschlos glücklich, wie in goldner Zeit.

Der braucht beim Trommelschlag nicht anzutreten,
 Meer und Flotte schüchtern ihn nicht ein;
 Betrug, Verleumdung treffen ihn nicht ungebeten,
 Haus und Hof gehör'n nur ihm allein.

Dort kann im Garten er den Weinstock hegen,
 Liebevoll die widerspenst'ge Rebe ziehn,
 Spazierengehen auf vertrauten Wegen,
 Auf der Weide nach der Herde sehn.

Einmal schneidet er mit seiner Hippe
 Jeden Wasserschößling schnell vom Baum;
 Edle Reißer setzt er mit Geschick;
 Unkraut hat im Kornfeld keinen Raum.

Goldnen Honig füllt er in den irdnen Hafen,
 Nachts wirft er die Angel in den Teich,
 Schert mit Liebe seine runden Schafe,
 Die an dichter weißer Wolle reich.

Wenn der Herbst dann seine Früchte spendet:
 Äpfel, Birnen, Pflaumen und noch mehr,
 Erwartung rasch in Freude sich dann wendet:
 Der Ernte Reichtum lohnt die Mühe sehr.

Wählt sodann aus allen seinen Gaben
 Von jeder Sorte nur das Allerbeste,
 Fürs Beten soll der Pope süße Früchte haben,
 Ein ander Teil verwahrt er für die Gäste.

Ein Korb dem Bruder und den lieben Tanten,
 Dem Gönner, daß ihn seine Gunst nicht reut,
 Den Onkeln, Enkeln und den andern Anverwandten
 Und auch dem Freund, der über Obst sich freut.

Manches Mal hält Rast er unter Bäumen,
 Ein ander Mal im wuschelweichen Gras.
 Schwere Träume weichen lichten Träumen;
 Er denkt nur Gutes, und es macht ihm Spaß.

Derweilen murmelt leis die klare Quelle;
 Im Wald so manches Vöglein lieblich singt.
 Des Hirten Horn erschallt beim Austrieb helle;
 Der Bergbach über schroffe Felsen springt.

Obzwar rings alles lärmst und rauschet:
 Widersteht er jetzt dem Schlafe kaum;
 Den klaren Kopf er unversehens vertauschet
 Mit einem tiefen, festen Traum.

Erstarrt die Welt im Schnee, im Eise
 Und die Hütte wird mit Holz geheizt,
 Vertreibt die Zeit er sich auf andre Weise,
 Besitzen Freud und Arbeit neuen Reiz.

Dann spannt vor seinen Schlitten er die Hunde
 Und fängt den bangen Hasen mit dem Netz,
 Sieht, wie der Wolf gejagt wird in der Runde
 Und wie die Meute einen Bären hetzt.

Seine Pferde lässt im Schnee er springen,
 Jagt den schlauen Fuchs im Treiben tot,
 Fängt Fasanen, Enten in den Schlingen
 Oder schießt sie andermal mit Schrot.

An der Darre kann man ihn oft finden,
 An den Schobern mit Getreide oder Lein,
 Schaut, ob nicht ein Zaunfeld festzubinden,
 Und sieht auch mal in die Tenne rein.

Wer wohl kann es ihm hernach verwehren,
 Daß ihn schwerer Kummer nicht verdroß,
 Daß er verachtet „Ruhm“ und „Ehren“
 Und dieses ländlich Leben voll genoß.

Ja, wenn nun die Hausfrau gar, die gute,
Neben ihm verwaltet dieses Reich —
Sei sie Vera, oder sei's Anjuta,—
Was wohl käme diesem Glücke gleich.

Das Mahl zu Mittag ist stets wohl geraten,
Sie sorgt sich, daß das Essen immer schmeckt.
Aus Enten, Gänsen macht sie leck're Braten;
Der Tisch ist immer reich gedeckt.

Rein und proper ist das Haus bereitet,
Kehrt vom Tagewerk der Mann zurück.
Nach dem Essen sind die Kinder frisch gekleidet,
Des Vaters Heimkehr sehen sie mit frohem Blick.

Daß er nun sein Abendmahl genieße,
Nimmt er seinen Platz am Tische ein;
Alles, was ringsum sein Blick umschließt,
Ist ihm Anlaß, gut gelaunt zu sein.

Fort Kapaunen, Trüffel, Edelschweine,
Die der raffinierte Herrngeschmack erfand!
Fort Champagner und Burgunderweine
Und auch du: Wein aus dem Spanierland!

Am besten schmecken Schtschi, vom frischen Brot ein Stück,
Das Fleisch vom Hammel, das er mag;
Was er begehrt — hat er im Haus. Zum Glück!
Kwaß kann er täglich trinken, Bier zum Feiertag.

Natur und Einfachheit bringt keinen Schaden:
Gesund und munter lebt er seine Zeit.
Sein Ansehn dankt er seinen guten Taten,
Nicht reicher Kleidung, Müßigkeit.

Unendlich glücklich, wem allhier zu leben
Tätig, einfach, sorgenfrei gelang.
Hinweg Verschwendung, Lotterleben!
Lebt einfach Euer Leben lang!

Michail Lomonossow

O D E A U F D E N S I E G Ü B E R D I E
T Ü R K E N U N D T A T A R E N U N D A U F
D I E E R O B E R U N G V O N C H O T I N I M
J A H R E 1739

(Auszüge)

(1739)

[...]

So wie ein Schiff durch Wogen bricht,
Die rasend nahn, es zu verschlingen:
Die Kämme teilend, lässt's sich nicht
Von seinem festen Kurs abbringen;
Im grauen Schaum, der ringsum tost,
In Wirbeln seine Kielspur glost, —
So gegen Rußlands Streitmacht ballen
Tatarenscharen sich zum Kampf;
Den Himmel dunkelt Pferdedampf!
Was soll's? Jäh werden alle fallen.

Denn Heimatliebe stärkt den Mut,
Schenkt Kraft und Stärke Rußlands Söhnen;
Bereit, zu opfern all sein Blut,
Hält jeder stand dem Schreckensdröhnen.
Kann Wölfe, die die Zähne blecken,
Ein starker Löwe nicht erschrecken,
Mit Feueraugen sie verjagend? Von seinem
Brülln bebt Wald und Land,
Sein Schwanz treibt wirbelnd Staub und Sand,
Geschmeidig auf- und niederschlagend.

[...]

Birg hinter Höhn die Deinen, dort,
Wo Glut, Rauch, Tod ein Schlund ausstößt,
Führ, Pforte, sie zum Tigris fort,
Der Steine aus den Ufern löst:
Zu hindern eines Adlers Flug

Ist nichts auf Erden stark genug.
 Seen, Wälder, Klüfte: Seinen Schwingen
 Ist jede Route schnell und leicht.
 Zu Stätten, die nur Wind erreicht,
 Die Adlerregimenter dringen.

[...]

Was quält mich und ruft Angst hervor?
 Das Herz schmerzt, Kälte krampft die Adern!
 Welch fremder Lärm schlägt an mein Ohr,
 Luft, Wald und Ödnis heulend hadern.
 Im Bau verbarg das Tier sich bang,
 Am Himmel eine Tür aufsprang.
 Die Wolken ballten sich nicht mehr,
 Jäh überm Heer — die Stirn strahlt Glut —
 Erschien der Held, das Schwert voll Blut,
 Und trieb die Feinde vor sich her.

War er es, brach am Don er nicht
 Die gegnerischen Festungsarbeiten?
 Fielen in dürren Steppen nicht
 Die Perser, schwach vor seiner Stärke?
 Zum Feinde sah er unverwandt,
 Setzt' über an den Gotenstrand.
 So ließ sein schnelles Pferd er springen,
 So hob die starke Hand der Held,
 Als er zerstampfte Flur und Feld,
 Wo Morgenstrahlen uns umfingen.

Aus Wolken, die ihn rings umgeben,
 Flammt dröhnend greller Blitze Schein,
 Und Peters Ankunft spürend, beben
 Die Felder, zittert Hain um Hain.
 Umhüllt von Donner ringsumher,
 Wer blickt mit ihm nach Süden, wer?
 Ist's der Bezwinger von Kasan?
 Du, Kaspi-See, sahst: Er bedrängte
 Selim, den starken, und er tränkte
 Mit Heidenblut der Steppe Plan.

Zum Helden sprach der Held sodann
 Vergebens nicht war unser Streben,
 Vergebens nicht, was wir getan:
 Nun muß die Welt vor Rußland beben.
 Groß ist durch uns das Reich geworden
 Nach Westen, Osten und nach Norden.
 Im Süden Anna triumphiert,
 Mit Sieg die Unseren beschenkend.
 Nacht hüllt die Helden, rasch sich senkend:
 Kein Aug sie sieht, kein Ohr sie spürt.

[...]

Mit Bächen jubeln Tal und Tann:
 Heil Rußland, dem der Sieg gehörte!
 Und was vom Feind dem Schwert entrann,
 Erschrickt vor seiner eignen Fährte.
 Der Halbmond sah den Seinen nach,
 Bestürzt durch ihre Flucht und Schmach,
 Verbarg sich schamrot in der Nacht.
 Ruhm fliegt durchs Dunkel; überall
 Erdröhnt es wie Drometenschall,
 Wenn schrecklich waltet Rußlands Macht.

[...]

Wo, Stambul, bleibt dein Übermut?
 Dein Ringen, wo, um Kampfesehr?
 Gilt noch dem Norden deine Wut,
 Verachtetest du noch unsre Heere?
 Als du die Deinen riefst zur Schlacht,
 Hast du an raschen Sieg gedacht;
 Dein Janitschar, uns zu besiegen,
 Warf sich, ein Tiger, ins Gewühl.
 Und nun? Jäh traf der Tod; Er fiel;
 In seinem Blut muß er nun liegen.

[...]

Die Strafe reicht noch nicht, o Pforte,
 Bist nicht gezüchtigt nach Gebühr,
 Du drangst in unsre Friedensorte,
 Drum folge neuer Schrecken dir.

Wehrt hohen Sinnes Leidenschaft,
 Daß du dich beugst vor Annas Kraft?
 Wo willst du dich vor ihr verstecken?
 Damaskus, Haleb, Kairo loh'n,
 Wenn Kretas Insel wir bedrohn;
 Den Euphrat wird dein Blut beflecken.

[...]

Beschirmt von Annas starker Hand,
 Genießt ein Glück du ohnegleichen!
 Und welche Schönheit, russisches Land,
 Schenkt dir dies neue Ruhmeszeichen!
 Oh fürchte nicht des Krieges Not:
 Nicht länger sie uns dort bedroht,
 Wo stolz das Volk von Anna spricht;
 Laß bösen Neid sein Gift ausgeifern,
 Laß seine Zunge wütend eifern,
 Es schmälert unsern Jubel nicht

Das Dnestrkosaken-Räuberheer,
 Vertrieben ist's, wie Staub verweht;
 Und zu verheeren wagt's nicht mehr,
 Wo man in Frieden Weizen sät.
 Still seinen Weg der Kaufmann nimmt,
 Der Wellen Kamm sieht der, der schwimmt:
 Kein Hindernis steht ihm entgegen.
 Schön anzusehn sind groß und klein;
 Wer sterben wollt', will ewig sein:
 Das macht der Feste reicher Segen.

Zur Weide treibt sein Vieh der Hirt,
 Kann furchtlos durch den Wald es bringen
 Zum Freund; dort läßt er's grasen, wird
 Ihm selbst ein neues Liedlein bringen;
 Preist darin den Soldatenmut
 Und seines Lebens Übermut,
 Wünscht: Ew'ge Still soll'n besitzen
 Die Stätten, wo er schläft so leis;
 Verherrlicht *DIE* mit schlichtem Fleiß,
 Die ihn vor Feinden weiß zu schützen.

Herz Rußlands, Schreck den Feindesheeren,
 Des Nordens hohe Helden du,
 Den sieben unermeßnen Meeren
 Bist Hoffnung, Glück und Göttin du,
 Erhabne Anna, Edelmut
 Und Güte strahlt mit deiner Glut:
 Verzeih dem Sklaven, der aufs neue
 Den Ruhm, der jubelnd von dir spricht,
 Mehrt durch ein dürftiges Gedicht
 Zum Zeichen seiner Zarentreue.

„R U S S I S C H E G R A M M A T I K“
 W i d m u n g

(1755)

Die Gebieterin vieler Sprachen, die russische Sprache, ist nicht nur durch die riesigen Räume, in denen sie herrscht, sondern auch durch ihren eigenen Reichtum bedeutender als alle anderen Sprachen in Europa. Dies wird den Ausländern, ja selbst denjenigen Russen unwahrscheinlich vorkommen, die mehr Mühe auf fremde Sprachen als auf die eigene verwendet haben. Aber wer nicht voreingenommen ist durch eine hohe Meinung von anderen Sprachen, sondern seinen Geist an ihr schärft und mit Fleiß in sie eindringt, wird mir zustimmen. Der römische Kaiser Karl V. soll gesagt haben, mit Gott müßte man spanisch, mit seinen Freunden französisch, mit seinen Feinden deutsch und mit dem weiblichen Geschlecht italienisch reden. Wäre er aber der russischen Sprache mächtig gewesen, so würde er gewiß noch hinzugefügt haben, daß man in ihr mit ihnen allen schicklich reden könne. Denn in ihr würde er das Erhabene des Spanischen, die Lebhaftigkeit des Französischen, die Kraft des Deutschen, die Zärtlichkeit des Italienischen und außerdem auch den Reichtum sowie die prägnante Kürze des Griechischen und Lateinischen gefunden haben.

Dies ausführlich zu beweisen, ist hier nicht der Platz und die Gelegenheit. Ich bin durch den langjährigen Gebrauch der russischen Sprache vollkommen davon überzeugt. Die große Beredsamkeit Ciceros, die erhabene Ausdruckskraft Vergils, die anmutige Rhetorik Ovids gehen in der russischen Sprache nicht verloren. Die feinsten philosophischen Begriffe und Erklärungen, die so mannigfaltigen natürlichen Eigenschaften und Veränderungen in unserem sichtbaren Weltgebäude und dem gesellschaftlichen Leben finden durchgehend in unserer Sprache Ausdrücke, welche die Sache deutlich und genau bestimmen.

V O R W O R T Ü B E R D E N N U T Z E N D E R
 K I R C H L I C H E N S C H R I F T E N I N D E R
 R U S S I S C H E N S P R A C H E

(1758)

(Lomonossows Stiltheorie)

In den alten Zeiten, als das Slawenvolk noch nicht den Gebrauch der Schrift zum Ausdruck seiner Gedanken kannte, die damals noch eng begrenzt waren, da viele Gegenstände und Verrichtungen, den gebildeten Völkern längst geläufig, ihnen unbekannt waren, damals also konnte auch die Sprache noch nicht so reich an Wörtern und Ausdrücken des Verstandes sein, wie wir sie heute im Schrifttum finden. Dieser Reichtum wurde vornehmlich zusammen mit dem griechischen christlichen Gesetz gewonnen, als die kirchlichen Schriften aus dem Griechischen in das Slawische zum Zwecke des Lobpreises Gottes übersetzt wurden.

Wie hoch die herausragende Schönheit, der Reichtum, die Erhabenheit und Kraft der griechischen Sprache geschätzt wird, davon zeugen Urteile vieler Liebhaber der schönen Künste. In ihr schrieben, außer Autoren wie Homer, Pindar, Demosthenes und anderen Heroen des Griechischen der Heidenzeit, die großen Lehrer und Dichter der christlichen Kirche, die die Redekunst der Alten durch die hohen Dogmen der Theologie und den Flug des frommen Gesanges zu Gott veredelten. Wer in die kirchlichen Schriften in der slawischen Sprache eindringt, kann deutlich ermessen, wie viel wir durch die Übersetzung des Alten wie des Neuen Testaments, der Belehrungen der Väter, der geistlichen Hymnen des Damaszeners und anderer Kanones-Dichter von dem Ausdrucksreichtum des Griechischen im Slawischen wiederfinden, und wie wir die reichen Möglichkeiten des Russischen erweitern, das durch seine Fälle bedeutend und für die Aufnahme der Schönheiten des Griechischen mittels des Slawischen vorzüglich geeignet ist.

Freilich sind viele Stellen jener Übersetzungen nicht hinreichend verständlich, dennoch ist der Nutzen für uns beträchtlich. Wenn man auch nicht bestreiten kann, daß die Ersten, die Schriften aus dem Griechischen in das Slawische übersetzten, nicht umgehen und verhindern konnten, daß Eigenheiten des Griechischen, die dem Slawischen fremd waren, in die Übersetzung Eingang fanden, so verloren diese doch durch die Länge der Zeit ihren für den Slawen fremden Klang und sind in den Usus aufgenommen worden. So ist also, was unseren Altvorderen unverständlich scheinen mußte, uns angenehm und nützlich geworden.

Die Richtigkeit dieses läßt sich durch einen Vergleich des Russischen mit anderen verwandten Sprachen erweisen. Die Polen, die seit alters dem katholischen Glauben zuneigen, verrichten den Gottesdienst nach ihrer Sitte in

der lateinischen Sprache, in der ihre Verse und Gebete in den Zeiten der Barbarei von großenteils geringen Autoren geschaffen wurden, weswegen sie weder aus Griechenland noch aus Rom ähnliche Vorzüge gewinnen konnten, wie sie in unserer Sprache aus dem Griechischen gewonnen wurden. Aber als die Deutschen anfingen, die heiligen Schriften in ihrer Sprache zu lesen und den Gottesdienst in ihr abzuhalten, nahm der Reichtum des Deutschen zu, und es traten gewandte Autoren auf. Demgegenüber finden wir in den katholischen Gebieten, wo man nur das Latein im Gottesdienst gebraucht, noch dazu ein barbarisches, einen solchen Fortschritt in der Reinheit der deutschen Sprache nicht.

Wie nun die Gegenstände, die durch die menschliche Rede dargestellt werden, sich nach dem Grad ihrer Erhabenheit unterscheiden, so hat auch das Russische durch die Verwendung der kirchlichen Schriften verschiedene Stufen der Angemessenheit: die hohe, die mittlere und die niedere. Das ergibt sich aus den drei Gattungen von Wörtern in der russischen Sprache.

Zur ersten zählt man die, die bei den alten Slawen allgemein gebräuchlich waren und es auch heute bei den Russen sind, z.B. bog, slava, ruka, nyne, počitaju.

Zur zweiten gehören die, die zwar allgemein wenig gebräuchlich sind, in Sonderheit im mündlichen Umgang, die jedoch den Gebildeten verständlich sind, z.B. otverzaju, gospoden', nassaždennyj, vzyvaju. Ungebräuchliche und stark veraltete Wörter sind hier auszuschließen wie obavaju, rjasny, ovogda, svene u.ä.

Zur dritten Gattung gehören die, die in der Hinterlassenschaft des Slawischen, d. h. in den kirchlichen Schriften, nicht vorkommen, z.B. govorju, ručej, kotoryj, poka, liš'. Ausgeschlossen sind nur gemeine Wörter, die in keinem Stil verwendet werden können, es sei denn in niedrigen Komödien.

Aus einem vernünftigen Gebrauch und durch Auswahl aus diesen drei Gattungen entstehen die drei Stile: der hohe, der mittlere und der niedere.

Der erste setzt sich zusammen aus den slaworussischen Wörtern, d.h. aus denen, die in beiden Dialekten gebräuchlich sind, und aus slawischen, die den Russen verständlich und nicht allzu veraltet sind. In diesem Stil sollten heroische Poeme, Oden, Prosareden über erhabene Gegenstände verfaßt werden. Sie werden durch ihn aus ihrer gewöhnlichen Schlichtheit zu einer erhabenen Pracht erhoben. Durch diesen Stil erhebt sich das Russische über viele heutige europäische Sprachen, da es das Slawische aus den kirchlichen Schriften benutzen kann.

Der mittlere Stil soll aus Wörtern bestehen, die mehr in der russischen Sprache geläufig sind, wozu man einige slawische Wörter heranziehen kann, die im hohen Stil verwendbar sind, jedoch mit großer Vorsicht, damit der Stil nicht schwülstig erscheine.

Gleichermaßen kann man niedere Wörter verwenden, jedoch mit Bedacht, um nicht ins Gemeine abzugleiten. So ist, mit einem Wort, in diesem Stil die

größtmögliche Ausgewogenheit zu beobachten, die besonders dann verloren geht, wenn ein slawisches Wort neben ein russisches des einfachen Volkes zu stehen kommt. In diesem Stil sind alle theatralischen Werke zu verfassen, in denen zu einer lebendigen Darstellung der Handlung eine gewöhnliche menschliche Rede erforderlich ist. Allerdings kann auch der Stil der ersten Art da seinen Platz haben, wo Heroik und hohe Gedanken ihre Darstellung finden sollen; an empfindsamen Stellen hat man sich davor zu hüten. Freundschaftsbriebe in Versen, Satiere, Eklogen und Elegien sollten sich eher an diesen Stil halten. In der Prosa sollte man Beschreibungen von denkwürdigen Taten und edle Ermahnungen in ihm darbieten.

Der niedere Stil nimmt Wörter der dritten Gattung auf, d.h. solche, die im slawischen Dialekt nicht vorkommen, vermischt mit mittleren, nur hat man sich von solchen fernzuhalten, die im Slawischen nicht allgemein gebräuchlich sind, in Anpassung an die Gegenstände wie Komödien, Scherzepigramme, Lieder, Freundschaftsbriebe in Prosa, Beschreibungen von gewöhnlichen Stoffen. Niedere Wörter des einfachen Volkes können in ihnen ihren Platz finden, wenn sie mit Bedacht ausgewählt werden.

Wie sehr in der hohen Poesie die Abkürzung der Gedanken durch Partizipien und Adverbialpartizipien, die in der gewöhnlichen russischen Sprache ungebräuchlich sind, allein den slawischen Wörtern ansteht, kann jeder empfinden, der einmal in der Auffassung von Versen seine Kräfte geprüft hat.

Wie hoch auch dieser unser Gewinn sei, den wir aus dem Reichtum der kirchlichen Schriften im Ausdruck erhabener und hoher Gedanken gezogen haben, so finden wir doch noch andere Vorteile im Vergleich zu vielen anderen Sprachen, und zwar erstens in räumlicher Hinsicht.

Das russische Volk, das über einen so großen Raum verstreut wohnt, spricht, ungeachtet der weiten Entfernung, überall in einer einander verständlichen Sprache, in den Städten wie in den Dörfern. Demgegenüber versteht in einigen anderen Staaten, z.B. in Deutschland, der bayerische Bauer schlecht den mecklenburgischen oder der brandenburgische den schwäbischen, obwohl alle zu demselben deutschen Volk gehören.

Unser obenerwähnter Vorzug bestätigt sich durch die jenseits der Donau lebenden Völker slawischen Stämme, die sich an die griechische Konfession halten, denn obschon sie von uns durch Sprachen anderer Stämme getrennt sind, so sprechen sie doch beim Gebrauch der slawischen kirchlichen Schriften in einer Sprache, die den Russen ziemlich verständlich ist und die unserem Dialekt weit näher steht als das Polnische, ungeachtet unserer ununterbrochenen Nachbarschaft mit den Polen.

In zeitlicher Hinsicht sehen wir, daß sich die russische Sprache von der Herrschaft Wladimirs bis zum heutigen Zeitalter, also in mehr als 700 Jahren, nicht so verändert hat, daß man die alte nicht mehr verstehen könnte. Nicht so bei vielen anderen Völkern, die ohne eindringendes Studium die Sprache, in der ihre Vorfahren vor 400 Jahren geschrieben haben, nicht ver-

stehen können wegen der großen Veränderung, die sich in dieser Zeit vollzogen hat.

In Anbetracht eines solchen Gewinns aus den slawischen kirchlichen Schriften im Russischen zeige ich allen Liebhabern der heimischen Rede sine ira et studio an und rate ihnen freundschaftlich, der eigenen Fertigkeit zu vertrauen und mit Fleiß alle kirchlichen Schriften zu lesen, woraus zu allgemeinem und eigenem Nutzen folgt:

1. Auf Grund der Erhabenheit der geheiligten Stellung der Kirche Gottes und wegen ihres Alters empfinden wir in uns eine gewisse und sonderliche Verehrung der slawischen Sprache, wodurch ein Autor prächtige Gedanken doppelt erhöhen kann.

2. Ein jeglicher vermag es, hohe Wörter von niederen zu unterscheiden und sie an den passenden Stellen nach der Würde des darzulegenden Stoffes zu gebrauchen, so er die Ausgewogenheit des Stils beobachtet.

3. Durch einen sorgfältigen und sorgsamen Gebrauch der mit der unsrigen verwandten und ihr zugrundeliegenden slawischen Sprache zusammen mit der russischen werden rauhe und fremdartige Unschicklichkeiten der Rede vermieden, die aus fremden Sprachen in die unsrige eingedrungen sind, die ihre Schönheit aus dem Griechischen nur entlehnt haben, und noch dazu über das Lateinische. Solche Unschicklichkeiten schleichen sich heute wegen der Läßlichkeit im Lesen der kirchlichen Schriften bei uns unvermerkt ein, sie entstellen die unserer Sprache eigene Schönheit, unterwerfen sie ständiger Veränderung und tragen zu ihrem Verfall bei. Dies alles wird durch die angezeigte Methode unterbrochen, und die russische Sprache wird in voller Kraft, Schönheit und Vielfalt der Veränderung und dem Verfall ungefährdet widerstehen, solange die russische Kirche sich durch den Lobpreis Gottes in slawischer Sprache selbst schmückt.

Diese kurze Ermahnung möge hinreichen, den Eifer derer anzustacheln, denen die Verherrlichung des Vaterlandes durch die angeborene Sprache am Herzen liegt, die sich bewußt sind, daß mit dem Verfall dieser ohne geschickte Autoren auch der Ruhm des ganzen Volkes beträchtlich verdunkelt wird. Wo sind das alte Spanische, Gallische, Britannische und die anderen Sprachen und die Taten jener Völker? Ich will die, die in den übrigen Teilen der Welt bei schriftlosen Bewohnern über lange Zeiten auf Grund von Wanderungen und Kriegen untergegangen sind, gar nicht erst erwähnen. Auch dort gab es Heroen, herausragende Taten in den Gemeinwesen, gab es wunderbare Erscheinungen in der Natur, aber alles ist in tiefem Vergessen versunken. Horaz sagt:

Vor Agamemnon gab es Helden schon,
Doch sind vergessen sie zumeist,
Unsterblichkeit verleiht des Liedes Ton
Allein des Dichters, der die Taten preist.

Glücklich sind die Griechen und die Römer vor allen anderen europäischen Völkern, denn wenn auch ihre Reiche zerstört und ihre Sprachen aus dem allgemeinen Gebrauch gekommen sind, so ist doch selbst aus den Ruinen, aus Dunst und Hall noch in fernen Zeitaltern die Donnerstimme ihrer Dichter zu vernehmen, die die Taten ihrer Helden verkünden, durch deren Gunst und Schutz sie beflügelt wurden, sie zusammen mit ihrem Vaterland zu erhöhen. Ihre späten Nachfahren, durch Zeit und Raum weit von ihnen getrennt, vernehmen sie mit der selben Bewegung des Herzens, wie einst ihre zeitgenössischen Landsleute. Wer liest von Hektor und Achill bei Homer ohne innere Bewegung? Kann man ohne Zorn Cicero gegen Catilina donnern hören? Kann man Horazens Lyra lauschen, ohne sich im Geist Maecenas zuzuneigen, als sei er auch heute ein Förderer der Wissenschaften?

Ein ähnliches Glück leuchtete unserem Vaterland durch die Aufklärung Peters auf, es ist wahrhaft angebrochen und gefestigt durch die Milde seiner großen Tochter. Die durch sie in Rußland ermutigten schönen Künste werden niemals zulassen, daß die russische Rede in Verfall kommt. Ferne Zeiten noch werden die großen Taten der Ära Peters und Elisabeths lesen und gleich uns innere Bewegung verspüren. Wie sollte heute kein Dichter wie Vergil und Horaz auftreten? Es herrscht doch die Augusta Elisabeth; wir haben edle Repräsentanten des Staates, die sich Maecenas vergleichen lassen, durch deren Fürsorge ihre Vaterstadt mit neuen Trieben der Wissenschaft und Künste versehen ist. Das große Moskau freut sich, beflügelt durch den Gesang des neuen Parnaß, dieses seines Schmucks und zeigt ihn allen russischen Städten, als ewiges Pfand des Eifers seines Gründers für das Vaterland. Auf seine angelegentliche Fürsorge und fördernde Leitung setzen die russischen Musen ihre feste Hoffnung, in der Gewißheit allerhöchsten Wohlwollens.

I N S C H R I F T F Ü R D A S S T A N D B I L D
P E T E R S D . G R O S S E N
(1750)

Des über alles weisen Helden Bild ist hier in Stein geprägt,
Der für die Untertanen selbst der Ruhe sich begeben,
Im Herrschen diente er und hat den letzten Rang sich beigelegt,
Durch eigenes Vorbild konnte Kraft er den Gesetzen geben.
Geboren für das Zepter streckte er nach Arbeit aus die Hand,
Verbarg die Königsmacht, die Wissenschaft uns zu entdecken,
Mit seinen Heeren ihn das Bauen einer Stadt verband,
Im fernen Land war er und schweifte, wo die Meere sich erstrecken,

Er sammelte die Künstler und war der Soldaten Lehrer,
 Im Reiche wie im Ausland unterwarf er die Verschwörer,
 Mit einem Wort: es ist des großen Peters Bild.
 Vater des Vaterlands genießt er eines irdischen Gottes Ehren,
 Und Rußland wird vor diesem Bild die Altarfeuer mehren,
 Soviel der Herzen er mit Dankesschuld erfüllt.

B R I E F A N S C H U W A L O W

(1750)

Die schönen Sommertage im Vergehen glänzen,
 Reichtum und Schönheit spenden üppig sie der Welt;
 Die Hoffnung lohnt das Volk jetzt mit der Freude Kränzen,
 Für alle die Natur ein reiches Festmahl hält.
 Die reifen Früchte schwer der Bäume Zweige drücken;
 Ihr sattes Rot dem Sonnenstrahl entgegen lacht;
 Es lockt ihr Reiz die Hand, sie abzupflücken:
 Daß unsre Hand sie brach, die Frucht noch süßer macht. —
 Die Schönheit allerorts, und die Genüge
 Läßt es nicht zu, daß nur der Felder Herr allein
 An ihrem nützlichen Gepränge sich vergnüge, —
 Es finden sich selbst Göttinnen in ihrem Schoße ein.
 Von Gold und Silbers Glanz, aus der Paläste Mitte
 Elisabeth es hin auf Feld und Auen zieht;
 Du folgst, lieber Schuwalow, ihrem Schritte
 Dorthin, wo ein Ceylon im Norden ihr erblüht;
 Wo Kunst und Meisterschaft, die die Natur bezwingen,
 Den Herbst begaben mit des Frühlings zartem Strahl
 Und hoch das Wasser lassen in die Lüfte springen,
 Wo Schwere und wo Fließkraft erdwärts es befahl. —
 Die vielen Freuden und das vielfache Vergnügen
 Doch Deine Blicke drum nicht vom Parnasse zieht;
 Wie sehr die Musen Rußlands Dir am Herzen liegen,
 Man aus der Liebe, die Du für sie hegst, ersieht.
 Wenn an den Orten, wo Annehmlichkeit regiert,
 Du auf die Felder schaust und schaust die Früchte an,
 Dann denke, daß mein Geist die Ruhe nie verspüret,
 An meine Arbeit, meine Mühe denke dann.
 Beim Feuer muß ich zwischen Wänden mich verschließen,
 Mein Trost kann nur, daß ich vom Frühling schreibe, sein;
 Vom Frühling schreibe ich und kann ihn nicht genießen,—

Ein Traumbild, — es schließt alle meine Freuden ein.
 Jedoch der Sommer mit dem Frühling mich beglücket,
 Und ihre Schönheit selbst im Winter mich belebt,
 So wie Dein Edelmut nur meinen Geist entzücket,
 Den zum Parnasse zu erheben ich bestrebt.

H Y M N E A U F D E N B A R T

(1757)

Venus nicht, die prunkend hehre,
 Nicht die gräßliche Chimäre
 Preise ich im Opferlied:
 Meine Lobeshymne fliegt
 Auf zum Haar, dem vielgeehrten,
 überm Busen reichvermehrten,
 Daß im Lebensabendschein
 Unser Rat geschätzt mag sein.

Walle, Bart, uns kostbar, lieb!
 Traurig, daß du nicht getauft bist
 Wie das buhlerische Glied,
 Das dir darin weit voraus ist.

Zur Glückseligkeit der Menschen
 Wollt Natur den Weg bekränzen
 Unvergleichlich und apart
 Fürsorglich mit einem Bart,
 Wenn ans Licht der Welt wir streben,
 Unsern ersten Blick erheben.
 Sehen wir den Bart nicht nahm,
 Ist das Tor nicht aufgetan.

Walle, Bart, uns kostbar, lieb!
 Traurig, daß du nicht getauft bist
 Wie das buhlerische Glied,
 Das dir darin weit voraus ist.

Jahreweit hat unser Fiskus
 Gelderfluß vom Barte intus:
 Unser Ketzerbrüderlein
 Zahlt dem Bart zulieb gern ein
 Doppelt seines Kopfes Steuer,
 Bittet tief gebeugt: Geläutert

Fahre ein ins Paradies,
 Wer mit Bart vom Kopfe ließ.
 Walle, Bart, uns kostbar, lieb!
 Traurig, daß du nicht getauft bist
 Wie das buhlerische Glied,
 Das dir darin weit voraus ist.

Er ist kühn nicht ohne Gründe,
 Weiß, wo er den Vorteil finde:
 Während er den Bart sich streicht
 — Todesfurcht ihn nicht ergreift —,
 Springen in des Feuers Flammen,
 Die am Aberglauben hangen;
 Dann von Ob, Petschora winkt
 Reichtum, den der Bart ihm bringt.
 Walle, Bart, uns kostbar, lieb!
 Traurig, daß du nicht getauft bist
 Wie das buhlerische Glied,
 Das dir darin weit voraus ist.

Bart, wie bist du weltgesegnet,
 Zum Ersatz man dir begegnet!
 Allgemein heißt es im Volk,
 Wird mit Recht auch wiederholt:
 Toren, Schwätzer, Schurkereien
 Ohne ihn gesichtslos seien,
 Jeder hätt sie angespien;
 Ihr Gesicht wird heil durch ihn.
 Walle, Bart, uns kostbar, lieb!
 Traurig, daß du nicht getauft bist
 Wie das buhlerische Glied,
 Das dir darin weit voraus ist.

Wenn es wahr ist, daß Planeten
 Ähnlich sind wie unsre Welten,
 Lehren Weise dort gewiß
 Und die Priester überdies
 Mächtig mit des Bartes Banden,
 Wir mit Kopf wärn nicht vorhanden.
 Wer da sagt, wir seien so ,
 Brennt am Holzstoß lichterloh.

Walle, Bart, uns kostbar, lieb!
 Traurig, daß du nicht getauft bist
 Wie das buhlerische Glied,
 Das dir darin weit voraus ist.

Ist von Wuchs ein Mensch recht häßlich,
 Scheint sein Geist nicht ganz verläßlich;
 Kam im Elend er zur Welt
 Und hat ihn kein Rang erhellt,
 Wird er schön sein und bedächtig,
 Elend nicht, im Range prächtig,
 Wallt der Bart ihm reich und schwer:
 Früchte dieser Art bringt er.

Walle, Bart, uns kostbar, lieb!
 Traurig, daß du nicht getauft bist
 Wie das buhlerische Glied,
 Das dir darin weit voraus ist.

O du Zierat glänzend goldner,
 O du Zierat lieb und holder,
 Vater wohlbeleibten Gangs,
 Vater wohlbestallten Rangs,
 Ungeahnter Einflußsphären,
 O du Schleier falscher Lehren!
 Wie nur rühm ich dich dafür,
 Wie lohn ich die Dienste dir!

Walle, Bart, uns kostbar, lieb!
 Traurig, daß du nicht getauft bist
 Wie das buhlerische Glied,
 Das dir darin weit voraus ist.

Scheiteln will ich dich, frisieren,
 Dich mit Zöpfen ausstaffieren,
 Allen Moden mit Geschick
 Folg ich, wenn ich dich so schmück.
 Vieles will ich noch erfinden,
 Lustige Toupets aufbinden:
 Gebt mir Schleifchen, Beutel, Band,
 Feines Weizenmehl zur Hand.

Walle, Bart, uns kostbar, lieb!
 Traurig, daß du nicht getauft bist
 Wie das buhlerische Glied,
 Das dir darin weit voraus ist.

Ach, wohin mit all den Dingern,
 Kann den Putz nicht unterbringen:
 Allzuviel hab ich parat,
 Und zu dünn ist noch der Bart!
 Will dem Bauern gleich ihn bessern,
 Ihn wie Ackerland bewässern.
 Bart, ich bitte dich, verzeih,
 Blüh im Dung auf und gedeih!
 Walle, Bart, uns kostbar, lieb!
 Traurig, daß du nicht getauft bist
 Wie das buhlerische Glied,
 Das dir darin weit voraus ist.

D I E G R I L L E

(1761)

Wie selig Du doch, meine liebe Grille, bist,
 Welch reiches Glück vor allen Menschen Du genießt!
 Du lebst dahin vom weichen grünen Gras bedeckt,
 Labst Dich an reinem Taue, der nach Honig schmeckt.
 Wenn man Dich oft auch nur für etwas ganz Geringes hält,
 So bist Du doch in Wirklichkeit ein König vor der Welt:
 Gestaltgewordner Engel — mehr noch — ohne Körpers Last;
 Du singst und springst, bist frei und Sorgen Du nicht hast.
 Dein Haus ist überall, was Du erblickst, Dir schon gehört,
 Und niemand bist Du etwas schuldig, Du, die nichts begehrst.

Alexander Sumarokow

E P I S T E L Ü B E R D I E R U S S I S C H E S P R A C H E

(1747)

Wir können, welch ein Glück! zu aller Wohlergehen
 Uns besser als das Vieh, das sprachlos ist, verstehen;
 Der reiche Wortschatz unsrer Sprache macht uns frei,

Gedachtes zu erklär'n — wie tief es immer sei —,
 Gefühle, Leidenschaften treulich zu benennen
 Und der Gedanken kleinste Stufen zu erkennen.
 Wir, denen Gott dies herrliche Geschenk verlieh'n,
 Vermögen in so manches Herz durch Worte einzuzieh'n.
 All das, was wir erkannt, soll'n andre auch erfahren,
 Und Briefe werden's für die Nachwelt aufbewahren.
 Doch wie man bei Mordwinen und Wotjaken spricht —
 Da es uns wenig nützt, sei's unser Vorbild nicht;
 Nein, laßt uns nach dem Maß schriftkund'ger Völker messen,
 Nach einer Sprache, wie die Griechen sie besessen,
 Wie sie die Römer hatten, wie Italien heut
 Mit seiner Sprache, Erbteil jener, uns erfreut,
 Wie das Französische errang die höchste Ehre
 Und wie's dem Russischen — nun sag ich's! — möglich wäre.
 Genügend reich an Worten ist die Sprache zwar,
 Doch sind, die russisch schreiben, allzu rar.
 Der eine schreibt nach fremder Art; als deutsche Schöne
 Besingt der andere die russische Athene
 Und hat dem Antlitz, das er so zu schmücken glaubt,
 Die Schönheit, die ihm die Natur geschenkt, geraubt.
 Ein anderer glaubt, weil er die Stilkunst schlecht studierte,
 Daß manches Wort im Russischen nicht existierte,
 Er flieht in seinen Text viel fremde Fäden ein:
 Dies eigne Machwerk sollte man den Flammen weih'n.
 Ein anderer wird Wort für Wörtlein übertragen:
 Was dran noch russisch ist, vermag man nicht zu sagen.
 Mit seiner Geizhalsprosa strebt zum Himmel der,
 Begreift die eignen Klügeleien selbst nicht mehr.
 Der bringt in Vers und Prosa Dumpfes nur zustande
 Und macht es andern zum Gesetz, sich selbst zur Schande.
 Obwohl er weiß, daß jeder drüber höhnen wird,
 Preist er die eignen Fehler stolz und unbeirrt.
 „Was macht's schon aus“, — denkt er,— „will mich auch keiner loben,
 Mit unbetrübtem Sinn halt ich den Kopf erhoben:
 Ich lob mich selbst, da es nun mal kein anderer tut,
 Ich weiß doch, meine Kunst ist gut und übergut.“
 Ja, sehr, sehr kunstvoll, o mein Freundchen, glaubst du dich,
 Ich meide Streit, doch deine Art ist widerlich.
 Glaubst du mir nicht, kannst du getrost auch andre fragen:
 Daß du ein Schmierfink bist, wird dir ein jeder sagen.
 War das schon alles? Ach, ich würd' mich lange quälen,
 Wollt' ich der Bücherschreiber Fehler alle zählen.

Wer schreibt, der muß sich klar sein über seine Ziele
 Und die Idee zur rechten Klarheit führen. Viele
 Schriftsteller lassen solche Mühen lieber bleiben.
 Sie sind zufrieden, daß sie Reden niederschreiben.
 Beschränkt sind auch die Leser, die zwar nichts verstehn,
 Doch, freudig staunend, darin ein Geheimnis sehn,
 Die, dunkle Stellen lesend, den Verstand verstecken
 Und Schönheit in der Schreiber wirrem Stil entdecken.
 Sinnlos zu schreiben — ach, dazu gehört nicht viel;
 Kunst jedoch ist ein klarer, makelloser Stil,
 Wo, was sein Schöpfer will, sich deutlich widerspiegelt,
 Ein Wort dem andern folgt, harmonisch und beflügelt.
 Ein Brief, den das gemeine Volk ein „Schreiben“ nennt —
 Er sei wie ein Gespräch mit einem, den man kennt,
 Knapp, ohne den Gedankenfluß zu unterbrechen,
 Sei schlicht und schnörkellos, sei einfach, wie wir sprechen.
 Doch dem, der nie gelernt hat, wie man richtig spricht,
 Dem tritt beim Briefeschreiben Schweiß ins Angesicht.
 Dem, was bestimmt ist, der Gesellschaft zu behagen,
 Gleichgültig, ob gedruckt, ob mündlich vorgetragen,
 Ziempf ein gewisser Schmuck, gebührt ein Prunkgewand,
 Und solche Farben der Rhetorik sei'n verwandt,
 Die in der Alltagssprache ungewöhnlich schienen,
 Doch der Entfaltung der gehobnen Sprache dienen;
 Sie wecken, der Vernunft und Leidenschaft gerecht,
 Gefühl und Wißbegier im menschlichen Geschlecht.
 Denn eine glückliche Natur lenkt unsern Lauf,
 Durch Lesen tut das Tor zur Kunst sich vor uns auf.
 Daß Übersetzen läblich ist, gestehe ich,
 Doch anders zeigt das Wort in jeder Sprache sich.
 Wendungen, die als schön in Frankreichs Sprache gelten,
 Wird man im Russischen vielleicht als dürftig schelten.
 Du, Übersetzer, nimm nicht alles gläubig hin:
 Der Autor schenkt die Worte nicht, er schenkt den Sinn.
 Sei nicht auf Stil und Klang des fremden Texts versessen,
 Gebrauch die Worte so, wie es dir angemessen.
 Wozu denn Wort für Wort ihm folgen unverwandt?
 Schlag deinen Weg nur ein und folg dann dem Verstand.
 Mag deines Autors Ruhm in aller Munde klingen,
 Ihm gleich zu sein, wird dir auf diese Art gelingen.
 Besäßest du ein Lexikon, zehn Kilo schwer,
 Glaub nicht, daß es dir eine große Hilfe wär,
 Denn deine Übersetzung wird ein Rätsel bleiben,

Wirst Satz für Satz du ohne Regel niederschreiben;
 Hältst aufs genauste du auch Wort für Wort bereit,
 Errät es keiner doch in alle Ewigkeit.
 Geh anders, wenn du übersetzen willst, zu Werke:
 Zeig uns den Geist des Autors, weis uns seine Stärke.
 So reich ist unsre Sprache, klangvoll, klar und echt,
 Doch unser Stil zumeist gar dürfstig, fad und schlecht.
 Mühe tut not, damit es besser uns gelinge,
 Daß keiner in Verruf die Muttersprache bringe.
 Es ist nicht nötig, daß ein jeder reimen kann,
 Doch richtig schreiben können, sollte jedermann.
 Wie kann man einen guten Stil von uns verlangen?
 Unsre Erziehung lähmt den Sinn, hält uns gefangen.
 Na schön, und wär dein Stilvermögen noch so klein,
 Schreib den „Bowa“, schreib „Peters goldne Schlüsselein“!
 Amtsschreiber sagen: „Willst du denn ein Trottel bleiben:
 Du wirst zum Menschen erst, erlernst du, schön zu schreiben!“
 Ich denke auch: Du wirst ein Mensch, man wird es sehn,
 Doch von der Schreibkunst wirst du nicht ein Deut verstehn,
 Wirst nach des Schreibers Rat mit schönen Federzügen
 Vier Lettern zwar zum Worte *Jahr* zusammenfügen,
 Auch fällt der Schnörkel beim Wort *Ende* dir nicht schwer,
 Schriftsteller aber wirst du dabei nimmermehr.
 Doch lerne — mag's von ihnen auch nur wen'ge geben —
 Bei denen, die der Kunst sich weih'n mit ernstem Streben
 Und die schon längst erkannten: Töricht urteilt der,
 Wer meint, daß unsre Sprache arm und dürfstig wär.
 Zürn nur, weil es an Büchern fehlt, heb an zu klagen:
 „Wer soll, wenn keiner russisch schreibt, den Weg uns sagen?“
 Doch auf dich selber zürn noch mehr und überdies
 Auf deinen Vater, der dich niemals unterwies.
 Du liebst deine Jugend ungenutzt vergehen,
 Sonst würdest du die Kunst des Schreibens heut verstehen.
 Die arbeitsame Biene sammelt unbeirrt
 Allüberall das ein, was süßer Honig wird,
 Und will sie an der Rose Wohlgeruch sich laben,
 Nimmt sie auch Teilchen Mist dabei in ihre Waben.
 Geistliche Bücher findest du doch nach Gebühr:
 Daß du den Psalter nicht begreifst — wer kann dafür?
 Du hast, ein Schiff, das hastig teilt die Meeresswogen,
 Ihn oft von A bis Z vernunftlos überflogen.
 Laß „ašče“, „točiju“ dumpf und veraltet sein:
 Was führst du es erneut in unsre Sprache ein?

Doch was von altem Ursprung ist und heut noch Brauch,
 Das wähle ohne Vorbehalt und nutz es auch!
 Die Bücher, welche wir *nicht-russische* zu nennen lieben —
 Meinst du, sie sei'n in unsrer Sprache nicht geschrieben?
 Sie sind's, doch wenn's in einer andern wär, wie du,
 Weil du sie nicht verstehn kannst, denkst — gib es nur zu! —
 Dann wäre unsre reiche Sprache klein und kläglich.
 Nein, was du denkst, ist mit der Wahrheit unverträglich.
 Kehr, wenn du sie nicht liebst, der Wissenschaft den Rücken,
 Doch lerne unbedingt, Gedanken auszudrücken.

S O N E T T

(vor 1755)

Verlier, o Schöne, nicht vergebens deine Zeit!
 Lieb! Ohne Liebe ist hier alles eitler Schein,
 Hab Mitleid, laß die Schönheit nicht verloren sein,
 Daß dich nicht mehr betrübt vertaner Jahre Leid.

Lieb in der leidenschaftserfüllten Jugendzeit:
 Wenn sie verfliegt, wirst du nicht mehr du selber sein.
 Flicht Kränze dir, solang die Blumen noch gedeih'n,
 Rauh ist der Herbst: Genieß der Frühlingsgärten Herrlichkeit.

Sieh nur die Rosenblüte, sieh dich an ihr satt,
 Wenn welk schon wurde Blütenblatt um Blütenblatt:
 So wird auch deine Schönheit welken und vergehn.

Nutze den Tag, da du noch jung und reizend bist,
 Und wisse: Nicht ein einziger wird auf dich sehn,
 Wenn deine, wenn der Rosen Zeit vergangen ist.

Ippolit Bogdanowitsch

G E L D
1761)

Welch Elend ohne Geld!
Und fragt man sich einmal, was zieht
Uns denn so zum Besitz? Weil ohne Geld das Glück entflieht.
Selbst hundert Jahre Leben ohne Geld uns nicht gefällt.
Solang dies Dasein währt, ist es ein Elend ohne Geld.

Welch Elend ohne Geld! Und überall wird es sich zeigen,
Daß voller Zärtlichkeit die Menschen vor dem Geld sich neigen.
Ach Geld! Du liebes Geld! Dich ehrt und liebt die Welt,
Und jeder ächzt und stöhnt: „O welches Elend ohne Geld!“

Welch Elend ohne Geld! Da wir nur kurz auf Erden bleiben,
Muß man halt alles Glück oft in die Esse schreiben.
Und wenn des Geldes Fülle uns auch stets in Atem hält, —
Welch Elend ist doch ein geruhsam Leben ohne Geld!

Horst Schmid - 9783954790043
Dokument erstellt mit PDFFactory Pro 01/10/2019 02:49:43AM
- via free access

IV.**Das Zeitalter Katharinas II. (1762-1796)**

Das Erstarken der Aufklärung —

Literatur zwischen Ideal und Wirklichkeit

E P O C H E N M O S A I K

Die Herrschaft Katharinas II. hatte einen neuen und starken Einfluß auf den politischen und sittlichen Zustand Rußlands. Auf den Thron gehoben durch die Verschwörung einiger Aufrührer, bereicherte sie diese auf Kosten des Volkes und erniedrigte unseren unruhigen Adel.

[...] Ihre Prachtentfaltung blendete, ihre Freundlichkeit war anziehend, ihre Freigiebigkeit verpflichtete. Besonders die Sinnlichkeit dieser listigen Frau festigte ihre Herrschaft [...]

Mit der Zeit wird die Geschichte den Einfluß ihrer Regentschaft auf die Sitte nach Gebühr einschätzen, die gnadenlosen Folgen ihres Despotismus, der sich unter der Maske von Sanftmut und Toleranz verbarg, offenbaren, bloßstellen, daß das Volk von Statthaltern unterdrückt, die Kasse von Liebhabern ausgeraubt wurden, ihre schwerwiegenden Fehler in der politischen Ökonomie, die Nichtswürdigkeit in der Gesetzgebung, die abstoßende Spiegelfechterei in ihren Beziehungen zu den Philosophen ihres Jahrhunderts zeigen — dann wird die Stimme des irregeführten Voltaire sie im Gedächtnis der Nachwelt nicht vor dem Fluch Rußlands bewahren.

Alexander Puschkin über Katharina II. (1822)

Liest man Katharinas Memoiren, ist man erstaunt, daß eines beständig vergessen wird, ja an keiner Stelle zum Vorschein kommt — nämlich Rußland und das russische Volk. Und dies ist ein charakteristischer Zug der Epoche. Welches Interesse konnte die junge deutsche Prinzessin an diesem magnum ignotum, diesem außer Betracht stehenden, armen, halbwilden Volke nehmen, welches sich in seinen Dörfern, hinter dem Schnee und schlechten Wegen verbarg und nur wie ein fremder Paria, mit seinem verfolgten Barte, seiner verbotenen Kleidung, in den Straßen von Petersburg erschien, nur aus Verachtung geduldet wurde. [...]

Katharina hörte erst viel später auf ernste Art von dem russischen Volke reden, als der Kosak Pugatschow, an der Spitze einer Armee aufständischer Bauern, Moskau bedrohte.

Nach Pugatschows Besiegung vergaß der Winterpalast das Volk wieder. Und ich weiß nicht, wann man sich seiner erinnert haben würde, hätte es nicht selbst seinem Herrn sein Dasein ins Gedächtnis gerufen, indem es sich im Jahre 1812 in Masse erhob, nach der einen Seite die auf der Spitze fremder Bajonette dargebotene Befreiung von der Leibeigenschaft verwerfend, und nach der anderen in den Tod gehend.

Alexander Herzen über Katharina II.
und das russische Volk (1858)

Es ist kein Geheimnis, daß die Kaiserin in der Physik der Liebe etwas leidenschaftlich war: sie verletzte dadurch niemandes Rechte; und warum sollte der strengere Moralist nicht Verzeihung für sie haben, da sie selbst für so viele Schwachheiten anderer so viel Nachsicht hatte [...]. Es entstand aber dennoch aus dem Favoritenwesen und der exzessiven Güte der Monarchin sehr oft Aufwand, der nicht in ihrem Charakter lag; und sodann fand die Kabale trotz dem Scharfsinn Katharinas doch zuweilen Gelegenheit, manches durchzusetzen, was nicht durchgesetzt hatte werden sollen. [...] Hunderttausende wurden wiederholt weggeschenkt, und doch nicht immer an Männer, die von dem Staate eine solche Belohnung zu erwarten Recht hatten. [...].

Freilich wird nie der Kern der Nation, die Bauern, sich zu wahren Menschen erheben, so lange man sie noch in so eisernen Schranken hält. Daß manche Kronbauern [...] und die Bauern mehrerer reichen und humanen Privatleute durch zufällige Vorteile sich sehr vorteilhaft auszeichnen und ungewöhnlich wohlhabend sind, daraus folgt [...], wie herrlich alles sein würde, wenn alle das als Recht genössen, was man einem Teil als Gnade gibt. Der Edelmann würde durch diese Veränderung nichts verlieren [...] und in den folgenden Jahren desto mehr gewinnen. Und gesetzt, er verlöre dadurch, so ist das, was er verlieren würde, dasjenige, was er mit Unrecht, selbst gegen die Gesetze des Staats, in Beschlag genommen hat. [...] Und sodann finden die russischen Edelleute in allen Gouvernements nur zu viel Mittel, die Grenzen ihrer Forderungen widerrechtlich auszudehnen. [...]

Der Kosak Pugatschow, ein feuriger, wilder, unbändiger, tapferer Mann, ganz in dem alten Geiste seiner Nation, verführt durch einige Ähnlichkeit, die einige seiner Bekannten zwischen ihm und dem verstorbenen Kaiser, Peter dem Dritten, gefunden hatten, faßte den ungeheuren Einfall, [...] seine Person vorzustel-

len und sein Reich für sich zu erobern. [...] Pugatschows Haufe wuchs zu einer furchtbaren Menge; überall schlossen sich seine Landsleute und die Bauern an, denen er gegen den Druck des Adels nicht allein Schutz, sondern auch Rache versprochen hatte. Erst sein Unglück scheint ihn grausam gemacht zu haben. [...] Hätte Pugatschow eben so viel Politik, Klugheit und Menschlichkeit gehabt, als er Mut und Entschlossenheit hatte, wer weiß, welche Rolle er noch, entlarvt oder nicht entlarvt, gespielt hätte und welches Bild der Name Pugatschow der Nachwelt gewesen sein würde. [...]

Johann Seume über Katharina II., die Leibeigenschaft
und J. Pugatschows Erhebung (1796)

Vom Beginn des 18. Jahrhunderts an waren bei uns die Träger der obersten Macht entweder außergewöhnliche Menschen, wie Peter der Große, oder zufällige, wie es seine Nachfolger und Nachfolgerinnen waren [...]. Katharina beschließt die Reihe der Ausnahmeherrschaften unseres in jeder Hinsicht ungeordneten XVIII. Jahrhunderts: sie war die letzte Zufälligkeit auf dem russischen Thron und führte eine lange ungewöhnliche Herrschaft, schuf eine ganze Epoche in unserer Geschichte. [...] Ihr Imperium bot in den letzten Jahren ihrer Regierung nach Gesetz und allgemeinem Eindruck das Bild eines wohlgeordneten und erhabenen Gebäudes, von der Nähe, in seinen Details betrachtet, — von Chaos und Unordnung, ein Bild, gemalt in groben und nachlässigen Pinselstrichen, das für den fernstehenden Betrachter berechnet war. [...]

Wassili Klutschewski über Katharina II. (1910)

Andrei Bolotow

LEBEN UND ABENTEUER, VON IHM
SELBST FÜR SEINE NACHKOMMEN
AUFGESCHRIEBEN

(Auszüge)

(1762-1776)

Eine Palastrevolution

[...] Ich erwähnte bereits, was für Schwächen und welche Zügellosigkeit jenen Enkel des Zaren Peter I. kennzeichneten und wie er mit seinen wahrlich aufreizenden und unvorsichtigen Taten beim Volk Murren und Unzufriedenheit, bei den hohen und vornehmen Herren aber geradezu Haß gegen sich erweckt hatte. [...] Diese Ideen und Unternehmungen Peters III. waren allen Russen so zuwider, daß einige seiner Vertrauten, die es gut mit ihm meinten, alles taten, um sie ihm auszureden. [...] Er hörte nicht auf diese ehrlichen Ratgeber, sondern folgte den Eingebungen der Schmeichler und falschen Freunde, die des Herren Schwächen auf jegliche Art ausbeuteten und ihn schon so weit in der Hand hatten, daß er in fast allem gehorchte.

Eine Hauptsorge dieser Tunichtgute war es, ihn mit der Zarin, seiner Gemahlin, auseinanderzubringen und den tiefsten Haß gegen sie anzustacheln. [...] Da er sie so haßte, war es nicht schwer, ihm einzureden, sie und einige ihr ergebene Personen zettelten eine Verschwörung gegen ihn an. [...]

(Tatsächlich hatte Katharina aus Unzufriedenheit mit dem Zaren und für den Fall ihrer Verbannung in ein Kloster ihrerseits mit ihren Vertrauten Gegenmaßnahmen vorbereitet — Hrsg.) Wegen der Verhaftung einiger ihrer Anhänger vermutet sie, der Herrscher habe bereits etwas über ihre Verschwörung erfahren; auch hatte er ihr ausrichten lassen, er wünsche am nächsten Tag mit ihr in Petershof zu speisen — und an diesem Tag beabsichtigte er, sie in seine Gewalt zu bringen. Folglich durfte die Herrscherin keine Zeit verstreichen lassen und mußte alles ihr nur mögliche für eine Rettung riskieren. So ward dies der entscheidende Augenblick, und tapfer wagte sie das Unternehmen, das später so bestaunt werden sollte. Im Nu verläßt sie heimlich das Petershofer Palais, besteigt eine einfache Kutsche und wird von den Herren Orlow in größter Eile nach Petersburg gebracht. Am 28. Juni (1762) erreicht sie vor Sonnenaufgang das Newski-Kloster und läßt zu den Garderegimentern schicken, um die be-

00056787
rühmtesten und ihr ergebensten Anführer zu sich zu rufen. Das Gerücht darüber wird in der gesamten Garde und in Petersburg ausgestreut, so daß die Stadt gegen sieben Uhr früh in starker Bewegung ist. In ungeordneten Haufen laufen Gardisten durch die Straßen, und das dumpfe Gemurmel und Geschrei des Volkes, das noch nichts über die wahren Gründe weiß, künden die allgemeine Wende an. Dann erscheint wenige Minuten später die Herrscherin, umringt von der berittenen Garde, und zieht in die Stadt ein. Der Zug bewegt sich direkt auf die Kasaner Kathedrale zu, wo sie zur Kaiserin und Selbstherrin aller Russen proklamiert wird und den ersten Eid von denen, die sie umgeben, entgegennimmt. Danach begibt sie sich unter den Schutz der Garde und von einer großen Volksmenge begleitet in den Winterpalast, wo sie nicht nur von der Garde umringt wird, sondern auch von zahllosen Menschen aus den verschiedensten Ständen, die voller Freude rufen: „Es lebe unsere Mutter, die Zarin Katharina!“

Indes, allen war das Ereignis unverständlich. Das Volk selbst, das den Platz vor dem Palast und alle Nebenstraßen erfüllte und aus vollem Halse schrie, wußte nichts über die Umstände des Ganzen. [...] Während die feierliche Vereidigung vor sich ging, wurden alle Personen arretiert, auf die auch nur der Schatten eines Verdachts gefallen war; das Volk stürmte die Schenken und ließ sich vollaufen, brüllte, lärmte und drohte, allen Ausländern den Garaus zu machen. Dies wurde immerhin nicht zugelassen, so daß allein Prinz Georg, des Herrschers Oheim, zu Schaden kam. [...]

Während sich dies alles in Petersburg abspielte, weilte der Herrscher ahnungslos in Oranienbaum. [...] Und weil in Petersburg alle Vorsichtsmaßnahmen getroffen und auf allen Straßen Posten aufgestellt worden waren, auf daß sich keiner hindurchschleichen und den Herrscher informieren könnte, erfuhr er von alledem nichts bis zu dem Augenblick, da er nach Petershof fuhr, um mit der Herrscherin zu speisen und sie anschließend in Gewahrsam zu nehmen. Man kann sich sein Erstaunen vorstellen, als er dort niemanden mehr vorfand; was das bedeutete, konnte er sich leicht denken. Er war wie vom Donner gerührt und verspürte Angst und Entsetzen. Seine erste Absicht war, nach seinen holsteinischen Soldaten zu schicken und sich gegen jegliche Gewalt zu verteidigen. Jedoch der greise General Münnich [...] schlug zwei andere Wege vor [...]. „Am besten wäre es, wenn Majestät von hier aus direkt nach Petersburg fährt“, — meinte dieser erfahrene General, — „oder übers Meer nach Kronstadt. [...]“ Der Herrscher wählte den zweiten Weg. Er schickte seine Holsteiner zurück nach Oranienbaum, befiehlt ihnen, sich im Falle eines Angriffs sofort zu ergeben, besteigt mit seinen Anhängern ein Boot und fährt nach Kronstadt. Viele vornehme Damen, deren Männer in Petersburg waren, wollten den Herrscher nicht verlassen und folgten ihm.

Sie kommen ziemlich früh in Kronstadt an, werden aber schlimm empfangen. Die Wachposten schreien ihnen zu, das Boot dürfe nicht anlegen. Und als der Herrscher zurückschreit, wer er sei, da brüllen sie ihm zu, er sei nicht mehr der Zar, Rußland gehöre nicht mehr ihm, sondern der Zarin Katharina II. Danach wird ihm bedeutet, er möge zurückfahren, sonst gäbe man eine Salve auf sein Schiff ab.

Was blieb dem unglücklichen Herrscher übrig? Sein Erstaunen ist unbeschreiblich, und er findet keinen Ausweg, denn den Rückweg anzutreten. Das Unglück begann ihn zu verfolgen, und alle Umstände verflochten sich dementsprechend auf die erstaunlichste Weise. Die Nachricht von der Thronbesteigung durch die Herrscherin hatte Kronstadt gerade eine halbe Stunde vor seinem Eintreffen erreicht. [...]

Unterdessen fuhr das Boot mit seinen verblüfften Insassen geradewegs nach Oranienbaum. Hier wird der Herrscher von einer neuen entsetzlichen Nachricht überrascht, seine Gemahlin, die Zarin, sei nun schon mit einer großen Zahl Truppen und Kanonen aus Petersburg ausgezogen und in Petershof eingetroffen. Darauf folgte die Nachricht, als Abgesandter der Kaiserin sei der Fürst Menschikow mit Soldaten und Kanonen eingetroffen, um mit dem Herrscher Verhandlungen zu führen; er verlange, alle holsteinischen Truppen hätten sich ihm zu ergeben. Dies bestürzte und verwirrte den Herrscher noch mehr [...].

Doch was sollen hier Worte! Wenn das Schicksal jemanden verfolgt oder wenn es dem Weltherrscher so beliebt — was kann da der einzelne Mensch machen? Eben daher kam es, daß der Herrscher [...] in Kleinmut verfiel, so daß er beschloß, seiner Gattin zwei Briefe zuzusenden; in dem einen, über den Fürsten Golizyn gesandt, bat er nur darum, ihn in sein Herzogtum Holstein zu entlassen, in dem anderen, durch den General Ismailow überbracht, schlug er sogar den freiwilligen Verzicht auf die Krone und alle Rechte auf den russischen Staat vor [...]. Man kann sich wohl vorstellen, wie diese Vorschläge auf die Kaiserin wirken mußten. Verständig wie sie war, gab sie sich jedoch damit nicht zufrieden, sondern ließ ihm durch General Ismailow ausrichten, falls sein letzter Vorschlag aufrichtig gemeint sei, müsse er, damit die Abdankung freiwillig und nicht erzwungen wirke, sie mit eigener Hand und in der vorgeschriebenen Form aufsetzen und unterschreiben. Herr Ismailow verstand es, ihn zu überreden und umzustimmen, so daß er endlich einwilligte und die Abdankung genau so verfaßte, wie es die Kaiserin gewollt hatte. [...] So endete die Herrschaft Peters III., und dieser unglückliche Monarch, der einige Tage zuvor noch über das Leben von über dreißig Millionen Sterblichen bestimmte, sah sich nun plötzlich als Gefangener seiner eigenen Untertanen und hatte nicht einen einzigen Diener bei sich; dieses Unglück und die Grausamkeit des Schicksals trafen ihn so sehr, daß er einige Tage darauf in der Gefangenschaft erkrankte — wie

man damals sagte, an einer heftigen Kolik — und so sehr litt, daß man die Schreie und das Stöhnen sogar draußen im Hof hörte. Am siebenten Tag endete sein Leben, und am 21. des gleichen Juli wurde er im Newski-Kloster ohne jegliche Zeremonie begraben. Dies aber stärkte die Zarin Katharina in ihrer Herrschaft zum Ruhm und Gedeih ganz Rußlands. [...]

Ein historisches Ereignis

[...] Der Wagen mit dem Übeltäter (Pugatschow, dem Anführer des großen Baueraufstandes 1773-1775 — Hrsg.) hatte kaum das Schafott erreicht, als man ihn auch schon herunterholte und über die Treppe auf das Podest führte [...]. Im Nu füllte sich nun die ganze Fläche des Podestes mit einer großen Anzahl von Henkern, Gefangenen und Wachoffizieren, denn Pugatschows allerengste Freunde und Spießgesellen sollten ihr Leben gemeinsam mit ihm auf dem Schafott beenden, weshalb man darauf schon an allen Ecken und Seiten Richtblöcke mit Beilen aufgestellt hatte. Neben Jemeljan Pugatschow erschien sofort der Sekretär mit dem Senatsbeschuß in den Händen. Der damalige Oberpolizeimeister, Herr Acharow, postierte sich mit seinem Pferd unmittelbar unter der Richtstätte direkt neben uns.

Nachdem alles Aufstellung genommen hatte, begann die Verlesung des Urteilsspruches. [...] Uns aber beschäftigte weniger das Zuhören als vielmehr die Betrachtung des verurteilten Unholds. Und da die Verlesung laut und vernehmlich vonstatten ging und überdies recht lange dauerte, [...] hatten wir genug Zeit, jenen Unmenschen eingehend zu betrachten. Er stand in einem langen, zottigen Schafspelz wie erstarrt und nicht ganz bei sich da, betete unablässig und bekreuzigte sich dabei. Als ich ihn so sah, schien er mir nicht im mindesten der unmenschlichen Taten fähig, die er vollbracht hatte. Er glich weniger einem vertierten, blutrünstigen Räuberhauptmann als vielmehr irgend einem kleinen Krämer oder unansehnlichen Garkoch. Der Bart war gestutzt, die Haare zerzaust und sein Äußeres irgendwie nichtssagend und so wenig dem verstorbenen Kaiser Peter III. ähnlich, den ich mehrere Male aus nächster Nähe gesehen hatte, daß ich, nun auf diesen Mann schauend, für mich selbst mehrfach in Gedanken wiederholte: „Mein Gott, wie hat sich unser dummer und leichtgläubiger Pöbel verblenden lassen, wie konnte es diesen garstigen Kerl indes nur für unseren Peter III. halten!“ Wie aufmerksam wir indes Pugatschow beobachteten, wir hatten auch noch ein wenig Zeit, die um das Schafott herumstehenden Galgen zu betrachten. Unter ihnen erblickten wir nun sämtliche zum Tode Verurteilten. Sie standen auf den Kurzleitern, hatten die Kapuzen

übergestülpt und die Schlingen um die Hälse gelegt, und die Henker hielten sie fest und waren bereit, diese Männer beim verabredeten Zeichen von den Leitern zu stoßen. Und da jenen bestimmt war, in der gleichen Sekunde wie ihr Anführer zu sterben, so konnten wir ihre Hinrichtung nicht verfolgen, was aber, so glaube ich, niemand getan hat, denn aller Augen waren auf das Schafott und Pugatschow gerichtet.

Kaum war die Verlesung des Dokuments beendet, als man dem zum Tode verurteilten Räuber auch schon den Pelz, das Obergewand und die übrigen Kleider vom Leibe riß und ihn auf den Richtblock warf, um ihm, gemäß dem Urteilsspruch, zunächst Hände und Füße und dann erst den Kopf abzuschlagen. Es gab viele im Volke, die glaubten, daß vielleicht doch noch ein Gnadenerlaß folgen und ihm Verzeihung gewährt würde. [...] Die Sorge jedoch war ganz unbegründet. [...]

Bei dieser Hinrichtung geschah dann schließlich noch etwas Sonderbares und Unerwartetes, denn anstatt daß der Henker Pugatschow gemäß dem Urteilsspruch zunächst gevierteilt und ihm Hände und Füße abgeschlagen hätte, hieb er ihm sogleich den Kopf ab, und Gott allein weiß, warum dies geschah: entweder war der Mann von den Übeltätern bestochen worden, um ihn nicht so lange zu quälen, oder es war wirklich ein Fehler, der Verwirrung des Scharfrichters geschuldet, der noch nie im Leben eine Todesstrafe vollstreckt hatte. Wie dem auch war, wir hörten nur, daß der neben dem Henker stehende Beamte diesen plötzlich laut anschrie: „Ach, du Hundesohn, was hast du da getan!“, — worauf weiter zu vernehmen war: „Nun, mach schnell — die Hände und die Füße!“ Im gleichen Moment hörte man ein dumpfes Klopfen auch an den übrigen Richtblöcken, und eine Sekunde später bereits steckte der Kopf Pugatschows aufgespießt auf der Eisenspitze der Säule, während seine abgehackten Glieder und der blutige Rumpf auf dem Rad lagen. Im gleichen Moment wurden alle, die gehenkt werden sollten, von den Leitern gestoßen [...]. Ein lautes Stöhnen entrang sich den Menschen, zahlreiche Ausrufe hörte man da in der zusammengeströmten Volksmenge, die diesem seltenen und ungewöhnlichen Ereignis beiwohnte. So endete diese Hinrichtung und dieses blutige und sonderbare Schauspiel. [...]

Katharina II., Kaiserin von Rußland

INSTRUKTION FÜR DIE ZU VERFERTIGUNG DES ENTWURFS ZU EINEM NEUEN GESETZBUCH E VERORDNETE KOMMISSION

(Auszüge)

(1767)

1. Die christliche Religion lehret uns, daß einer dem anderen so viel Gutes tue, als möglich ist.
2. Wenn wir diese Vorschrift unsrer Religion als eine Regel ansehen, die in den Herzen eines ganzen Volks entweder schon eingepflanzt ist, oder eingepflanzt werden soll; so können wir keinen andern als diesen Schluß machen, es müsse eines jeden ehrliebenden Menschen in der Gesellschaft Wunsch sein oder werden, sein Vaterland auf der höchsten Stufe der Wohlfahrt, des Ruhms, der Glückseligkeit und der Ruhe zu sehen:
3. Jeden seiner Mitbürger aber insbesondere durch Gesetze, die dessen Glückseligkeit nicht einschränken, sondern ihn gegen alle dieser Regel zuwider laufende Unternehmungen schützen, bewahrt zu wissen.
4. Um nun desto geschwinder zur Erfüllung eines solchen, wie Wir hoffen, allgemeinen Wunsches zu gelangen, müssen Wir obbemeldete erste Regel zum Grunde legen, und die natürliche Lage und Beschaffenheit dieses Reiches untersuchen.
5. Denn die natürlichsten Gesetze sind diejenige, deren besondere Einrichtung der Verfassung des Volks, für welches sie gemacht werden, am gemätesten ist.

I. Kapitel

6. Rußland ist eine Europäische Macht. [...]
7. Hier ist der Beweis davon. Die Veränderungen, die Peter der Große mit Rußland vorgenommen, haben einen um so viel glücklicheren Erfolg gehabt, weil die Sitten der damaligen Zeiten gar nicht dem Klima gemäß und uns durch die Vermischung verschiedener Völker, und durch die Eroberung fremder Länder zugebracht worden waren. Da Peter der Erste europäische Sitten und Gebräuche bei einem europäischen Volke einführte, fand er dasselbe hiezu aufgelegter, als er selbst je vermutet hatte.

II. Kapitel

8. Die Länder des Russischen Reiches erstrecken sich auf der Erdkugel bis 32 Grad in die Breite und 165 Grad in die Länge.
9. Der Beherrschende desselben ist unumschränkt (griech. autokrator): denn keine andere als eine nur in dessen Person vereinte Macht kann auf eine der Weitläufigkeit eines so großen Reichs gemäß Weise wirken.
10. Ein weitläufiges Reich setzt eine unumschränkte Gewalt in derjenigen Person voraus, die solches regiert. Die Geschwindigkeit in der Entscheidung der Sachen, die aus fernen Orten entlaufen, muß die Langsamkeitersetzen, die aus dieser weiten Entfernung entstehet.
11. Jede andre Regierungsform würde für Rußland nicht nur schädlich sein, sondern auch zuletzt die Ursache seiner gänzlichen Zerstörung werden. [...]

V. Kapitel

31. Von dem Zustande der Einwohner überhaupt.
32. Es ist ein großes Glück für den Menschen, sich in solchen Umständen zu befinden, daß wenn gleich seine Leidenschaften ihn auf den Gedanken brächten, böse zu sein, er es dennoch für vorteilhafter halte, nicht böse zu sein.
33. Die Gesetze müssen so viel möglich für die Sicherheit eines jeden Bürgers insbesondere sorgen.
34. Die Gleichheit aller Bürger bestehet darinnen, daß sie sämtlich einerlei Gesetzen unterworfen sind. [...]

36. Die allgemeine oder politische Freiheit besteht nicht darin, daß einer alles tun könne, was ihm gelüstet.
37. In einem Staate, d.i. in einer Versammlung von Menschen, die in Gesellschaft leben, in welcher es Gesetze gibt, kann die Freiheit in nichts anderem bestehen, als in dem Vermögen, dasjenige zu tun, was man wollen soll, und nicht gezwungen zu sein, dasjenige zu tun, was man nicht wollen soll.
38. Man muß sich eine deutliche Vorstellung von der Freiheit machen. Die Freiheit ist das Recht, alles zu tun, was die Gesetze erlauben: und wenn irgendwo ein Bürger etwas, das die Gesetze verbieten, tun könnte, so würde daselbst schon keine Freiheit mehr sein, weil andre dasselbe zu tun gleiche Macht haben würden.
39. Die politische Freiheit des Bürgers ist die Ruhe des Gemüts, welche aus der Meinung entsteht, daß ein jeder unter ihnen seine Sicherheit genießt. Damit aber die Menschen zu dieser Freiheit gelangen mögen, so müssen die Gesetze so beschaffen sein, daß kein Bürger Ursach habe, sich vor dem andern zu fürchten, sondern daß sich alle vor den Gesetzen fürchten. [...]

XI. Kapitel

250. Das bürgerliche allgemeine Wesen erfordert, wie eine jede andre Sache, eine gewisse Ordnung. Es müssen sein, die regieren und befehlen, und andre, die gehorchen. [...]
254. Die Untertänigkeit mag von einer Art sein, wie sie wolle: so ist nötig, daß die bürgerlichen Gesetze, wie auf der einen Seite den Mißbrauch der Leibeigenschaft abwenden, also auf der andern Seite die Gefahr, welche daraus entstehen könnte, verhüten. [...]
260. Man muß nicht auf einmal, und durch ein allgemeines Gesetz, vielen Leib-eigenen die Freiheit schenken. [...]

XII. Kapitel

264. Von der Vermehrung des Volks im Reiche
265. Russland hat nicht nur nicht genug Einwohner, sondern fasset noch überaus große Länder in sich, die weder bewohnt sind, noch bearbeitet werden. Man kann also nicht genug Aufmunterung ersinnen, um die Vermehrung des Volks im Reiche zu fördern.

266. Die Bauern haben größtenteils zu 12, 15 bis 20 Kinder aus einer Ehe; selten aber kommt der vierte Teil davon zu einem vollkommenen Alter. Es muß also notwendig an einem Fehler liegen, es sei in Ansehung der Nahrung, der Lebensart, oder der Erziehung, durch welchen diese Hoffnung des Reichs aufgerieben wird. In was für einen blühenden Zustand würde dieses Reich nicht versetzt werden, wenn man durch kluge Einrichtungen ein so verderbliches Übel abwenden, oder demselben zuvorkommen könnte! [...]
269. Es scheint auch, daß die neu eingeführte Art, wie der Adel von den Bauern seine Abgaben einnimmt, der Vermehrung des Volks und dem Ackerbau hinderlich sind. Fast alle Dörfer bezahlen ihrem Herrn gewisse Abgaben an Gelde. Die Herren, welche niemals oder selten ihre Dörfer besuchen, setzen jede Person auf 1, 2 und bis auf 5 Rubel Abgabe, ohne sich darum zu bekümmern, wie ihre Bauern dieses Geld zusammenbringen. [...]

O, D I E S E Z E I T !

S i t t e n k o m ö d i e i n d r e i A k t e n
 (Auszug), (1772)

I. Akt

1. Auftritt. Nepustow, Mawra

Mawra: So glauben Sie mir doch, daß ich die Wahrheit sage. Sie können sie nicht sprechen. Sie betet jetzt. Ich traue mich selbst nicht ins Wohnzimmer.

Nepustow: Aber betet sie denn den ganzen Tag? Wann ich auch komme, immer sagt man mir: Nicht zu sprechen! Früh war sie zur Morgenmesse, jetzt betet sie schon wieder.

Mawra: So vergeht bei *uns* die Zeit!

Nepustow: Beten ist gut, aber es gibt in unserem Leben doch auch Pflichten, die man achten sollte. Betet sie denn etwa Tag und Nacht?

Mawra: Nein! Unsere Übungen wechseln, doch hat alles seine Ordnung: bald ist gewöhnlicher Gottesdienst, bald werden die Meßbücher gelesen, und dann wieder unterricht unsere Herrin ihre Lektüre und predigt über das Gebet, die Enthaltsamkeit und das Fasten.

Nepustow: Man sagt, daß Deine Herrin ihre Frömmigkeit nur heuchelt. Über ihre Tugenden habe ich jedoch bisher nur wenig gehört.

Mawra: Um ehrlich zu sein, so kann auch ich nicht viel dazu sagen. Über die Enthaltsamkeit [...] spricht sie zu ihren Leuten sehr oft, besonders bei der Auszahlung des Monatslohns [...]. Sie selbst ist mit dem Beten am eifrigsten, wenn die Gläubiger zu ihr kommen, [...] ihr Geld einzufordern. Einmal hat sie das Gebetbuch nach mir geworfen und mich am Kopf so empfindlich getroffen, daß ich eine ganze Woche lang liegen mußte. Und weshalb? Allein darum, weil ich ihr während der Abendandacht mitteilte, daß ein Kaufmann sein geliehenes Geld zurückhaben wollte, welches sie für 6% Zinsen von ihm geborgt, aber für 16% weiterverliehen hatte. [...] Mit ihr ist nicht gut auskommen: sie ist ein seltsamer Mensch [...]. Sie sagt, daß es sündhaft sei, den Nächsten zu verurteilen, selbst aber krittelt sie über alle und kann besonders die jungen Fräulein nicht leiden [...].

Nepustow: Ich bin froh, ihren Charakter kennenzulernen: diese Kenntnis hilft mir sehr in den Herzensangelegenheiten des Herrn Molokosossow. Aber ehrlich gesagt: es wird ihm nicht leicht fallen, mit dieser Großmutter auszukommen. Sie wird ihn entweder aus seinem Haus vertreiben oder ins Grab bringen. Selbst hat sie uns genötigt, nach Moskau zu kommen, um uns über die Heirat ihrer Enkelin einig zu werden. Dazu haben wir uns einen Monat Urlaub genommen und sind aus Petersburg hierhergefahren. Nun sind wir schon drei Wochen hier und bemühen uns jeden Tag um eine Audienz, sie aber findet täglich neue Ausflüchte. [...] Sage ihr, daß ich hier bin und warte [...].

Mawra: Nein, mein Herr, um keinen Preis werde ich zu ihr gehen. Sie würde mich entweder prügeln oder doch mindestens schelten. [...] Um diese Zeit versammelt sich bei ihr immer eine größere Zahl von Damen ihres Standes, die sie gewöhnlich mit ihren [...] Neuigkeiten belustigt. Da hecheln und klatschen sie über alle Bekannten, die sie mit christlicher Nächstenliebe der Reihe nach durchgehen, tratschen über alle Petersburger Skandalgeschichten, zu denen sie noch allerhand hinzudichten. [...] Mit der Wahrheit hält es in diesem „Kränzchen“ niemand. [...] Hauptsache, die können über alle reden [...].

Nepustow: Sie wird uns aber doch wohl wenigstens einen Abendimbiß anbieten? Was meinst Du?

Mawra: Das bezweifle ich. Was wäre das für ein Abendbrot bei einer, die fastet. [...] Sie ißt zu den Fastentagen kein Fleisch [...] und haßt alle diejenigen, die ihren Regeln nicht folgen. Die modernen Sitten und den Luxus unserer Tage kann sie nicht ausstehen. Sie liebt und lobt die alte

Zeit, kurzum, die Jahre, als sie fünfzehn war. Seitdem sind durch Gottes Güte mehr als fünfzig Jährchen vergangen.

Nepustow: Nun, den modernen Luxus liebe ich eigentlich auch nicht [...]. Darin bin ich mit ihr einer Meinung. Es ist wirklich schlimm, daß man heutzutage vor nichts mehr zurückschreckt und daß unsere jungen Herren beim Lügen und Betrügen ihrer Gläubiger oder auch unsere jungen Damen, wenn sie ihre Männer hintergehen, kaum noch rot werden.

Mawra: Lassen wir das. In der Kleidung [...] folgt unsere Herrin jedenfalls ganz der alten Mode und erblickt eben darin die Tugend und das wahre Kennzeichen für die Sittenreinheit.

Nepustow: Aber das sind doch nichts anderes als bedeutungslose Gewohnheiten [...].

Mawra: Bei meiner Herrin geht es aber nach der Regel: je älter das Kleid, desto besser sein Träger!

Nepustow: Sag mir bitte nur noch, was macht denn Deine Herrin den lieben langen Tag?

Mawra: Wie soll ich das alles behalten? Noch weniger kann man das erzählen, ohne daß Ihr darüber lacht. Aber sei's drum. Einiges will ich Euch schon sagen. Sie steht morgens um 6 Uhr auf, nach alter läblicher Gewohnheit barfuß. Dann bringt sie vor dem Heiligenbild das Lämpchen in Ordnung und spricht ihr Morgengebet. Danach krault sie ihre Katze, liest ihr die Flöhe aus dem Pelz und singt den alten Vers: „Gelobt, wer auch die Tiere liebt.“ Und während dieses Gesangs bedenkt sie auch uns: eine mit einer Ohrfeige, eine andere mit dem Rohrstock, die dritte mit Schelten und Flüchen. Dann beginnt die Frühmesse, während der sie bald den Diener beschimpft, bald, ein Gebet murmelnd, diejenigen aus dem Gesinde, die sich etwas zuschuldenkommen ließen, im Pferdestall ausprügeln läßt. [...] Aber warten Sie, mein Herr, ich höre Geräusche — Zeit, daß ich davoneile. Da kommt meine Herrin. Ich muß sehen, daß sie uns nicht zusammen antrifft, denn weiß der Himmel, was sie sich da wieder ausdächte. (Geht).

2. Auftritt. Frau Chanshachina, Nepustow.

Chanshachina: Ah, Herr Nepustow, ich wußte ja gar nicht, daß Sie hier sind.

Nepustow: Zürnen Sie nicht, daß ich gekommen bin, Ihnen meine Aufwartung zu machen. Sie möchten sicher wissen, was mich zu Ihnen führt: es liegt jetzt in Ihrer Hand, Ihre Enkelin Herrn Molokosossow zur Frau zu geben und mit mir über die Mitgift zu verhandeln.

Chanshachina: Ach, mein Herr! Wie soll ich das bloß heute entscheiden: [...] Die Sache will gut überlegt sein. Ich muß doch auch darüber nachdenken, was aus mir wird. Ich bin arm, bin Witwe: wer kümmert sich um mich? [...] Ich habe solchen Kummer, bin in solcher Not, daß ich nicht weiß, was werden soll, und auch das Gebet verschafft mir keine Ruhe [...].

Nepustow: [...] Sie wissen, daß wir hier nicht mehr lange bleiben können. Die Zeit eilt: wir müssen wieder zu unserem Dienst. Sie haben mir und Molokosossow schon drei Tage Hoffnung zu machen geruht und müssen mir darum heute Ihr Jawort geben. [...]

Chanshachina: [...] Aber überlegen Sie doch selbst, könnten Sie ruhigen Sinnes sein, wenn mit Ihnen das passiert wäre, was mir heute widerfahren ist? [...] Da kommt doch der Sohn der Amme und steht wie ein Dämon im Zimmer. Ich sage ihm: Geh weg, störe mich nicht, Verfluchter, beim Beten. Er wirft sich mir zu Füßen, steckt mir, ohne ein Wort zu sagen, einen Zettel in die Hand [...]. Und was, denken Sie, stand auf dem Zettel? Dämlicher Kerl! Teuflische Heimsuchung!: Er bat um die Erlaubnis, heiraten zu dürfen! Er sei, sozusagen, schon dreißig Jahre alt, seine Mutter sei gestorben, niemand sei da, für ihn zu waschen, zu stopfen ... Und darum will er heiraten! Taugenichts! Damit brachte er mich so in Wut, daß ich [...] befohlen habe, ihn auszupeitschen und ihm seine Heirat auf den Rücken zu geben: es soll ihm vergehen, mich beim Beten zu stören! [...] Ich würde den Verdammten zu den Rekruten stecken! Nur schade, daß jetzt keine ... Oh! Ich habe mich so geärgert, daß ich noch jetzt am ganzen Leibe zittere!

Nepustow: Eine solche Erregung schadet nur Ihrer Gesundheit! Vergessen Sie's! Sprechen wir von unserer Angelegenheit und der Mitgift Ihrer Enkelin ! [...]

III Akt

6. Auftritt. Chanshachina, Westnikowa (ihre Schwester), Christina (ihre Enkelin), Nepustow, Molokosossow, Mawra.

Molokosossow: Ich würde es nicht gewagt haben, Gnädigste, noch einmal vor Ihnen zu erscheinen, wenn nicht mein Freund gesagt hätte, daß es Ihnen nicht unangenehm wäre.

Westnikowa: Genug, mein Herr [...], was geschehen ist, sei vergessen. Doch sagen Sie uns, haben Sie nach wie vor die Absicht zu heiraten?

Molokosossow: Ich wäre überaus glücklich, wenn mein Wunsch in Erfüllung ginge [...].

Westnikowa (zu Chanshachina): Hörst Du, Schwester? Warum antwortest Du nicht? Siehst Du nicht, was er für ein lieber Mensch ist?

Chanshachina: Aber ich habe Christine doch noch gar nicht gefragt. Man müßte sie doch fragen, ob ihr der junge Mann genehm ist.

Westnikowa: Wie sollte er ihr nicht gefallen? Ich finde ihn doch selbst ... Aber fragen wir doch Christine! ... Sag, gefällt er Dir?

Christina: Großmütterchens Wille geschehe ...

Westnikowa: Da können wir lange warten. Nun, Gottes Segen, und gebt Euch die Hände! (Sie nimmt Chanshachinas Hand und reicht sie mit Gewalt Nepustow) Und für Dich sage ich: Herr Nepustow, meine Schwester ist einverstanden, ihre Enkeltochter Herrn Molokosossow samt einer Mitgift von 50 000 Rubeln zur Frau zu geben. Das weiß ich schon lange.

Chanshachina: (zieht ihre Schwester heftig am Kleid) Schwester! Bist Du bei Verstand? Das ist zuviel! So viel kann ich nicht geben [...]!

Molokosossow: Nicht die Mitgift interessiert mich! Geben Sie, was Sie wollen, wenn Sie mich nur Ihren Enkel nennen [...].

Chanshachina: Nun, so sei es [...], so muß ich mich wohl von meinem Geld und — von Christina trennen. [...]

Nepustow: Um Ihnen indes unnötige Ausgaben zu ersparen: wären Sie, Gnädigste, einverstanden, kommenden Mittwoch auf meinem Moskauer Gut Hochzeit zu feiern?

Chanshachina: Ja, ja, ich bin einverstanden [...]. Ich könnte auch ohnehin jetzt kein Bankett ausrichten.

Nepustow: Machen Sie sich nur keine Sorgen, gnädige Frau!

Chanshachina (zu Molokosossow): Das Geld der Mitgift könntest Du mir aber auf Zins geben. Das ist kein Pappenstiel, mein Teurer! Es hat Schweiß gekostet ... Schweiß ...

Westnikowa: Genug nun davon ... Laßt uns den Vertrag schreiben und den Geistlichen rufen, damit er die Verlobung segne.

Chanshachina: So sei's denn ... gehen wir! (Geht)

Letzter Auftritt. Mawra (allein):

Ja, Ja, so leben wir! Andere verurteilen, belachen und verleumden wir und bemerken nicht, daß wir selbst Spott und Verurteilung verdienen. Wenn Vorurteile den Platz des gesunden Menschenverstandes einneh-

men, sind wir für die eigenen Fehler blind, erkennen nur die fremden Laster! Den Splitter in des anderen Auge sehen wir wohl — im eigenen nicht einmal einen Balken!

Nikolai Nowikow

R E Z E P T F Ü R D E N H E R R N O H N E V E R S T A N D

(1769)

Der Herr Ohneverstand leidet an der Einbildung, daß die Bauern keine Menschen seien, sondern eben nur Bauern; und was das heißt, ein Bauer zu sein, darüber weiß er nur das eine, daß sie seine leibeigenen Sklaven sind. Genauso geht er auch mit ihnen um, wenn er von ihnen die schwer drückenden Abgaben eintreibt, den sogenannten Obrok. Niemals spricht er mit ihnen auch nur ein einziges Wort, noch würdigt er sie der geringsten Neigung seines Hauptes, wenn jene sich, der orientalischen Sitte gemäß, vor ihm bis zur Erde niederbeugen. Er denkt dann: Ich bin der Herr und Gebieter, und sie sind meine Sklaven, sie sind dafür da und auf der Welt, daß sie, während sie jegliche Entbehrungen erleiden, Tag und Nacht arbeiten und meinen Willen durch die pünktliche Errichtung des Obrok zu erfüllen haben; eingedenk meines und ihres Standes müssen sie allein schon von meinem Blick das Zittern kriegen.

Ergänzend fügt er hinzu, was treffend über die Bauern gesagt wird: Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen. Die armen Bauern wagen es nicht, ihn wie einen Vater zu lieben, sondern sehen in ihm ihren Tyranen, vor dem sie erzittern. Tag und Nacht rackern sie sich ab, und trotzdem reicht es kaum für das tägliche Brot, so daß sie mit Mühe die Abgaben an den Herrn bezahlen können. Sie wagen auch nicht auf den Gedanken zu kommen, sie besäßen irgend etwas als ihr Eigentum, sondern sagen: Das ist nicht meines, sondern das ist Gottes und das ist des Herrn Eigentum. Der Höchste segnet ihre Anstrengungen und belohnt sie, aber der Herr Ohneverstand nimmt ihnen das Letzte. Du Unverstand! Hast du womöglich vergessen, daß du als ein Mensch geschaffen bist, wie du ihn als deinesgleichen in der Gestalt der Bauern, deiner Sklaven, verachtetest? Weißt du etwa nicht, daß zwischen deinen Sklaven und einem Menschen mehr Ähnlichkeit besteht als zwischen dir und einem Men-

schen? Stell dir das Los deiner Sklaven vor, es ist auch ohne zusätzliche Unterdrückung bedrückend genug; und wenn du diese außerdem noch verachtst, die sich zur Befriedigung deiner Gelüste abschinden fast ohne Atempause, dann wagen sie nicht einmal zu denken, daß sie ebenfalls Menschen sind, sondern glauben sich bestraft für die Sünden ihrer Väter, wenn sie sehen, daß ihre übrigen Brüder bei Gutsbesitzern, die wie Väter zu ihnen sind, die ersehnte Ruhe genießen und niemanden in der Welt um sein Glück beneiden, weil sie sich nämlich in ihrem Stande wohl fühlen: Das bedenke, wie sehr dich wahre Menschen verabscheuen werden, Gutsherren, die wie Menschen und wie Väter zu ihren Kindern sind, keine Tyrannen über die ihrigen, wie du über deine Sklaven. Sie verabscheuen dich als eine Ausgeburt der Menschen, die die notwendige Unterordnung in ein unerträgliches Joch der Sklaverei verwandelt. Aber Herr Ohneverstand beharrt darauf: Ich bin der Herr, und sie sind meine Sklaven. Ich bin ein Mensch, sie aber sind nur Bauern.

Gegen diese schädliche Krankheit folgendes Rezept:

Herr Ohneverstand soll jeden Tag zweimal die herrschaftlichen und die bäuerlichen Gebeine so lange betrachten, bis er einen Unterschied zwischen einem Herren und einem Bauern entdecken kann.

E I N E W A H R E B E G E B E N H E I T

(1770)

Dobronraw, ein Nowgoroder Edelmann aus dem Geschlecht der Starodurows, das sich noch unter dem Zaren Iwan Wassiljewitsch Grosny, „dem Schrecklichen“, in der Stadt anstelle der vertriebenen Nowgoroder Adligen niedergelassen hatte, besaß etwa 4000 Rubel Jahreseinnahmen und gehörte zu denjenigen, die man gewöhnlich einen ‚gastfreien Menschen‘ nennt, d.h. die aus Gutherzigkeit ihr Vermögen dem Vergnügen ihrer Freunde opfern. Indem sie an sich selbst überhaupt nicht denken, wohl aber jedem Armen helfen wollen, kommen sie nicht selten in den bedauernswerten Zustand, in dem sich jene befunden haben, denen sie einst halfen. Dobronraw z.B. empfand höchste Befriedigung darin, seine Zeit gemeinsam mit seinen Freunden zu verbringen. Sein Haus war ständig voller Gäste, nicht nur nächster Nachbarn, sondern auch der weiter entfernt wohnenden Damen und Herren des Adelskreises: Freigebigkeit und Fröhlichkeit ziehen halt ebenso an, wie Langeweile und Armut die Menschen abstoßen. Regelmäßig und oft stattfindende Gelage und Festlichkeiten führten dazu, daß Dobronraw bald als Mittelpunkt der Zerstreuung für den ganzen Nowgoroder Kreis galt. Im übrigen jedoch hinderte ihn das ungebundene Leben

Leben nicht daran, Dobroserd, seinen Sohn, so zu erziehen, wie es vernünftige Väter unserer Zeit mit ihren Kindern tun.

Dobroserd war von Natur aus mit der Schönheit der Seele und des Körpers begabt. Er besaß einen scharfen Verstand, ein ausgeglichenes Wesen und eine edle Gestalt. Das alles hob die Schönheit seines Gesichts noch stärker hervor. Sein Vater war bemüht, seine natürliche Begabung durch das Studium zu schärfen und durch gute Erziehung zu mehren. Dazu ließ er aus Petersburg Lehrer kommen, die sich durch Verstand, Gelehrsamkeit und wohlanständiges Betragen auszeichneten. Damit folgte er nicht dem Beispiel vieler unvernünftiger Eltern, die ihre Kinder nur darum französisch oder deutsch unterrichten, damit sie in den Fremdsprachen mit nichtsnutzigen Franzosen und Deutschen plappern können, die ihr Vaterland möglicherweise nur verlassen haben, um der Verachtung der ehrlichen und anständigen Leute für ihr unordentliches und ausschweifendes Leben zu entgehen.

Dem Gebot der Vernunft folgend, lenkte er den Verstand seines Sohnes auf dessen Nutzen und den Vorteil des Vaterlandes ebenso wie auf seinen eigenen Trost. Er ließ ihn Fremdsprachen erlernen, damit er durch die Lektüre berühmter Autoren seinen Verstand bilden und sein Gedächtnis bereichern könne. Dobroserd lernte mit Hilfe seiner Erzieher in kürzester Zeit drei Sprachen: Französisch, Englisch und Deutsch. Er las nahezu alle bekannten Schriftsteller, erwarb sich mit Hilfe der Logik und Physik wahre Vorstellungen von den Dingen, studierte mit großem Fleiß Mathematik, Geschichte und Geographie, letztere insbesondere, um in die Topographie der Gebiete seiner Heimat einzudringen, deren Vorteile und Mängel kennenzulernen. Er kannte im Überblick die Geschichte der Vorfahren, obwohl es damals noch keine gedruckte russische Geschichte gab. Er war in der Kenntnis der christlichen Lehre unterwiesen, stand allem Aberglauben, der Quelle zahlreicher Verirrungen der Gedanken, fern. Dobroserd war, mit anderen Worten, in allem gebildet, was ein Mensch wissen muß, der sich auf höchste Aufgaben vorbereitet, so daß er mit Recht für alle jungen Adligen seines Kreises Beispiel und leuchtendes Vorbild war.

Dobronraw konnte sich über seinen gebildeten Sohn nicht genug freuen und, nachdem er zu der Überzeugung gelangt war, daß dieser nun keine Lehrer mehr benötigte, belohnte er sie mit reichen Geschenken und entließ sie voller Dankbarkeit nach Hause. Nunmehr ist es Zeit, von Dobrosers Neigung zu einem Mädchen seines Kreises zu sprechen.

Milowida war die Tochter reicher Adliger und lebte nach dem Tode ihrer Eltern unter der Obhut ihrer Tante. Dieses Mädchen war bei allen Reizen ihres Äußeren mit einem klugen Verstand begabt, gebildet, still, bescheiden und anständig. Die Übereinstimmung beider in Charakteren und Ansichten weckte bei

öfteren Begegnungen eine gegenseitige Achtung und Neigung, und wirklich waren beide füreinander geschaffen.

Sie liebten einander und hielten sich doch zurück, sich gegenseitig ihre Leidenschaft zu entdecken, begnügten sich mit den unschuldigsten Scherzen und verbrachten ihre Zeit im Gespräch. Jeder von ihnen versuchte, sich selbst davon zu überzeugen, daß nicht Liebe sie stets aufs neue ein Wiedersehen wünschen ließ, sondern allein die charakterlichen Eigenschaften, die sie von anderen unterschieden; beide waren ja noch sehr jung. Das alles geschah noch vor der Zeit, da Dobronraw, der nach dem Beispiel anderer umsichtiger Väter die Neigungen seines Sohnes erforschte, diesen zum Militärdienst entsenden wollte.

Nachdem er einem seiner guten Bekannten eine Bittschrift geschrieben hatte, der damals am Hofe in hohem Ansehen stand und dessen Wohlwollen er um keinen geringen Preis erworben hatte, entließ er seinen Sohn nach Petersburg, nicht ohne ihm die notwendigen Belehrungen mit auf den Weg gegeben und ein reiches Gastmahl aus Anlaß seiner Abreise veranstaltet zu haben. Dobroserd hatte während des Mahls genügend Zeit, mit Milowida zusammenzutreffen. Diese Zeit wollte er nutzen und ihr seine Liebe entdecken, doch sprach er viel und sagte doch eigentlich nichts. So geschieht es oft, wenn die Liebe auf der Ehrlichkeit des Herzens beruht. Achtung und Furcht, die Geliebte zu verletzen, verwandeln sich in Schüchternheit. Sie konnten über alles ungezwungen reden, außer über ihre Liebe; aber diese Schüchternheit kommt heute schon aus der Mode; die leichtsinnigen jungen Männer unserer Tage entdecken ihre Leidenschaft gewöhnlich schon beim ersten Rendezvous und haben sie nach zwölf Stunden auch schon wieder vergessen. Endlich begann die Heimfahrt der Gäste, und Milowida sagte beim Abschied zu Dobroserd:

— „Sie fahren nach Petersburg. Die dortigen Vergnügungen werden Sie gewiß vergessen lassen, was ,“ —

— „Nein“, — brach es aus ihm heraus, — „niemals werde ich vergessen können“ —

Doch man ließ ihn nicht aussprechen, und er verabschiedete sich. Seine Augen sprachen zu Ende, was seine Zunge sagen wollte. Am nächsten Tag verabschiedete sich Dobroserd von seinem lieben Vater und reiste nach Petersburg ab.

Nach seiner Ankunft sprach er bei Herrn xxx vor und überreichte ihm seinen Brief. Dieser nahm ihn höflich auf und versprach, seinen hohen Einfluß zu seinen Gunsten zu verwenden. Bald darauf erhielt Dobroserd nach der Ablegung des Examens sein Offizierspatent, wurde einem Regiment zugewiesen und danach auf Bitten seines Gönners für ein Jahr zu seinem Vater beurlaubt. Dobroserd bedankte sich. Herr xxx versicherte ihm, daß es für ihn nichts Angenehmeres gäbe, als jede Bitte Dobronraws zu erfüllen, daß er niemals die Gefäl-

ligkeiten vergessen würde, die dieser ihm erwiesen habe. Herr xxx sagte das jedoch in der Annahme, Dobronraw sei immer noch reich. Und so ging Dobroserd, der sich zum Abschied höflich verbeugte, nach Hause und reiste bald darauf zu seinem Vater ab.

Während seines Aufenthalts in Petersburg jedoch konnte er sich weder an die städtischen Umgangsformen noch die städtischen Vergnügungen gewöhnen; erstere schienen ihm geheuchelt, letztere zu gezwungen. Freilich weilte er auch auf Maskeraden, wunderte sich über den freien Umgang der städtischen Frauen, was seine Leidenschaft für Milowida aber nur vergrößerte. Lediglich an den Theateraufführungen fand Dobroserd Gefallen: das Theater betrachtete er als eine gute Schule nicht nur für junge Leute, sondern auch für Erwachsene, die allen gleichermaßen notwendige Lehren vermittelten. So versäumte er keine Aufführung. Auch folgte er dem Beispiel jener jungen Leute nicht, die nur ins Theater gehen, um zu lachen. Er dagegen sah mit Interesse zu, achtete auf das Wesentliche und erforschte sich beim Herausgehen als strenger Richter, ob er nicht selbst Schwächen besäße, die an diesem Tag öffentlich verlacht worden waren. So nutzte er die Theatervorstellungen zu seinem Vorteil. Dabei wunderte es ihn, daß man fast immer nur den „Geist mit der Trommel“, „Scapins Streiche“, den „Arzt wider Willen“, „George Dandin“, „Die Zugereisten“, den „Zum Schein betrogenen Ehemann“, „Die erzwungene Heirat“ und ähnliche lächerliche Komödien spielte, und er ärgerte sich oft während der Vorstellung, wenn er das ununterbrochene Klatschen und Lachen hörte; selbst aber konnte er sich nicht dazu entschließen, weil er deren wahre Gründe nicht kannte.

Dobroserd kam bei seinem Vater an dem Tage an, an dem jener Dobroserds Geburtstag feierte und bei sich eine große Zahl von Gästen bewirtete, unter ihnen auch Milowida mit ihrer Tante. Dobronraws Freude, den Sohn wiederzusehen, war über die Maßen groß. Die Gäste nahmen daran herzlich Anteil, und Milowida fühlte bei seinem Eintreten eine ihr selbst unbekannte Bewegung: Freude und Scham wechselten auf ihrem Gesicht und machten es nur noch schöner. Die Freude des Vaters wuchs weiter, als er erfuhr, daß sein Sohn die Beförderung erhalten hatte. Er ließ neue Speisen und Getränke auftafeln, die Gäste aber vergrößerten mit ihrer fröhlichen Stimmung die allgemeine Zufriedenheit. Auf der ganzen Feier herrschte eitel Freude, nur die Liebenden waren niedergedrückt, weil sie nicht miteinander reden konnten. Dobroserd, der seine Angebetete hundertmal schöner, klüger und tugendhafter fand, entdeckte endlich eine Gelegenheit, mit ihr allein zu sein; die Gäste, die sich ganz dem Vergnügen hingaben, boten ihm dazu günstige Gelegenheit. Er war schon nicht mehr fähig, seine Gefühle noch länger zu unterdrücken und erklärte Milowida seine Liebe in kurzen, aber leidenschaftlichen Worten. Er schloß damit, daß er ohne sie niemals glücklich werden könne.

Milowida war aufrichtig. Ihr war Verstellung fremd, wie sie vielen Stadtmädchen eigen ist, die sich beim ersten Geständnis spröde stellen, um dadurch nur die Leidenschaft zu erhöhen und ihre Liebhaber noch mehr zu entflammen. Ihrer einfachen Herzensregung folgend gestand sie Dobroserd, daß sie jedem Glück auf Erden das Glück, seine Frau zu sein, vorziehen würde. Dobroserds Entzücken war nicht zu beschreiben. Wohl hundert Mal küßte er die Hand seiner Geliebten und beteuerte immer wieder, daß sie die allerschönste, allerliebste sei. Milowida vergalt ihm seine Zärtlichkeit mit der ihren und sagte, es gäbe für sie keinen Besseren als Dobroserd. Dieser hätte wohl die von ihm gesagten Worte — in der Annahme, sein Geständnis zum ersten Mal zu machen — noch hundert Mal gesprochen, wenn ihn nicht die hinzukommenden Gäste daran gehindert hätten. Verliebten scheinen Stunden am Anfang ihrer Liebe Minuten zu sein; die Gäste jedoch — waren sie auch fröhlich und zählten die Minuten nach Gläsern — hatten ihre Abwesenheit bemerkt und waren darum zu ihnen gekommen. Ein alter Nowgoroder Edelmann, den alle Ispoddolbni nannten, — einer der Gäste, der seinen Kopf mehr als alle anderen mit den „Dämpfen der Freude“ benebelt hatte, — rief bei ihrem Anblick aus: „Welch ein herrliches Paar! Unser Kreis kann stolz sein, zwei solche prächtigen jungen Menschen zu besitzen“ — und fuhr fort: „Ich wette einen Pokal Wein, daß sie sich lieben und füreinander bestimmt sind.“

Beim Wort „lieben“ breitete sich tiefe Röte über Milowidas Gesicht aus und machte es noch schöner, und Dobroserd, der nicht mehr an sich halten konnte, rief laut: „Sie haben Ihre Wette gewonnen, mein Herr. Ich liebe Milowida und bin glücklich, von ihr wiedergeliebt zu werden.“ — Nach diesen Worten ging er auf seinen Vater zu und bat ihn mit den höflichsten und eindringlichsten Worten um sein Einverständnis. Er schloß damit, daß er ohne Milowida nicht leben könne

„Wenn die Sache so ist,“ — sagte der Vater mit fröhlicher und zufriedener Miene, — „müssen wir zusehen, daß Du am Leben bleibst.“

Dobronraw schlug nun ohne Verzögerung Milowidas Tante die Hochzeit vor und bat sie inständig um ihre Einwilligung. Ostoroshna, — so hieß diese, — antwortete überaus ehrerbietig, daß sie es für eine große Ehre halte, sich mit Dobronraw zu verschwägern und Dobroserd zum Neffen zu gewinnen, daß sie aber keinerlei Verbindlichkeiten eingehen könne, bevor nicht die Angelegenheit mit den Dörfern geregelt sei, die den größten Teil von Milowidas Erbschaft ausmachten. „Das Recht ist auf ihrer Seite“, — fuhr sie fort, — „und wir hoffen mit unserer Nichte sehr, daß die Justiz ihr dazu verhilft, eine wohlhabende Braut zu werden.“

„Was für ein Hindernis!“, — rief Dobroserd aus, — „können Sie mich etwa, gnädige Frau, wegen der Mitgift meines sehnlichst erwarteten Glücks berauben!

Geben Sie Ihre Zustimmung: Milowida ist auch ohne Mitgift der wertvollste Schatz auf Erden. Nicht Eigennutz bittet Sie um dieses Entgegenkommen, sondern wahre Liebe.“

„Aber Du, lieber Dobroserd, bist noch sehr jung“, — sagte Ostoroshna, — „Du weißt noch nicht, daß die Liebe, je heißer sie ist, um so schneller erkaltet, wenn sie nicht von jenen Säften genährt wird, die wir Reichtum nennen; Liebe in Armut ist eine schmerzhafte Qual für empfindsame Herzen. Du denkst eben jetzt noch nicht an die Zukunft, sondern schaust nur auf das Heute!“

„Mein Gott!“, — rief da Dobroserd erregt, — „das Unrecht raubt dem Menschen nicht nur die Ruhe, sondern steht auch seiner Liebe im Wege!“

Aber niemand konnte Ostoroshna umstimmen, wie sehr man sich auch bemühte. Endlich kam man überein, die Liebenden noch am gleichen Tag zu verloben, die Heirat aber bis zur Klärung der Angelegenheit aufzuschieben. Da sie das Bessere nicht haben konnten, waren sie auch damit zufrieden. Dobronraw füllte als erster sein Glas mit Wein und trank auf ihre Gesundheit, und seine Gäste folgten ihm mit großer Freude. Die Feier näherte sich ihrem Ende, und die Gäste fuhren nach Hause.

Dobroserd erwartete die Klärung der Angelegenheit mit Ungeduld. Indessen verbrachten Dobronraw mit seinem Sohn und seinen Freunden oder auch Dobroserd mit seinem Vater und Milowida die Zeit sehr fröhlich, so daß unbedeutet etwa sieben Monate vergingen. Zu dieser Zeit jedoch wurde ihre Ruhe jäh unterbrochen. Dobroserd erhielt Order, umgehend in seinem Regiment zu erscheinen und am Feldzug teilzunehmen. Er begann sich zu sammeln, setzte Milowida in Kenntnis und mußte es erfahren, wie schwer es ist, sich vom geliebten Vater und der Liebsten zu trennen. Sein Herz leistete lange Zeit Widerstand, endlich siegte die Pflicht über die Liebe, und er war zur Trennung bereit. Es war nicht Ehrgeiz, der ihn vom Vater und der Geliebten wegführte, sondern Untertanenpflicht: denn wenn Dobroserd nach dem Beispiel anderer hätte zu Hause bleiben wollen, so hätte er, der angesehene Bojaren zu Freunden hatte, dieses leicht tun können. Vielleicht wäre er auch noch schwankend geworden, wenn nicht Milowida, die ihrem Herzen Gewalt antat, ihn in seinem Entschluß bestärkt hätte. Ein tugendhaftes Mädchen kann das Herz ihres Geliebten wirklicher stärken als hundert Sittenlehrer.

„Fahre“, — sagte sie ihm, — „wohin Dich Deine Pflicht ruft, vergelte der Kaiserin mit vorbildlicher Pflichterfüllung Deine Beförderung zum Offizier, weihe ihr und dem Vaterland Deine Dienste. Wir alle müssen Opfer bringen. Nimm Dir an mir ein Beispiel; ich bringe ein Opfer, das hundert Mal wertvoller ist als mein Leben: ich lasse Dich gehen, — vielleicht in den Tod!“

Sie war nicht imstande weiterzusprechen; Tränen strömten aus ihren Augen. Die Liebe, die Dobroserds Herz erfüllte, wurde in diesem Augenblick durch

das erwachende Pflichtgefühl neu entfacht. Sie sprachen noch ein paar Worte miteinander und verabschiedeten sich. Dobronraw, der Zeuge dieses Gesprächs war, konnte die Tränen nicht zurückhalten. Er küßte beide, gab seinem Sohn noch einige Belehrungen mit und dann trennten sie sich. Dobroserd machte sich auf den Weg, bemüht, sich Mut zu machen und von dem Vorsatz erfüllt, ehrenvoll zu kämpfen, um sich Milowidas Liebe würdig zu erweisen. Als er ihren Augen entschwunden war, gab sie ihren Tränen freien Lauf.

A U S Z U G A U S E I N E R
„R E I S E N A C H X X X“ V O N I. T.

(Kapitel 14)

(1772)

Nach meiner Abfahrt aus dieser Stadt machte ich in fast jedem Dorfe und Flecken Station, denn sie alle erregten gleichermaßen mein Interesse, jedoch während der drei Tage dieser Reise fand ich nichts, was des Lobes wert gewesen wäre. *Armut* und *Sklaverei* traten mir überall in Gestalt der Bauern entgegen. Ungepflegte Felder, eine magere Getreideernte kündeten mir an, welche Sorgfalt die Gutsbesitzer jener Orte dem Landbau angedeihen ließen. Kleine, strohgedeckte Katen aus dünnen Holzlatten, mit Flechtwerk umzäunte Höfe, kümmerliche Getreideschober, eine sehr geringe Zahl an Pferden und Hornvieh unterstrichen, wie groß die Notlage jener armen Geschöpfe ist, die den Reichtum und das Ansehen des gesamten Staates hervorbringen sollen.

Keine einzige Ansiedlung ließ ich aus, ohne mich nach den Ursachen der bürgerlichen Armut zu erkundigen. Als ich ihre Antworten vernahm, fand ich stets zu meinem großen Kummer, daß die Schuld daran die Gutsbesitzer selber tragen. O Menschlichkeit! Man kennt dich nicht in diesen Behausungen! O Gewaltherrschaft! Du tyrannisierst Menschen deinesgleichen. O glückselige Wohltätigkeit, o Nächstenliebe, du wirst ins Böse verkehrt: Die törichten Herren dieser bedauernswerten Sklaven bringen dich den Pferden und Hunden entgegen, aber nicht den Menschen! Mit großer Erschütterung eines empfindsamen Herzens werde ich nunmehr einige Flecken und Dörfer sowie deren Gutsbesitzer beschreiben. Entfernt euch von mir, Schmeichelei und Vorurteil, die niedrigen Eigenschaften gemeiner Seelen: Die Wahrheit wird meine Feder führen!

Das Dorf Elend ist in einer der tiefsten und sumpfigsten Gegenden gelegen. Es sind ungefähr zwanzig dicht aneinander gedrängte Höfe, umzäunt von verdorrem Flechtwerk und von einem bis zum anderen Ende mit Stroh bedeckt. Was für ein unglückliches Opfer, dargebracht den lodernden Flammen der Grausamkeit durch die Nachlässigkeit ihres Herrn! Die Hütten, besser gesagt,

die armseligen verfallenen Katen stellen sich dem Anblick des Reisenden als eine von Menschen verlassene Siedlung dar. Die Straße ist mit Schmutz, Schlamm und allem Unrat bedeckt und trocknet nur zur Winterszeit ab. Bei meiner Ankunft in diesem Jammertal erblickte ich keinen einzigen Menschen. Der Tag war damals sehr heiß; ich reiste in einer offenen Kalesche, Staub und Hitze setzten mir unterwegs derart zu, daß ich eilte, in eine dieser verfallenen Hütten einzutreten, um nur ein wenig auszuruhen. Mein Kutscher hielt am Tor eines ärmlichen Höfchens an und sagte, daß dieses das beste im ganzen Dorf und sein Besitzer wohlhabender als alle übrigen sei, weil er eine Kuh besäße. Wir klopften sehr lange an das Tor, aber man öffnete uns nicht. Der im Hofe angekettete Hund gab mit leisem und heiserem Bellen zu verstehen, so schien es, daß er hier nichts zu bewachen hatte. Dem Kutscher riß die Geduld, er kletterte über das Tor und öffnete es. Meine Kalesche wurde in einen schmutzbedeckten Hof hineingelenkt, ausgelegt mit Stroh, als könnte man damit den schmutzigen und sumpfigen Ort pflastern, und ich trat durch die sperrangelweit geöffnete Tür in die Hütte. Ein verpestender Gestank jedweden Unrats, eine außergewöhnliche Hitze und das Summen einer Unzahl von Fliegen trieben mich sogleich wieder hinaus, aber das klägliche Wimmern dreier verlassener Säuglinge hielt mich im Zimmer zurück. Ich eilte, um diesen unglücklichen Geschöpfen zu helfen. Als ich an das mit Stricken an Stangen hochgebundene Körbchen aus Baumrinde herantrat, in dem ohne jegliche Aufsicht die alleingelassenen Säuglinge lagen, sah ich, daß dem einen der Milchschnüller heruntergefallen war. Ich brachte das in Ordnung, und er beruhigte sich. Den anderen fand ich, das Gesichtchen ins Kissen aus gröbstem, mit Stroh gestopftem Leinen gepreßt. Ich drehte ihn sofort herum und sah, daß er ohne diese schnelle Hilfe sein Leben eingebüßt hätte; denn er war nicht nur blau angelaufen, sondern bereits dunkel verfärbt und schon beinahe in der Hand des Todes. Bald hatte auch dieser sich beruhigt. Als ich zum dritten trat, sah ich, daß er völlig ausgewickelt dalag und eine Unmenge von Fliegen sein Gesicht und seinen Körper bedeckten und unbarmherzig den kleinen Kerl quälten. Das Stroh, auf dem er lag, stach ihn ebenfalls, und er stieß ein durch Mark und Bein gehendes Geschrei aus. Ich erwies auch diesem meine Hilfe, scheuchte alle Fliegen hinweg, umwickelte ihn mit anderen, wenn auch nicht sauberer, so doch trockenen Windeln, die in der Hütte gerade zum Trocknen aufgehängt waren, schüttete das Stroh auf, das er, weil er strampelte, mit den Füßchen zusammengedrückt hatte. So war auch dieser still.

Da ich diese Säuglinge sah und in die Armut dieser Leute Einblick gewann, rief ich unwillkürlich aus: „Hartherziger Tyrann, der du den Bauern das tägliche Brot und den letzten Frieden raubst! Sieh her, wessen diese Säuglinge bedürfen! Dem einen sind Hände und Füße gebunden, bringt er darob Klagen hervor? —

Nein, ruhig blickt er auf seine Fesseln. Was braucht er denn? — Unbedingt nötig ist allein die Nahrung. Der andere erhob Wehgeschrei darüber, daß man ihm nur nicht das Leben nähme. Der dritte rief laut die Menschheit an, man möge ihn nicht quälen. Schreit, arme Geschöpfe, sprach ich und vergoß Tränen — bringt eure Klagen vor! Genießt dieses letzte Vergnügen eurer Kindheit: Seid ihr dann erwachsen, werdet ihr auch dieses Trostes entbehren müssen. O Sonne, die du mit den Strahlen deiner Freigebigkeit auf dieses x x x herabscheinst, schau auf diese Unglücklichen!"

Nachdem ich der Menschheit meine Hilfe geleistet hatte, eilte ich, mir selbst zu helfen: Der beißende Gestank in der Hütte hatte mir so zugesetzt, daß ich nur noch mit Mühe hinausgelangen konnte. Bei der Kalesche angelangt, fiel ich ohnmächtig hinein. Die Ohnmacht war indes von kurzer Dauer; ich kam zu mir und bat um kühles Wasser. Mein Kutscher brachte mir welches aus dem Brunnen, jedoch konnte ich es wegen seines schlechten Geruchs nicht trinken. Ich verlangte nach sauberem, doch bekam ich zur Antwort, besseres als dieses gäbe es im ganzen Dorfe nicht, und alle Bauern müssen sich mit diesem dreckigen Wasser zufriedengeben. „Ihr Gutsherren“, — rief ich aus, — „ihr sorgt euch in keiner Weise um die Gesunderhaltung eurer Ernährer!“

Ich fragte, wo denn die Besitzer jenes Hauses seien. Der Kutscher gab zur Antwort, daß sämtliche Bauern und Bäuerinnen auf dem Felde wären, und er fügte hinzu, daß er hinter das rückseitige Tor gegangen war, um nachzuschauen, ob er dort nicht etwa irgendeinen Bauern antreffe. Er habe aber nur einen Jungen gefunden, der sich dort versteckt gehalten hatte, und dieser sagte ihm, daß sie angenommen hätten, als sie schon von weitem den aufgewirbelten Staub meiner Kutsche erblickten, es fahre ihr Gutsherr daher, und deshalb seien sie vor Angst und Schrecken wegelaufen. „Sie werden bald herkommen“, — sagte der Kutscher, — „ich habe sie davon überzeugt, daß wir Durchreisende sind und du ein guter Herr bist, der sie nicht prügeln und ihnen sogar etwas für Bastschuhe schenken wird.“

Bald darauf kamen zwei Jungen zum Vorschein sowie zwei Mädchen von fünf bis sieben Jahren. Sie alle waren barfüßig, mit unbekleidetem Oberkörper und nur in ihren Hemdchen. Sie waren so scheu und eingeschüchtert allein durch die Nennung des vornehmen Herrn, daß sie sich fürchteten, an meine Kalesche heranzutreten. Der Kutscher brachte sie an, wobei er auf sie einsprach: „Habt keine Angst, er erschlägt euch nicht; er ist ein guter Herr; er schenkt euch etwas für Bastschuhe.“

Die Kinder, die inzwischen bis zu meiner Kalesche gebracht worden waren, liefen alle mit einemmal zurück und schrien: „Au! Au! Au! Nehmen Sie alles, was da ist, bloß schlagen Sie uns nicht!“ Der Kutscher griff sich eines von ihnen und fragte, was sie denn plötzlich so erschreckt habe. Das Büschchen,

p0056787
zitternd vor Angst, sagte: „Und ob wir erschrocken sind ... Du hast uns betrogen, dieser Herr trägt einen roten Kaftan ... Das ist doch unser Herr ... Er wird uns auspeitschen.“ Das sind sie: die Früchte der Grausamkeit und der Angst. O ihr schlimmen und hartherzigen Herren! Bis zu dem Unglück habt ihr es gebracht, daß Menschen, die euch von Natur aus gleich sind, euch wie wilde Tiere fürchten! [...]

V E R M I S C H T E S

R ä t s e l (1770)

Süßholz lügt schamlos allen feinen Damen ins Gesicht und schmeichelt ihren Schwächen; hinter ihren Rücken aber lacht er darüber, daß sie ihm glauben, und äußert sich abfällig über sie. Welche Belohnung erwartet ihn wohl dafür? Rate mal!

Greifzu ist Richter ohne Ehre und Gewissen. Den Erfolg seiner Geschäfte mißt er an seinen Einkünften; Gesetze und Verordnungen deutet er nach seinem Ermessen; die Gerechtigkeit verkauft er dem Meistbietenden; Arme und Hilflose tritt er mit Füßen, die Wohlhabenden nimmt er aus, den Einflußreichen geht er um den Bart. Seinen Angestellten ist er mit seiner Bestechlichkeit ein Vorbild. Welcher Lohn erwartet Greifzu wohl für seine läblichen Taten? Du darfst raten, lieber Leser!

Schürzenjäger läuft allen Frauen nach, erklärt jeder seine Liebe und schwört ihr, daß er aus Liebe den Verstand verliert. Seinen Freunden gegenüber brüstet er sich mit seinen Siegen und macht sie auf dem Bummel auf die Frauen aufmerksam, bei denen er, wie er versichert, Glück hatte — und: davon gibt es viele. Kann aber Schürzenjäger tatsächlich glücklich sein? Was meinst du, lieber Leser?!

Der lachende Demokrit

(1775)

Da fährt eine Dame! Sie hat gestern geheiratet und hat es heute schon eilig, zum Rendez-vous mit ihrem Liebhaber zu kommen. Ha, ha, ha!!

Was läuft dieser Mann da in so großer Verzweiflung? Ah, das ist Luftikus! Ihn hat seine Geliebte betrogen, da will er sich das Leben nehmen. Er tut mir leid ... Aber sieh doch, da ist er soeben einer Frau begegnet, und schon hat er seine Absicht vergessen! [...] Ha, ha, ha!

Aphorismen

(1777-1780)

Wenn das Glück den Kleinmütigen lächelt, macht es sie stolz und hartherzig. Ist es den Hochherzigen hold, erhöht es sie mit seinem Glanz und ermuntert sie, etwas für das Wohl der Menschheit zu tun, die sie höher als alles achten.

Der Wucherer, der die Unschuld bedrängt und die Armut bedrückt, häuft Schätze an. Seine Nachkommen aber verschwenden die über Jahre zusammengeraubten Reichtümer ebenso rasch, wie weiland die Tränen der Beleidigten flossen.

Leidenschaften sind die Winde, mit deren Hilfe unser Schiff fährt, dessen Steuermann die vom Verstand gelenkte Vernunft ist. Wenn der Wind nicht weht, kann das Schiff nicht fahren; ist der Steuermann unfähig, muß das Schiff untergehn.

Wer immer lügt, braucht ein gutes Gedächtnis, damit er dieselbe Lüge nicht plötzlich einmal anders erzählt.

Bücher zu sammeln, von denen einer nichts versteht, nur weil sie die Werke berühmter Schriftsteller sind — ist dasselbe, als kaufe einer einen Anzug, der ihm zwar nicht paßt, aber von einem guten Schneider genäht ist.

Sagen, daß man etwas tun muß und es doch nicht tun, ist dasselbe wie Material für den Hausbau kaufen und dann doch nicht bauen.

Eine erfahrene Frau geht mit den Männern so um wie ein guter Schachspieler mit seinen Figuren: er nimmt niemals eine, ohne gleichzeitig auch die anderen zu sehen, die ihm vielleicht noch größeren Nutzen bringen könnten.

Viele sagen von sich, daß sie nie Wein oder Kaffee trinken. Doch gibt es auch solche, die freimütig und ohne Wimperzucken sagen: „Ich lese niemals.“ Warum sollten sie also nicht sagen: Ich bin ein Schwachkopf. Ich mache mir nicht die Mühe nachzudenken.

Zwei berühmte Feldherren, zwei bedeutende Schriftsteller, zwei Schönheiten, zwei geschickte Betrüger sind selten Freunde.

Denis Fonwisin

G E S P R Ä C H M I T M E I N E N D I E N E R N S C H U M I L O W , W A N K A U N D P E T R U S C H K A

(1769)

„Sag mir, wozu Gott diese Welt erschaffen hat
Und wie darin zu leben! Gib mir einen Rat,
Liebwerter Lehrer meiner Kindheit, du mein alter
Schumilow, treuer, guter Freund und Hausverwalter!
Du fürchtest Gott, du respektierst des Satans Wut:
Nun künde mir, wozu sind wir und alle gut?
Wozu geschaffen Bären, Eulen, Frösche, Maden,
Wozu Petruschka, Wanka, deine Kameraden?
Wozu du selbst, Schumilow, sage mir das, sag:
Vielleicht, daß du verschläfst die Hälfte deiner Tag?“

Geheimnisvollen Schicksals seltsames Gebaren!
 Du schüttelst nur den Kopf mit deinen grauen Haaren.
 „Ich weiß doch nicht“, — sprichst du zu mir, —, warum ich denn
 Geschaffen bin und du, weswegen und durch wen,
 Ich seh nur, daß wir ewig Diener sind hienieder,
 Und fleißig Händ’ und Füße regen uns beschieden.
 Zwar deinem ganzen Gut und Gelde vorgestellt,
 Bleibt mir doch nur zu tun, was meinem Herrn gefällt;
 Bin deiner Amme Mann, hab weiter nichts zu sagen;
 Wozu die Welt erdacht, das wolle Wanka fragen.““
 „An dich tret’ ich mit meiner Frage nun heran,
 Mit breiten Schultern, großem Kopfe du ein Mann,
 Geräum’ge Residenz des allerkleinsten Denkens,
 Gebieter du der Pferde und des Wagenlenkens!““
 „Da’s steht einmal in Gottes weisem Rat und Schluß,
 Daß dir mein Kutscher und ich selbst gehorchen muß,
 Daß jeden Tag du, hinten stehend auf dem Wagen,
 Mit durch die Stadt fährst, niederblickst auf das Behagen,
 So bitt ich dich um eine Antwort auf die Frag’:“
 Was wohl in dieser ganzen Welt für Sinn sein mag?““
 Wie Wolken unerwartet schnell die Sonn’ verdecken,
 So zeigen Wankas klare Augen sein Erschrecken.
 Nein, dies Begehr bedrängt doch wohl zu sehr sein Hirn,
 Und Falten bilden sich auf Angesicht und Stirn.
 „Mit solchen Fragen“, — sagt er unwirsch, — „machst verlegen
 Du ja die allerklügsten Wort- und Schriftstrategen!
 Ein Unterfangen, gegen Würde mir und Stand,
 Wo mir doch nicht einmal das ABC bekannt!
 Vom Morgen bis zum Abend fahrend durch die Gassen,
 Wie soll man bei dem Rütteln noch Gedanken fassen!
 Unangebracht ist Denken auch im Stadtpalais,
 Wenn ich mit meinesgleichen vorm Portale steh
 Und plötzlich deine Gäste sie mit Stöcken schlagen,
 Weil sie nicht schnell genug herbei sind mit dem Wagen.
 Doch wenn Bescheid zu hören du durchaus gewillt,
 So halt ich nicht geheim, als was die Welt mir gilt:
 Von Petersburg und Moskau kenn’ ich ein’germaßen
 Nicht jedes kleinste Haus, doch sicher alle Straßen,
 Das Land hab ich durchkreuzt die Länge und die Breit’,
 Die Augen aufzutun, hab ich mich nie gescheut.

Die ganze Welt will mir, um nicht erst lang zu streiten,
 Nichts andres als 'nen schlimmen Schelmenstreich bedeuten!
 Gerißne waren da und Tölpel überall,
 Sah den gemeinen Mann und manchen General.
 Mein' Lebenszeit hab ich erfahren nichts als Plage,
 Beim Fahren hinterm Herrn gestanden alle Tage!
 Wozu Geschirr und Wagen, Kutscher, viele Pferd'?
 Ich find in alledem nicht den geringsten Wert!
 Wohin ich blicke — Geiz, und anderorts Verschwendung,
 Ist's, auf den Grund gesehen, denn nicht nur Verblendung?
 Und außerdem, was gar nicht ich verstehen kann:
 Zumeist in Ungerechtigkeit lebt jedermann!
 Wer könnte so verschrobne Kerle etwa finden,
 Die heut an irgendwelche Wahrheit sich noch binden?
 Betrogen von den Popen werden groß und klein,
 Der Herr vom Hausverweser, der von den Lakai'n,
 Der eine Herr vom andern, und selbst die Bojaren,
 Nicht selten hintergehen sie sogar den Zaren!
 Ein jeder trachtet immer nur nach Gut und Geld,
 Betrug und Schwindel er dazu für richtig hält.
 Nach Geld sind lüstern Bürger, Bauern und Soldaten,
 Der Adelsstand und auch die Richter, Advokaten;
 Weil auch des Seelenhirten Schornstein rauchen muß,
 Holt er von seinen Lämmern sich den Obolus;
 Wenn ihre Schäfchen sterben oder sich vermehren,
 Stets füllt der Kirche Tasche sich dabei in Ehren.
 Für gutes Geld vergibt sie jede Sünde hier,
 Für Geld verspricht sie Freuden nach dem Tode dir.
 Doch wenn die Wahrheit auszusprechen keine Sünde,
 So zürnt nicht, wenn ich frei und offen sie verkünde:
 Den Herrgott selbst im Himmel noch verraten wird
 Für Geld die Herde ebenso wie auch der Hirt!
 Daß schlecht die Welt, ist doch wohl niemandem verborgen,
 Doch warum sie besteht, wer macht sich darum Sorgen?
 Genug hab ich geschwätzt, nun schweig ich wirklich still:
 Vielleicht daß Euch Petruschka Beßres sagen will.“
 „Auch ich kann“, — spricht Petruschka, — „nicht umhin, zu meinen:
 Die ganze Welt will mir ein Kinderspielzeug scheinen;
 Und zwar darauf allein im Leben kommt es an,
 Daß man mit diesem Spielzeug richtig spielen kann.

Was aus der Seele wird? Da hat es keine Not!
Wenn es uns nur gelingt, zu prassen bis zum Tod!
Was hat's zu beten Sinn, ums Paradies zu sehn?
Auch hier ist zu genießen, mußt nur's Spiel verstehn:
Spiel nur, laß deinen Nächsten ruhig sich beklagen;
Je mehr du ihn beraubst, je voller wird dein Magen.
Greif zu, fang ein, nimm alles, was dir nur gefällt —
Je mehr du hast, je schöner ist für dich die Welt!
Ein jeder soll nur seinen Scharfsinn sprechen lassen,
Denn was dir wert, kann einem andern sein zum Spaßen.
Ist häufig nichts als Bitternis für Mann und Weib,
Was für die Mächtigsten der Welt nur Zeitvertreib?
Für die sind unsre Herren noch zum Spielball recht,
Genau wie für den Herrn der Diener und der Knecht.
Zu seiner Herrlichkeit hat uns auf diese Welt
Der liebe Gott wie Puppen auf den Tisch gestellt.
Vergnügt die einen lachen, tanzen, springen, tollen,
Die andern sind vergrämt und unzufrieden, grollen.
Das ist der Lauf der Welt. Warum's so eingericht't,
Nicht wissen kann's der Kluge wie der Dumme nicht.
Doch wenn durch einen Zufall, einen wunderbaren,
Euch selbst sich dies Geheimnis sollte offenbaren,
So sagt es uns ... " Damit war seine Red' zu End' .
Mit tiefem Bückling machte er sein Kompliment.
Die beiden anderen ihr Einverständnis zeigten,
Indem sie sich sogleich nicht wen'ger tief verneigten,
Und alle drei gemeinsam riefen mir noch zu:
„Oh, das Geheimnis, bitte, nicht verbirg uns du,
Wenn deinem weisen Geist es sollte je gelingen,
In seine wahre Deutung einmal einzudringen!“

Ihr, meine Freunde, hört, was ich dazu bekannt':
Auch ich weiß nicht, wozu man diese Welt erfand!

F R A G E N F O N W I S I N S U N D
 A N T W O R T E N D E S V E R F A S S E R S D E S
 „W A H R E N U N D E R D A C H T E N“
 (Auswahl) (1783)

„Der Gesprächspartner der Freunde der russischen Literatur“, herausgegeben unter der Schirmherrschaft unserer verehrten Beschützerin der Wissenschaften, ist und soll sein ein Sammelbecken derjenigen Schöpfungen des Geistes, die sowohl der Unterhaltung dienen als auch praktischen Nutzen bringen können. Seine Herausgeber scheuen sich nicht, der Wahrheit Tür und Tor zu öffnen, und ich nehme mir deshalb die Freiheit, ihnen zur Veröffentlichung einige Fragen einzusenden, die geeignet sind, die besondere Aufmerksamkeit aller klugen und die Ehre hochhaltenden Leute zu finden. Falls diese Fragen gedruckt werden, sollen weitere unverzüglich folgen. Wenn freimütig gefragt werden darf, so wird die Öffentlichkeit daraus schließen, daß es auch erlaubt ist, aufrichtig zu antworten. Fragen und Antworten mögen die Spalten des „Gesprächspartners“ füllen und einen unversieglichen Quell für Betrachtungen bilden, welche die von unserer Monarchin so geliebte Wahrheit von Grund auf ausschöpfen.

Frage 1: Warum stellt man bei uns Wahrheiten, die sonst nirgends mehr angezweifelt werden, heftig in Frage?
 [...]

Frage 7: Warum streben die meisten Edelleute danach, aus ihren Kindern nicht Menschen zu machen, sondern Garde-Unteroffiziere, und das unter Umgehung der Dienstzeit? [...]

Frage 9: Warum werden stadtbekannte und ausgemachte Taugenichtse überall genau so aufgenommen wie ehrliche Leute?

Frage 10: Warum denkt im Jahrhundert der Gesetzgebung niemand daran, sich auf diesem Gebiet auszuzeichnen?

Antwort: Bei uns, wie überall, stellt jeder das in Frage, was ihm nicht gefällt oder was er nicht versteht.
 [...]

Antwort: Das eine ist leichter als das andere. [...]

Antwort: Weil sie nicht gerichtlich überführt worden sind.

Antwort: Weil das nicht jedermannss Sache ist.

Frage 11: Warum bringen die Ehrenzeichen, die Zeugnis wahrhafter Verdienste um das Vaterland sein sollen, ihren Trägern nicht die geringste aus dem Herzen kommende Hochachtung ein?

Frage 12: Warum ist Nichtstun bei uns keine Schande?

Frage 13: Was kann man gegen die Verkommenheit des Adels tun? Wie kann man die Gleichgültigkeit gegenüber dem verpflichtenden Wert des Adelsprädikats beseitigen? Was soll man tun, damit der erlauchte Adelstitel wieder ein unverrückbarer Beweis des Seelenadels werde?

Frage 14: Wir haben eine Monarchin, die die Ehre hochhält; was hindert uns also, eine allgemeine Regel daraus zu machen, daß man ihrer Huld nur durch eine ehrenwerte Handlungsweise teilhaftig wird und sich nicht unterfangen darf, ihr Wohlwollen mittels List und Betrug zu erschleichen?

Frage 14: Warum hatten in früheren Zeiten Narren, Spötter und Possenreißer keinen Rang, während sie jetzt mitunter sogar sehr hohe Ränge bekleiden? [...]

Antwort: Weil jeder nur seinesgleichen liebt und schätzt, nicht aber die gesellschaftlichen und außerordentlichen Tugenden.

Antwort: Diese Frage ist unklar. Böses zu tun ist eine Schande, aber in der Gesellschaft zu leben ist nicht gleichbedeutend mit Nichtstun.

Antwort: Ein Vergleich der Vergangenheit mit der Gegenwart zeigt unzweideutig, daß die Menschen auf der Höhe und nicht heruntergekommen sind, sogar das Äußere, der Gang usw. tun dies schon kund.

Antwort: Die Tatsache, daß das Menschengeschlecht nirgends, in keinem Land und zu keiner Zeit, vollkommen geboren wird.

Antwort: Nicht alle unsere Vorfahren konnten lesen und schreiben. NB: Diese Frage hat ihren Grund in der Redefreiheit, die unsere Vorfahren nicht besaßen; wenn sie sie gehabt hätten, denn könnte man auf einen Narren von heute zehn in der Vergangenheit zählen. [...]

Frage 20: Worin besteht unser Nationalcharakter?

Antwort: Im genauen und raschen Verstehen, in mustergültigem Gehorsam und dem Vorhandensein der Wurzeln aller Tugenden, die der Schöpfer dem Menschen gegeben hat.

D E R L A N D J U N K E R
K o m ö d i e

(Auszug)

(1781)

I. Akt

1. Auftritt (*Frau Prostakowa, Gutsherrin; Mitrofan, ihr Sohn; Jeremejewna, Kinderfrau*)

Frau Prostakowa (betrachtet Mitrofan in seinem Überrock): Total verpfuscht der Rock. Jeremejewna, hol Sie den Lump Trischka sofort hierher! (Jeremejewna geht). So ein Gauner, alles viel zu knapp geschnitten. Mitrofanuschka, mein Liebling, du würgst dich ja noch ab darin. Ruf mal deinen Vater. (Mitrofan ab).

2. Auftritt (*Frau Prostakowa, Jeremejewna; Trischka, Leibeigener*)

Frau Prostakowa (zu Trischka): Komm Er näher, Hundsfott. Ich hatte Seiner Diebsfratze doch ausdrücklich erklärt, daß Er den Rock weiter machen solle. Erstens wächst der Junge noch, und zweitens ist mein Kind auch ohne engen Rock zart gebaut. Na, Schafskopf, wie will Er sich nun rausreden?

Frau Prostakowa: Als ob einer unbedingt Schneider sein muß, um einen ordentlichen Rock zustande zu bringen. Eine hundsäfftische Ausrede!

Trischka: Ja, Herrin, ein Schneider hat seine Sache eben gelernt, ich aber nicht.

Frau Prostakowa: Er streitet auch noch! Der eine Schneider hat bei einem anderen gelernt, der wieder bei einem dritten, und von wem hat's der erste gehabt? Antwortet Er, Schafskopf!

Trischka: Der erste hätt's wohl noch schlechter gemacht als ich.

Mitrofan (läuft herein): Ich hab Vater gerufen. Er hat gesagt, er kommt gleich.

Frau Prostakowa: Schlepp ihn her, wenn er im guten nicht hören will.

Mitrofan: Da ist Vater ja schon.

3. Auftritt (Die Vorigen und Prostakow)

Frau Prostakowa: Was fällt dir ein, dich vor mir zu verstecken? Besieh dir selber mal den Schaden, mein Bester, den du mit deiner ewigen Gutmütigkeit angerichtet hast. Wie findest du Mitrofanuschkas neues Stück, das wir extra zu Onkels Verlobung angeschafft haben? Wie sitzt der Rock, den dieser Trischka da zusammengestümpert hat?

Prostakow (vor Angst stotternd): Ei ... ein b ... bißchen sackig.

Frau Prostakowa: Selber bist du ein Sack, Klugschwätzer.

Prostakow: Ich dachte doch nur, daß es dir, meine Liebe, so scheint.

Frau Prostakowa: Hast du denn selber keine Augen im Kopf?

Prostakow: In der Nähe deiner Augen sind die meinen blind.

Frau Prostakowa: Oja, ein Prachtstück hat mir der Himmel zum Mann beschert: nicht mal den Unterschied zwischen eng und weit kennt er.

Prostakow: In solchen Sachen hab ich mich stets auf dich verlassen, meine Liebe, und dabei will ich auch bleiben.

Frau Prostakowa: Dann verlaß dich auch darauf, daß ich langes Fackeln mit dem Bedientenpack nicht dulde. Sofort bestrafst du ihn ...

4. Auftritt (Die Vorigen und Skotinin, Bruder der Prostakowa)

Skotinin: Wen? Wofür? Aber doch nicht heute, an meinem Verlobungstag. Ich bitte dich, Schwester, verschiebe das auf morgen. Dann will ich gern dabei mithelfen, wenn du es wünschst. Ich will nicht Taras Skotinin sein,

wenn ich was Strafbares durchgehen lasse. In solchen Dingen bin ich ganz wie du, meine Gute. Aber warum bist du so aufgebracht?

Frau Prostakowa: Es handelt sich um etwas, wobei ich deine Augen zu Rate ziehen möchte. Mitrofanuschka, komm mal her. Ist dieser Rock zu weit?

Prostakow: Liebste, ich sehe doch jetzt schon selber, daß er zu eng ist.

Skotinin: Kann ich nicht finden. Der Rock ist recht ordentlich gemacht.

Frau Prostakowa (zu Trischka): Pack Er sich, Hundsrott. (zu Jeremejewna:) Gebe Sie dem Kind jetzt das Frühstück. Die Lehrer werden bald dasein.

Jeremejewna: Er hat schon fünf Semmeln zu essen beliebt, Herrin.

Frau Prostakowa: Und nun gönnt Sie ihm die sechste nicht, wie? Bestie! Das nenne ich dienstbeflissen! Hat man so etwas schon gesehen!

Jeremejewna: Ich hab es nur gut gemeint, liebe Herrin. Ich habe das zum Besten von Mitrofan Terentjewitsch gesagt. Er hatte heute bis in den Morgen hinein zu leiden.

Frau Prostakowa: Heilige Mutter Gottes! Was war mit dir, Mitrofanuschka?

Mitrofan: Ach, Mutter, mir ist gestern nach dem Abendbrot so schlecht geworden.

Skotinin: Du hattest offenbar zu reichlich genachtmahlt, Freundchen.

Mitrofan: Ich hatte fast überhaupt nichts gegessen, Onkel.

Prostakow: Ich erinnere mich aber, daß du doch einiges zu dir genommen hast, mein Kind.

Mitrofan: Nicht der Rede wert! Vielleicht drei Scheiben Gepökeltes und fünf oder sechs Piroggen, genau weiß ich es nicht mehr.

Jeremejewna: In der Nacht hat er immerfort zu trinken verlangt. Einen ganzen Krug Kwaß hat er auszutrinken geruht.

Mitrofan: Ich bin jetzt noch wie verdreht, so einen Quark habe ich in der Nacht zusammengeträumt.

Frau Prostakowa: Was für einen Quark denn, Mitrofanuschka?

Mitrofan: Mal warst du es, Mütterchen, mal war es Vater.

Frau Prostakowa: Wie meinst du das?

Mitrofan: Jedesmal, wenn ich gerade eingeschlafen war, dann kam es. Ich sah, Mütterchen, wie Vater von dir Prügel kriegte.

Prostakow (beiseite): Je, das ist schlimm. Der Traum geht in Erfüllung.

Mitrofan (weich): Und das tat mir so leid.

Frau Prostakowa (ärgerlich): Um wen?

Mitrofan: Um dich, Mütterchen, Du wurdest so müde vom vielen Prügeln.

Frau Prostakowa : Umarme mich, mein Liebling. Mein gutes Kind, mein einziger Trost bist du.

Skotinin: Wie ich sehe, Mitrofanuschka, hängst du mehr an deiner Mutter als am Vater.

Prostakow: Nichtsdestoweniger liebe ich ihn, wie es sich für einen Vater gehört. So ein kluges Kind, und so vernünftig und so ein Bruder Lustig, und Einfälle hat er! Manchmal gerate ich ganz aus dem Häuschen und kann vor Freude selber nicht glauben, daß er mein Sohn ist.

Skotinin: Nur gerade jetzt schaut unser Bruder Lustig kläglich drein.

Frau Prostakowa: Sollten wir nicht zum Doktor in die Stadt schicken?

Mitrofan: Nein, nein, Mutter. Ich werde lieber von selber wieder gesund. Ich gehe jetzt zu meinen Tauben, dann wird auch

Frau Prostakowa: Dann wird auch Gott gnädig sein. Geh und zerstreue dich, mein Mitrofanuschka.

(Mitrofan und Jeremejewna ab)

5. Auftritt (Frau Prostakowa, Prostakow, Skotinin)

Skotinin: Warum bekomme ich eigentlich meine Braut nicht zu sehen? Wo steckt sie? Am Abend wollen wir Verlobung feiern. Wird es da nicht Zeit, ihr zu sagen, daß sie verheiratet werden soll?

Frau Prostakowa: Das erfährt sie immer noch früh genug. Wenn wir es ihr jetzt schon sagen, dann denkt sie am Ende noch, wir nehmen sie wichtig. Sie ist zwar bloß über Prostakow mit mir verwandt, aber verwandt ist verwandt, und außerdem sehe ich es gern, wenn mir auch die Fremden parieren.

Prostakow (zu Skotinin): Um die Wahrheit zu sagen, haben wir Sofjalein als arme Waise bei uns aufgenommen. Als ihr Vater starb, war sie noch ein Brustkind. Vor einem halben Jahr etwa traf ihre Mutter, das war meine Schwägerin, der Schlag ...

Frau Prostakowa (mit einer Bewegung, als wolle sie das Kreuz schlagen)
Gott steh uns bei.

Prostakow: ... wodurch sie in eine bessere Welt einging. Sofjas Onkel, Herr Starodum, war schon vor vielen Jahren nach Sibirien gereist. Da seit längerer Zeit jede Nachricht von ihm fehlt, nehmen wir an, daß er tot ist. Wie wir das Kind nun so einsam und verlassen dastehen sahen, nahmen wir sie zu uns, auf unser Gut. Wir beaufsichtigen derweil ihren Besitz, als sei es unser eigener.

Frau Prostakowa: Herrje, was schwatzt du nur wieder zusammen? Der Bruder wird am Ende denken, daß wir aus Eigennutz gehandelt haben.

Prostakow: I wo, das fällt ihm nicht im Traume ein. Wir können doch Sofjaleins Dörfer nicht huckepack nehmen.

Skotinin: Was sich da nehmen ließ, das ist wohl schon auf andere Weise beiseite gebracht. Ich gehe aber nicht zum Gericht. Derlei Scherereien mache ich mir nicht, habe nichts dafür übrig. Oft genug haben die Nachbarn mir was eingebrockt, woraus mir dann der größte Schaden entstanden ist, aber ich habe keinen verklagt. Da nehme ich lieber meine Bauern an die Kandare, die müssen's wieder reinbringen, basta.

Prostakow: In der Tat, die ganze Nachbarschaft ist voll davon, wie meisterhaft du den Obrok einziehst.

Frau Prostakowa: Das mußt du uns beibringen, Bruder. Wir sind darin nämlich überhaupt nicht bewandert. Seit wir unseren Bauern das Letzte abgeknöpft haben, können wir rein gar nichts mehr aus ihnen herausschinden. Es ist zum Verzweifeln!

Skotinin: Wird gemacht, wird gemacht, aber verheiratet mich schleunigst mit Sofjalein.

Frau Prostakowa: Nanu, bist du denn so versessen auf die Mamsell.

Skotinin: Nein, nicht auf die Mamsell.

Prostakow: Also auf ihr Gütchen in der Nachbarschaft?

Skotinin: Auch nicht; nur auf das, was es dort gibt und was ich zum Verrecken gern habe.

Frau Prostakowa: Was wäre das?

Skotinin: Ich liebe die Schweine so sehr, und in unserem Nachbardistrikt laufen solche Prachtexemplare herum, daß noch das kleinste, wenn es sich auf die Hinterbeine stellt, jeden von uns um Haupteslänge überragt.

Prostakow: Es ist doch wirklich sonderbar mit der Familienähnlichkeit. Unser Mitrofanuschka gerät da ganz nach seinem Onkel — von klein auf ist er den Schweinen gut, genau wie du. Schon mit drei Jahren wurde er rein närrisch vor Freude, sobald er ein Schwinchen sah.

Skotinin: Es geschehen wahrhaftig Wunder! Na, mag sein, Schwager, daß Mitrofan die Schweine so gern hat, weil er mein Neffe ist. Das kommt eben von der Verwandtschaft; aber weswegen habe ich nur so eine Vorliebe für die Schweine?

Prostakow: Da muß geradezu auch irgendeine Verwandtschaft vorliegen, denk ich mir. [...]

T R A K T A T Ü B E R D A S H I N S C H E I D E N
 J E G L I C H E R R E G I E R U N G S F O R M I N
 R U S S L A N D U N D D I E D A D U R C H
 B E D I N G T E U N S I C H E R E L A G E D E S
 I M P E R I U M S W I E A U C H D E R
 H E R R S C H E R
 B e t r a c h t u n g ü b e r d i e s t a a t l i c h e n
 G r u n d g e s e t z e

(Auszüge)

(1783)

Dem Herrscher ist die höchste Gewalt einzige und allein zum Wohl seiner Untertanen anvertraut. Die Tyrannen wissen um diese Wahrheit, und die guten Herrscher fühlen sie. Ein von ihrem Licht erleuchteter und mit einer hochherzigen Seele begabter Monarch wird, sobald er, im Besitz der uneingeschränkten Macht, zur höchsten Vollkommenheit strebt, die einem Sterblichen möglich ist, selber alsbald empfinden, daß die Macht, Böses zu tun, keine Vollkommenheit bedeutet und die unmittelbare Selbstherrschaft nur dann wahre Größe erreicht, wenn sie sich selbst die Möglichkeit nimmt, Böses in irgendeiner Form hervorzubringen.

In der Tat ist aller Glanz des Thrones hohler Schein, wenn nicht die Tugend zur Seite des Herrschers sitzt. Wenn man sich aber diesen als einen Menschen von so überragendem Verstand und Gefühl denkt, daß er das allgemeine Wohl nie aus dem Auge verliert und alle seine Absichten und Handlungen diesem Prinzip unterordnet, hieße das dann schon, daß durch solche Unterordnung seine unbegrenzte Macht eingeschränkt würde? Nein. Sie ist von der gleichen Art wie die Macht des höchsten Wesens. Gott ist ebendeshalb allmächtig, weil er nichts anderes als Segen wirken kann; damit aber dieses Nichtanderskönnen immerdar für seine Vollkommenheit zeuge, hat er die Gebote der ewigen Wahrheit erlassen, die sogar für ihn unwandelbar sind, durch die er das Weltall regiert und die er selbst, ohne daß er aufhören würde, Gott zu sein, nicht übertreten kann.

Der Herrscher, der doch Ebenbild Gottes und Erbe seiner höchsten Macht auf Erden ist, kann gleicherweise weder seine Macht noch seine Würde anders kundtun als dadurch, daß er seinem Staat unwandelbare Gebote gibt, die sich auf das allgemeine Wohl gründen und die er selbst nicht verletzen kann, ohne seine Würde zu verlieren.

Ohne solche Gesetze oder, genauer gesagt, ohne verbindliche Staatsgesetze ist weder die Lage des Staates noch die des Herrschers gefestigt. [...]

[...] Wo die Willkür des einzelnen oberstes Gesetz ist, da kann es keinen festen allgemeinen Zusammenhang geben; da gibt es wohl den Staat, aber kein Vaterland, Untertanen, aber keine Bürger; da fehlt der politische Körper, dessen Glieder durch wechselseitige Rechte und Pflichten verbunden wären. Allein die Einschüchterung pflegt hier das Motiv jeder Art von Gesetzgebung zu sein; denn nicht der Charakter des Herrschers bequemt sich den Gesetzen an, sondern die Gesetze haben sich nach seinem Charakter zu richten. Welches Vertrauen, welche Achtung aber vermögen Gesetze einzuflößen, die ihre natürliche Beschaffenheit, das heißt ihre Übereinstimmung mit dem gemeinen Nutzen, eingebüßt haben? Wer kann über seine Handlungen gebieten, wo ohne jeden rechten Grund morgen als Verbrechen gilt, was heute nicht verboten ist?

Dort wird jeder den Launen und Ungerechtigkeiten der Starken ausgeliefert sein und sich nicht für verpflichtet halten, anderen gegenüber das zu beobachten, was andere ihm gegenüber auch nicht beobachten. Dort wird einerseits die freche Ignoranz für die natürlichen Gesetze, für die fühlbaren Wahrheiten Beweise verlangen und ihnen ohne Befehl nicht gehorchen, während auf der anderen Seite der unvernünftige Befehl des Starken mit sklavischer Ergebenheit und widerspruchslos ausgeführt wird. Dort wird, wer nur kann, befehlen, aber keiner regieren; denn regieren müßte man durch Gesetze, die nichts über sich dulden. Dort sind die Untertanen Sklaven des Herrschers, und der Herrscher ist in der Regel Sklave seines nichtswürdigen Günstlings.

Ich nenne ihn nichtswürdig, weil die Bezeichnung Günstling niemals auf einen würdigen Mann, der sich um sein Vaterland wahrhaft verdient macht, Anwendung findet, sondern im allgemeinen auf einen Mann, der seine hohe Stellung dadurch erringt, daß er seine Verschlagenheit vorteilhaft dazu benutzt, dem Herrscher zu gefallen. In solch verderbter Luft geht der Mißbrauch der Selbstherrschaft ins Unglaubliche, und jeder Unterschied zwischen Staat und Herrscher, zwischen Herrscher und Günstling hört auf. Alles hängt von der Willkür des letzteren ab. Eigentum und Sicherheit eines jeden sind in Gefahr. Die Seelen trauern, die Herzen entarten, die Denkungsart wird niedrig und verwerflich. [...]

Ü B E R D E N A D E L
S a t i r e

(1771)

Ihr Adelsleut, für Euch bestimmt ich die Satire hier,
 Für Euch, des Vaterlandes Stützen füllt ich mein Papier.
 Wohl kennt der Adel seine Pflichten zur Genüge,
 Doch legt er meist nur Wert auf noble Adelszüge,
 Und er vergißt, daß Adam unser aller Vater war,
 Ganz gleich, ob Dame oder Weib ihn einst gebar.
 Bedeutet adlig sein, daß andre sich nur plagen
 Und wir auf ihre Kosten füllen uns den Magen?
 Was unterscheidet vom gemeinen Mann den Herrn?
 Der gleiche irdne Stoff enthält der Seele Kern.
 Ich sehe nicht, wo Unterschiede wären,
 Wenn heut der Herr den Bauern nichts kann lehren.
 Der Bauer kommt zur Welt und stirbt, er isst und trinkt,
 Der Junker auch, er aber schlemmt und schlingt.
 Er weiß die eigne edle Herkunft laut zu schätzen,
 Und viele Menschen kann er leicht auf eine Karte setzen.
 Doch ach, darf Menschenlos bestimmen solch ein Tier?
 Wie können Ochsen nur um Menschen feilschen hier?
 Für jeden Lernbeflissen gibt es viele Wege,
 Er stolpert nicht, und sei er noch so träge:
 Wenn unterwegs ich Rauch von ferne sehen kann,
 So folgre ich, er zeigt ein Feuer an.
 Erfahrung lehrt, der Stein ist schwerer als die Feder,
 Und daß kein Feuer Eis entzündet, weiß ein jeder.
 Vom Rechnen ist bekannt, daß fünf und fünf gibt zehn —
 bis dahin ist's ein Schritt, doch keine Werst zu gehen.
 Auch ohne Wissenschaft pflegt man voranzukommen, doch wird
 Damit noch nicht der Weisheit Höh erklimmen.
 Zum Gipfel finden wir nur schwerlich hin,
 Jedoch bringt uns manch Schatz am Weg Gewinn.
 Das Wissen stand bei Perikles und Alkibiades in Ehren,

Es taten ihnen gleich die Feldherrn aus den Heeren.
 Die Weisheit gab dem großen Alexander Kraft,
 Auch König Friedrich schätzte hoch die Wissenschaft,
 Petropolis verdankt ihr Anmut unter Peter,
 Und Katharina fördert sehr deren Vertreter.

Man darf die Wissenschaft nie tun in Acht und Bann,
 Weil man nur schwerlich sonst die Wahrheit finden kann.
 Mich dünkt, ein solcher Richter gleichet einem Blinden,
 Geführt von einem Kind, das nicht den Weg kann finden.
 Ist's recht, daß dem ein hoher Rang gebührt, der
 Unterschreibt, wenn sonst sein Sekretär regiert?

Durch solche Fehler mehrt sich hier die Zahl der Armen,
 Die man — betrogen um ihr täglich Brot — läßt barmen.
 Ob sich versündigen der Schreiber und Soldat —
 Vom Pöbel stammen sie und aus der Bauernkat;
 Doch jeder Edelmann sei — gleich in welchem Range —
 Durch Taten edel, daß nicht nur sein Titel prange;
 Denn unverzeihlich ist des Adels große Schuld!
 Gesetze acht als erster, Herr, und üb Geduld!
 Den Adelstitel kann man bei Geburt zwar erben;
 Doch fragen wir: Genügt das, Adel zu erwerben?
 Diente mein Ahnherr dem Gemeinwohl bis ans Grab,
 Erwarb sich Lohn — für mich fällt dann ein Vorschuß ab;
 Den Vorschuß, der durch fremde Leistung mir gegeben,
 Darf ich ihn denn vertun in würdelosem Leben?
 Die Lösung dieser Aufgab' wäre wohl nicht schwer,
 Sobald nach eigner Leistung strebten wir weit mehr,
 Da wir als Anreiz reichlich Vorschuß schon empfingen!
 Darf ich zu Recht denn ohne Müh den Tag verbringen?
 Vom Schicksal ward die Zarin mit dem Sieg bedacht,
 Damit sie weise ausübt ihre Herrschermacht;
 Uns aber ist's in ihrer Amtszeit aufgegeben,
 Dem Wohl des Ganzen dienend stets nach Ruhm zu streben.
 Wohl dem, der sich nicht eine Tätigkeit erwählt,
 In der er sich sein Leben lang erfolglos quält;
 Wozu er fähig ist, das prüfe erst ein jeder: .
 Wer kein Poet ist, greife besser nicht zur Feder.
 Falls es an Hirn in deinem Kopfe fehlt — was soll's,
 Geh hin, grab in der Erde oder spalte Holz,
 Tu dich doch nicht hervor vor schlichten Bauernkitteln

Und brüste dich nicht mehr mit deiner Ahnen Titeln.
 Seht, er hat Paul — der Krone würdig — viel gelehrt,
 auf daß er Katharina ebenbürtig werd.
 Mit Spiridow warn sie auf den Orlowschen Schiffen
 Und hab'n den Feind auf See mit Feuer angegriffen;
 Rumjanzew gleicht Turenne, Golizyn feuert an das Heer,
 Und Panin bricht wie Marlborough die stärkste Wehr.
 Ja, selbst Jeropkin träumt nicht in der Nacht,
 Brach grausam einer rasenden Megäre Macht.
 Du aber, hohler Dummkopf mit der Adelskron —
 Seist du ein Herren- oder auch ein Fürstensohn —,
 Zier dich nur nicht so wie ein käuflich Frauenzimmer,
 Prahl nicht vor uns und schäm dich doch für immer,
 Mag auch Augustus sein der Stammvater für dein Geschlecht!
 Ist einer schönen Mutter Kind von Mißgestalt, so sprech:
 Kann diese Tochter eures Herzens Glut entfachen, selbst
 Wenn ihr sie behängt mit Putz und goldnen Sachen?
 Lebst unter Menschen du für dich allein,
 Ißt Kascha nicht und Butter nach des Tages Pein.
 Zu Stolz und Hochmut hast du keine Gründe,
 Mich wundert's, Freund, daß du nicht schämst dich deiner Sünde!
 Du wagest ohne Schwingen einen Himmelsflug.
 Nein, Würde hat, wer Achtung sich erwarb, genug;
 Wenn ich nicht meine Pflicht tu ohne Fleiß und Tadel,
 Hab ich — trotz edler Ahnen — nichts an mir von Adel.

A U S D E M 1 4 5. P S A L M

(vor 1774)

Hofft Heil nicht von der Fürstenschar:
 Ein Weib doch jeglichen gebar,
 Und von Natur ist jeder Mensch von gleichem Wert.
 Die Erde schenkt und nimmt das Leben,
 Dem Tod ist jeder preisgegeben,
 Arm oder reich, verachtet oder höchst geehrt.

Die Schmeicheleien schwinden dann,
 Die sich die Eitelkeit gewann,
 Mit denen sich die Menschen schamlos schmücken ließen;
 Für immer rinnt dahin die Frist,
 Die ihnen hier gegeben ist,
 Wie stolze Flüsse, die so rasch verfließen.

Wenn Geist und Atem sie verläßt,
 Hält fühllos sie die Erde fest,
 Dann bleibt von ihnen nichts als eine blasse Kunde;
 Der eitlen Titel Glanz und Duft
 Versinkt mit ihnen in die Gruft,
 Und all ihr Ruhm und Trachten geht zugrunde.

Michail Cheraskow

D I E R O S S I A D E
 H e l d e n g e d i c h t i n 1 2 G e s ä n g e n
 (Auszüge aus dem 1. Gesang) (1779)

Rußlands glückliche Lösung vom fremden entehrenden Joche,
 Den gebrochenen Stolz des Chans, der Horde Bezwigung,
 Unsrer berühmten Ahnen beschwerliche Züge und Kämpfe,
 Moskaus Sieg und Kasans Zerstörung will ich besingen.
 Gleich Aurorens Glanze bestrahlte nach diesen Triumphen
 Ruhe und goldner Friede die Fluren des glücklichen Russlands. [...]

Rolle vor meinen Blicken empor, der Ewigkeit Vorhang,
 Daß auf meinen Gesang die Völker und Könige lauschen!
 Siehe, er rauschet empor! — und meine geblendeten Augen
 Sehen den mutigen Helden, von Himmelsglanze umgeben,

Der den blutigen Mond des stolzen Kasan herabriß,
 Und mit mächtigem Fuß im modernden Staube zermalmte.
 Doch erscheinet mir lieber in euren irdischen Hüllen,
 Helden der Vorzeit, die jetzt die Hallen der Sel'gen bewohnen,
 Denn des Sterblichen Blick erblindet am Glanze des Himmels!
 Noch beherrschte die Macht der wilden tatarischen Horden
 Rußlands östlichen Strich; die schwere Fessel der Knechtschaft
 Klirrte noch jenseits der Wolga, und neue Donner des Krieges
 Rollen von Osten schon her und schrecken die zargenden Grenzen.
 Über der Hütte des Armen und über den Schlössern der Großen
 Schwebt die bleiche Furcht und ruft ihr schreckliches Wehe.
 Überall fällt der Blick auf nichts als Bilder des Jammers.
 Gottes Altäre stehn leer, und schweigend liegen die Tempel,
 Nur des Sturmes Geheul pfeift in den einsamen Türmen.
 Unter Dornen liegt dort auf öden Feldern die Pflugschar,
 Und verwaiset irrt hier die Herde ohne den Hirten,
 Welcher schüchtern entfloß ins Dunkel des schützenden Waldes. [...]

Blutig blickte der Mond aus furchtbar drohenden Wolken
 Hin auf Moskaus Schlummer, und schritt mit feurigem Antlitz
 Von der Wolga einher, ein unglückweissagendes Zeichen!
 Mutig und frei von Furcht zerreißt der Tatar die Fesseln,
 Und dringt racheschnaubend ins Herz des schlummernden Rußland.
 Batu, der Schreckliche, trägt hoch in den blutigen Händen,
 In der Rechten das Schwert und in der Linken die Fackel.
 Und bald stürzen die Mauern, die Wälder und Steppen erseufzen,
 Flamme und Schwert rasen frech in Rußlands schönen Provinzen,
 Und der Märtyrer Blut schreit wieder um Rache gen Himmel.
 Aber noch nicht genug des Jammers! Im Innern der Hauptstadt
 Wütet Hunger und Pest, von harter Gewinnsucht erzeugt;
 Denn die erhabne Pflicht, fürs Beste des Volkes zu sorgen,
 Wich dem schändlichen Geiz, und Wucher beherrscht die Großen.

So von außen bedroht, von innen ein Raub der Verzweiflung,
 Sieht sich Moskau am Rande des schrecklichsten Abgrunds.
 Schüchtern fliehen die Guten, nur Schmeichler umringen den Zaren,
 Die mit heuchelnder List, als sorgten sie redlich fürs Beste
 Des Monarchen und Volks, sie beide schändlich verraten.
 Häßlich und schwarz ist die Schmeichelei, kriechend im Staube
 Leckt sie den Speichel der Großen und spottet der duldenden Armen,

Aber besonders gern umkriecht sie die Throne der Herrscher
 Und begeifert mit giftigem Schaume die Zepter und Kronen.
 Doch jetzt zeigte sie sich im reizenden schönen Gewande,
 Mit gefälliger Kunst verschafft sie dem jungen Monarchen
 Mancherlei süßen Genuß, durch fröhliche Spiele und Scherze,
 Und vereinigt mit ihr, verdirbt ihn der Großen Gewinnsucht.
 So durch Mächt'ge beschützt, verdrängt sie die Tugend vom Hofe,
 Und die Wahrheit flieht, entrinnend den giftigen Pfeilen,
 Welche die Listige schießt durch ihre Freundin, Verleumdung.

Aber doch gab es auch in diesen unglücklichen Zeiten
 Männer von biederm Sinn, die Fürsten und Vaterland liebten,
 Die mit edlem Stolz den Glanz des Goldes verschmähten
 Und das Unglück des Volkes im Stillen so lange beweinten,
 Bis, auf heiliges Recht und die Gesetze vertrauend,
 Sie den schlummernden Zar durch laute Klagen zu wecken
 Endlich es wagten — doch dieser verlachte die Reden der Edlen.
 Da hing Moskau das Haupt, und gleich dem Schatten der Nächte
 Lag auf ihrem Gesicht die finst're Wolke des Kummars.
 Angst durchwühlt ihr die Brust und Seufzer entströmen den Lippen,
 Ringsumher liegt schweigend in Grabesstille die Gegend.
 Mit zerrissenem Haar und niedergeschlagenen Blicken
 Wandelt der finstre Gram durch die verödeten Gassen,
 An der zitternden Hand führt er die wilde Verzweiflung.
 Nirgends ertönet Gesang, das Jauchzen der Freude verstummet,
 Nur im Tempel erschallt das Flehen nach Hilfe und Rettung.

Aber auf einmal, gleich den Flammen des tobenden Aetna,
 Die mit mächtiger Wut die himmelanstrebenden Eichen
 Und der Felsen Last hoch über die Wolken hinschleudern,
 Lodert die Not des Volkes empor in wütendem Aufruhr! [...]

Jakow Knjashnin

W A D I M V O N N O W G O R O D
T r a g ö d i e

(Auszüge)

(1789)

I. Akt

*1. Auftritt (Nacht)
Prenest und Wigor.*

Wigor. Nun hat Wadim den Krieg ruhmreich beendet;
Jetzt kommt zurück er, endlich, in sein Vaterland.
Warum indes verschweigt er seine Rückkehr vor den Bürgern
Und hält allein uns beide nur für würdig ihn zu seh'n?
Weshalb hat er zum Treffen eine Zeit gewählt,
Eh' noch die Sonne unser Aug' erhellt,
Und auf dem Platz, der früher uns so heilig,
Auf dem das Volk von Nowgrad, stolz und frei,
Den andern Völkern Nordlands Beispiel gab,
Gehorsam nur den Göttern und Gesetzen!

Prenest. Die autokrat'sche Macht reißt alles jetzt an sich,
Und Rurik erntet heute großer Zeiten Früchte.
Das ist, so denk ich, Grund der Verschlossenheit Wadims;
Zuwider ist ihm jetzt das Vaterland,
Wo man vor einem Sterblichen den Rücken beugt
Und er sich nunmehr selbst als Sklaven wiederfindet.
Da ist er schon. Und ihn begleiten jene tapfren Krieger,
Die Seit' an Seit' mit ihm den Weg des Ruhmes schritten.

2. Auftritt

Wadim; hinter ihm einige Heerführer, die mit ihm im Kriege waren, Prenest und Wigor.

Wadim. Seid Ihr's, Wigor, Prenest, Ihr edlen Männer?

Prenest. Wir folgten Deinem Ruf, wie's unsre Pflicht,

Denn Dein Gebot ist uns für immer heilig.

Wadim. O Freunde! Ist's das Vaterland, wo ich Euch wiedersehe?

Im Licht der Morgensonne leuchten zwar die Türme,

Die Nowgorod stolz in den Himmel reckt;

Seht: Peruns Tempel! Doch sein Donner schweigt —

Nichts tut Perun! Er schläft im Angesicht der Schande!

Da auch die heil'gen, ruhmbedeckten Hallen,

In denen unsre Edlen, gleich den Göttern,

Doch gleich auch dem geringsten unsrer Bürger,

Der Freiheit dieses Landes feste Stützen,

In Volkes Namen, welches sie verehrten,

Den angstfüllten Zaren das Gesetz diktirten.

Nowgorod! Was warst du einst, was ist aus dir geworden!

(Sich an alle wendend)

Ihr Recken alle! Stellt euch Nowgrads Größe vor!

Ich sterb vor Schmerz, seh ich's in Ketten,

Und machtlos, es zu ändern, hasse ich mein Leben.

Ihr schaudert? — Und wie sollte man nicht schaudern,

Wenn aus dem Abgrund unsrer Sklaverei

Wir auf des Vaterlands vergangne Größe schauen!

Glich nicht die Kraft des Nordens — seine Macht,

Die keine ebenbürtigen Gegner kannte —

Furchtgebietend selbst der Macht der Götter?

Und heute liegt die stolze Stadt —

Des Nordens Herrscherin und Glanz —

Gestürzt dem neuen „Herrschern“ selbst zu Füßen!

Wer hat vergessen, was sie früher war?

Vergessen? — Aber wie vergessen? Wenn das Auge rings

Allein die Zeugen hingewelkten Ruhms erblickt?

So seht die Felder doch, vom Blitz noch widerhallend,

der flugs den Goten traf, als unser Feind zu sein er wagte.

Und seht die Stadt noch jüngst sich ihrer Freiheit freuen.

Und seht die Wege, welche nach verlorner Schlacht
 So viele stolze Zaren schritten, um sich uns zu unterwerfen.
 Und da der Platz: war er nicht Zeuge all der Ehren,
 Die unser Volk erwies dem Zaren der Waräger,
 Ihm edelmütig Schutz gewährend unter unsrem Dache,
 Als seine Feinde es das Zittern lehrte?
 Ja, Bürger, denkt der hohen Zeit des Ruhms!
 Gedenket ihrer, um der Schande Joch zu brechen!
 O Schmach! Der gleiche Zar, der unterwürfig, still,
 Und flehentlich Asyl erbat in unsren Mauern,
 Der in den Staub vor uns die Stirne senkte,
 Der ist — O Schicksal! — heute unser Herr!
 O Rurik! Nein, ich kann nicht länger sprechen!
 Wird Euer Edelsinn doch selbst nunmehr vollenden können,
 Was in Verzweiflung meine Stimme nicht vermag!
 Wigor. Auch unser Herz zehrt Trauer wie das Deine.
 Wir sehn das Vaterland in seinem tiefsten Falle,
 Beweinen in Verzweiflung sein entsetzlich Los.
 Wadim. Beweint es? ... O welch furchterlicher Wandel!
 Ihr weint? Wer seid Ihr? Etwa Weiber?
 Wie konnte Rurik Euren Geist so blenden,
 Daß Ihr nur weint, wo Eure Pflicht doch wär, zu kämpfen!
 Prenest. Wie Du, so woll'n auch wir uns ew'gen Ruhm erwerben,
 Den stolzen Thron zerstören und das Vaterland befrei'n.
 Doch glüht Verlangen auch in unserm heißen Herzen,
 Vermag es doch noch keinen Weg zu sehn!
 Voll Zorn verachten wir die schändlich-finstren Tage,
 Wir sind bereit zu sterben, wenn die Stunde naht.
 Doch darf der Tod kein sinnlos Opfer sein;
 Das Vaterland, das teure, soll er uns befrei'n,
 Der Sklaverei Ketten von uns werfen helfen
 Und nicht das Joch vergrößern, das uns grausam drückt.
 Wirst sehn, Wadim, wie schwer es ist, den Thron zu stürzen,
 Den Rurik ohne Widerstand errichtet hat,
 Gerufen durch das Bittgesuch des ganzen Volkes;
 Wirst sehen, wie die Freiheit, die er kalt uns nahm,
 Ersetzt ward glanzvoll durch verführerische Macht,
 Welch hohe Achtung diese Macht bereits genießt,
 Wie wenig nur hier wahre Männer übrig sind,
 Die schwer das Sklavenjoch auf ihren Schultern fühlen

Und tiefe Scham, es sollt ein Sterblicher, ein Mensch
Jetzt sein der Herrscher über Freiheit, Eh'r und Leben.
Durch Ruriks Ränkespiel sind schwach die Patrioten;
Voll Krieger der Waräger ist die arme Stadt;
Uns bleibt allein die Hoffnung auf die Macht der Götter,
Ihr Wink allein kann uns ein günstig Zeichen geben.
[...]

II. Akt

4. Auftritt

Wadim; Ramida, Wadims Tochter; Prenest.

Prenest. Mit allen Kräften mühe ich mich, Dir zu gleichen,
Dem Volk zu dienen, mich Ramidens würdig zu erweisen!
Kaum hatt'st Du mich, enteilend, in der Stadt zurückgelassen,
Da ging ich flugs zu jenen edlen Herrn und Würdenträgern,
Die sich mit stolzem Sinn der Krone widersetzen,
In deren Schweigen sich des Zornes Blitze stauen.
„Es naht die Stunde“ — sprach ich im Vertrauen, — „da
Uns Gott des Volkes Schicksal in die Hände legt,
Da unsere Stadt, dereinst die Herrscherin der Herrscher,
Die Wiege und die Heimat vieler großer Männer,
Die mit der Freiheit ihren schönsten Glanz verlor,
Die schändlich unters Joch des Zepters ward gezwungen,
Sich bald, vielleicht, erneut erheben kann,
Dem ganzen Norden wieder frei Gesetz zu geben!
Das Heer Wadims schlägt dem Tyrannen schon die ersten Wunden:
Entschlossen greift Wadim den Thron von außen an.
Wenn daher Euch, wie ihm, die Krone wär' verhaft,
So könnte seinem Sturz der Stolze nimmermehr entgehen,
Der tausend Widrigkeiten uns erfahren läßt,
Die Unmut nähren auf die selbstherrliche Macht.
Demütig kann er sein, großmütig und gerecht,
Doch, fest im Sattel, zeigt er seine Krallen.
Und achtet er, scheint's, heute uns und das Gesetz,
So wird er morgen beide doch mit Füßen treten!
Wenn Ihr daher mit Weitblick in die Zukunft schaut,

Seid klug, dem äußern Schein nicht blind zu trauen!
 Was heißt es schon, daß Rurik von Natur als Held geboren?
 Wer wär jedoch als König nicht vom rechten Weg gewichen,
 Vom süßen Gift der zar'schen Größe korrumptiert,
 Der Machtgier, Willkür auf dem Throne nicht erlegen?
 Die Selbstherrschaft ist überall der Schoß des Bösen,
 Vergiftet und zersetzt auch die reinste Tugend,
 Und, da sie straffrei Tür und Tor den Leidenschaften öffnet,
 Läßt sie den besten Zaren zum Tyrannen werden.
 Schaut auf die Herrscher aller Länder, aller Zeiten:
 Ihre Macht — ist Macht von Gott, ihr Schwachsein — ist vom Menschen!

Nikolai Kurganow

D E R B R I E F S T E L L E R

(1750)

[Brief, in welchem das Befinden und der Alltag beschrieben werden]

Sie wünschten, daß ich Ihnen etwas über mein derzeitiges Leben, mein gesundheitliches Befinden und meine Beschäftigung schreibe. Zur Befriedigung Ihres freundschaftlichen Interesses habe ich die Ehre Ihnen mitzuteilen, daß ich vor allem eine gewisse feste Ordnung beachte: ich stehe täglich um 6 Uhr auf, arbeite, nachdem ich eine Tasse Tee oder Kaffee zu mir genommen habe, bis 12 oder 1 Uhr und gehe dann zu Tisch. Mein Mittagessen besteht aus ..., dazu trinke ich gewöhnlich Wasser, mit Wein vermischt. Einige Male im Monat trinke ich auch ein Glas Champagner, Zypernwein oder etwas ähnliches. Nach dem Mittag, wenn ich zu Hause esse, ruhe ich etwa eine halbe Stunde oder auch länger im Sessel; dann gehe ich spazieren, solange es die freie Zeit erlaubt. Um 5 Uhr nachmittags trinke ich Tee, und abends arbeite ich manchmal, manchmal aber tue ich auch gar nichts. Um zehn Uhr esse ich zu Abend, aber nur kalt und nicht viel. Früher habe ich dann wieder bei Kerzenlicht bis 1 oder 2 Uhr nachts gearbeitet, aber jetzt ist es mir untersagt, zur Nachtzeit zu arbeiten.

Wenn ich zu Besuch gehe, bleibe ich nicht länger als bis 9 oder 1/2 10 Uhr. Karten spiele ich nicht und auch keine anderen Spiele, so daß ich nicht in die Lage komme, für sie Zeit und Gesundheit zu opfern. An Sonn- und Feiertagen fahre ich zu meinem Vorgesetzten und einigen anderen Wohltätern, um meine Aufwartung zu machen. Mit meiner Frau lebe ich in Frieden und Eintracht. Wir

haben vier Kinder, für deren Erziehung zu sorgen unser beiderseitiges und schönstes Vergnügen ausmacht. Über meine dienstlichen Obliegenheiten hinaus beschäftigt mich, was mich auch früher in meinen freien Stunden beschäftigt hat: die Sorge um die Wirtschaft, die Lektüre usw. Dieses ruhige, ausgeglichene und für mich sehr angenehme Leben verdanke ich niemandem mehr als meinem jetzigen Vorgesetzten, der, indem er selbst diesen Regeln folgt, auch seine Untergebenen nicht an ihrer Ausübung hindert, sondern, im Gegenteil, denen besonders wohlgesonnen ist, die bei gewissenhafter Erfüllung ihrer dienstlichen Pflichten sich so gut zu leben bemühen, daß sie in ihrer Arbeit und sich selbst des wahrhaftigste Vergnügen empfinden.

Mit der aufrichtigsten Hochachtung verbleibe ich
Ihr ergebener Diener

.....

x x x

[Befehl an den Dorfältesten]

Nach Erhalt meines Befehls hast du von den Bauern meines Dorfes ... den Obrok für das im September fällige Jahresdrittel ohne alle Rückstände einzusammeln und ihn mir nach Moskau zu schicken. Wenn einer von ihnen mit der vollen Zahlung dieses Obrok aus Faulheit, Unlust oder aus Trunksucht säumig ist, so sollst du deren Land und sie selbst zur Arbeit denen übergeben, die sie von den ordentlichen und ihren Obrok immer pünktlich zahlenden Bauern gegen Zahlung eines mäßigen Preises so lange zu nehmen wünschen, bis sie sich bessern; bei denen, die nicht aus Mißgeschick, sondern nur aus mangelnder Zuwendung für ihre Wirtschaft nur die Hälfte des Drittels zahlen, wartest du auf die zweite Hälfte bis zum nächsten Zahltermin. Wenn sie aber bis dahin ihre Schulden und das dann fällige Drittel des Obrok nicht ordnungsgemäß entrichten, soll mit ihnen wie mit den anderen säumigen Zahldern verfahren werden.

Moskau, den 6. August 1775

.....

x x x

[Vollmacht für den Verkauf eines Leibeigenen]

Mein Herr!

Hierdurch schicke ich Ihnen meinen ererbten leibeigenen Bauern ..., der seit der letzten Revision bei mir im Dorf ... eingeschrieben war, und bitte Sie, ihn zu verkaufen sowie dem Käufer in meinem Namen den Verschreibungsvertrag zu übergeben, diesen Vertrag durch Handschlag an meiner Stelle zu beglaubigen und die Eintragung in den Revisionsbüchern zu unterschreiben. Falls er nicht verkauft werden kann, behalten Sie ihn bei sich oder lassen ihn mit Paß frei. Wenn aber unser Leibeigener wider Erwarten fliehen sollte, so sollen Sie ihn ausfindig machen und von denen, die ihn aufgenommen haben, das Aufenthalts geld und die erarbeiteten Gelder einfordern.

Mit meiner vollsten Hochachtung verbleibe ich
Ihr

Moskau, den 15. Sept. 1786

.....

Gawrila Dershawin

D E N H E R R S C H E R N U N D R I C H T E R N
(1780)

Aufrief der höchste Gott und Richter
Die ird'schen Götter zu Gericht:
„Wie lang noch schont ihr Bösewichter?
Wie lang noch straft ihr Unrecht nicht?

Ihr sollt dem Recht Genüge leisten,
Nicht auf der Mächt'gen Größe sehn,
Ihr sollt die Witwen und Verwaisten
Nicht lassen hilflos untergehn!

Ihr sollt, die schuldlos leiden, retten,
Ihr sollt dem Unglück Schutz verleihn,
Ihr sollt die Armut von den Ketten,
Die Schwachen von Gewalt befrein!“

Sie hören nicht! Sie sind geblendet!
Bestechung hat den Blick umwebt,
Indes im Frevel, der nie endet,
Der Himmel und die Erde bebt.

Wie Götter mächtig, ungebunden,
So dünktet ihr einst, Fürsten, mich —
Doch hält euch Leidenschaft umwunden,
Und sterblich seid ihr, so wie ich!

Ihr müsset welken und verwehen,
Wie ein verwelktes Blatt verweht,
Ihr werdet sterben und vergehen
Wie euer letzter Knecht vergeht!

O Gott, den stets die Frommen suchten!
Steh auf, und hör' ihr flehend Schrein!
Komm, richte, strafe die Verruchten,
Und sei der Erden Herr allein!

A N A K R E O N T I S C H E L I E D E R

A N D E N F R E U N D

F ü r N i k o l a i A l e x a n d r o w i t s c h L w o w .
(1795)

Laß uns den Abend nicht versäumen!
Komm Freund, zu einem kurzen Gang
Dort bei den hellen Ulmenbäumen
Am dunklen Fichtenhain entlang!
Mit unsrer Jugendzeit Genossen,
Mit unsrer Freundin einst gesetzt,
Sind mächtig sie emporgesprossen
Und spenden reichen Schatten jetzt.

Laß' Dascha dann und Lisa holen!
Den Kasatschok spielt auf am Fluß!
Schnell schlagen Lisas flinke Sohlen, —

Bald nickt uns Dascha wie zum Gruß,
 Bald neigt sie sich verschämt zur Erde;
 Das wiegt und wirbelt, bunt bekränzt,
 Und was Gott Bacchus hold bescherte,
 uns ihre zarte Hand kredenzt.

Unter den Bäumen auf den Auen
 Wir trinken auf das Wohl der Welt,
 Zum Wohle aller schönen Frauen,
 Des Freundes, der die Treue hält,
 Zum Wohl selbst derer, die uns schaden;
 Schön lebt sichs mit dem Freund vereint,
 Doch Vorsicht auf des Lebens Pfaden
 Lehrt uns die Schlange und der Feind.

D I E R U S S I S C H E N M Ä D C H E N

(1799)

Anakreon mit dem Kranze,
 Warst Du jemals mit dabei,
 Wenn die Mädchen ruft zum Tanze
 Auf die Wiese die Schalmei?
 Sahst Du, wie den Kopf sie senken,
 Wie ihr Schuh im Takte schlägt,
 Wie sie Blick und Hände lenken,
 Wie die Schulter sich bewegt;
 Wie von Goldband und Gehängen
 Strahlend weiß die Stirne steht,
 Wie, geschmückt mit Perlensträngen,
 Ihre Brust im Atem geht;
 Wie das rote Blut voll Prangen
 Durch die blauen Adern fliegt,
 Wie sich in erhitzte Wangen
 Kleine Grübchen eingeschmiegt;
 Wie sich über Funkenblicken
 Zobelgleich die Braue schweift,
 Wie ihr Lächeln, — o Entzücken! —
 Löwen, Adler selbst ergreift;

Sähst Du sie, — nach einem Blicke
 Sängst Du keiner Griechin mehr,
 Und Dein Eros voller Tücke
 Eisern festgeshmiedet wär.

D E R J Ä G E R

A u f S w a n k a f ü r M i c h a i l P e t r o w i t s c h
 J a c h o n t o w g e s c h r i e b e n

(1802)

Du kamst her in froher Laune
 Auf die Vogeljagd zu gehn.
 Eine Blonde, — eine Braune, —
 Und es war um Dich geschehn.

Sage wer, was das bedeutet!
 Schweigsam schleichst Du mir einher,
 Hängst den Kopf, hast nichts erbeutet, —
 Jeder sieht, Dein Herz ist schwer.

Gehn Dir kecke Mädchenblicke
 Etwa im Geheimen nah?
 Von den Wangen zielt voll Tücke
 Amor auf Dich, wie ich sah.

Ja, was tun und wie sich heilen!
 Längst gewöhnt der Vögel Blut,
 Spürst, getroffen von den Pfeilen
 Du, wie weh die Liebe tut.

D E R S E E M A N N

(1802)

Wenn Stürme auch das Meer zerwühlen,
 Kein Donner mich erzittern macht;
 Wie sollt' ich Furcht und Schrecken fühlen,

Wenn mir der Wein im Becher lacht?
 Wollt Ihr auf Tau und Ruder bauen?
 Kraft bringt, was uns mit Feuer füllt!
 Ich trinke, — frei von Angst und Grauen,
 Und wenn die See auch noch so brüllt!
 Reißt Eure Schlünde auf, ihr Wogen!
 Berauscht in eure Arme jetzt,
 Statt nüchtern hin den Weg gezogen
 Zum Grab, den manche Träne netzt!

A N J E W G E N I . D A S L E B E N I N S W A N K A
 (1807)

Wohl dem, der ungebundner sich als andre weiß,
 Erlöst von Pflichten und von Amtsverdrießlichkeiten,
 Und dem der Hof nicht Gold noch Ruhm und Ehr verheißt,
 Dem fern liegt eifervolles Treiben!

Wer reist nach Petropol aus eignem Antrieb schon,
 Tauscht Enge gegen Weite, Riegel gegen Pforten,
 Erträgt des Prunkes Bürde, der Sirenen Thron,
 Blasierten Hochmutsblick der Großen?

Käm etwas gleich der goldenen Freiheit und der Zeit
 Des Abgeschiedenseins in Swanka und der Stille?
 Gesundheit, Eintracht mit dem Weib, Zufriedenheit,
 Mein Lebensende Ruh erfülle!

Wenn ich vom Schlaf erwach, heb ich den Blick empor,
 Und Morgenandacht hält mein Geist dem Weltenlenker,
 Ich dank ihm für der Schönheiten und Wunder Chor,
 Ein überreich mit Glück Beschenkter.

Späh ich in mein vergangnes Leben, find ich nichts,
 Das wie die Teufelsnatter mir das Herz zernagte,
 Wie bin ich froh dann, daß die Menschen ich verließ
 Und allem Ehrgeiz nun entsagte.

Ich atme Unschuld, und ich trinke Luft und Tau,
 Der Morgenröte Purpur seh ich, Sonnenfluten,
 Ich such mir unter Rosen, Lilien eine Au,
 Entwerfe Tempel mit der Rute.

Wenn Weizen hingestreut ich hab den Tauben mein,
 Seh ich im Wassernapf sie unterm Himmel kreisen;
 In Netzen singend federbunte Vögel klein
 Wie Schnee sich über Wiesen breiten.

Ganz nah vernehm ich, wie das Hirtenhorn jetzt ruft,
 Der Auerhähne dumpfes Balzen in den Feldern,
 Im Busch die Nachtigall und Schnepfen in der Luft,
 Die Pferde und Gebrüll von Kälbern.

Wie Lerchenton klingt es vom Dach, ein Duft
 Weht her vom Haus, mandschurisch oder libanesisch,
 An runde Tafel traliches Geplauder ruft
 Von neuem, baurisch oder städtisch.

Von Träumen, von der großen Männer Heldentum,
 Die hier in goldnen Rahmen an den Wänden glänzen,
 Gedenkend ihrer Taten, alter Zeiten Ruhm,
 Indes sie hell mein Stübchen kränzen.

Wo ich des Morgens oder abends manches Mal
 Im Westnik, in Journalen staunend hab gelesen,
 Welch tapfrer Held der Russe, wenn mit General
 Suworow er im Feld gewesen,

Wo man der Hausfrau vorlegt zu der Gäste Glück
 Gewebe, Tücher, Linnen, Vorhänge, Gewänder,
 Von Spitzen, Tafeltuch so manches Musterstück,
 Von Teppichen und Häkelbändern.

Wo ich von Bienengarten, Stall, Teich, Vogelhaus
 Im Öl das Gold erblick', in Waben unter Zweigen,
 Den Purpur an den Beeren, Samt im Pilzeflausch,
 Und Silber zitternd wie die Bleie.

Wohin der Arzt nach seiner Krankenrunde kommt,
 Um von Verschlimmrung oder Heilung zu berichten,
 Und Labsal jedem zu erbitten, das ihm frommt:
 Medikamente oder Süppchen.

Wo manchmal auch bei Würfel- oder Kartenspiel
 Der runde knausrige Verwalter und der Starost
 Bericht erstatten über Steuern, Korn, Gestühl,
 Mit einem Lächeln, niemals ratlos.

Und wo es gern gesehn ist, daß die junge Kunst
 Mit Holzskulpturen sich und auf der Leinwand vorstellt
 Und manche Gabe hinnimmt, Zeichen echter Gunst,
 Bisweilen auch ein kleines Zehrgeld.

Und wo, die Zeit zu kürzen vor dem Abendbrot,
 Mit Feuereifer manchmal in des Spieles Hitze
 Wir Karten mischen, ob beim Bridge, beim Pharao,
 Um eine von den kleinsten Münzen.

Ins Heiligtum der Musen gehe ich von dort,
 Mit Pindar und Horaz, wo Götter Festmahl halten,
 Erheb zu Freunden, Zaren, Himmeln ich das Wort,
 Mein ländlich Preislied sich entfaltet.

Auch seh ich im Jahrhundertspiegel fassungslos
 Der alten, neuen Zeiten Leidenschaft und Taten,
 Erblicke nichts als Eigenliebe, Menschen bloß,
 Die in die Haare sich geraten.

Ich denke seufzend: Eitelkeit, o Eitelkeit!
 Doch seh in seinem Glanze ich den Mittagslichtball:
 Wie wunderbar die Welt! Was quäl ich meinen Geist?
 Da doch der Schöpfer herrscht im Weltall.

Und hier auf Erden wirke wie am Himmelszelt
 Des Einen Ratschluß, der in allen Dingen waltet!
 Er sieht bis in das Tiefste meiner Innenwelt,
 Mein Dasein seine Hand gestaltet.

Indessen trifft der Hof- und Bauernkinder Schar
 Bei mir zusammen, nicht um meiner Lehren willen,
 Zu holen sich von Brezeln, Kringeln je ein paar,
 Den schwarzen Mann mag ich nicht spielen.

Mein Schreiber soll in allem, was ich unrein schrieb,
 Die Kletten wie der Schäfer aus dem Schafpelz tilgen,
 Auch wenn des Geistes Größe mir verschlossen blieb,
 Selbst Perlmutt prangt auf den Mantillen.

Das Mittagsmahl zu richten das Gesinde eilt;
 Zur Gästetafel geht mit ihrem Chor die Hausfrau,
 Ich seh in Mustern bunte Schüsseln rings verteilt,
 Als ob ein Blumenbeet ich anschau.

Wie Purpur Schinken, Suppe, grün mit gelbem Ei,
 Das frische gelbe Brot, Weißkäse, Krebse weinrot,
 Wie Bernstein, schwarz, der Kaviar; das Blau dabei
 Vom Hecht: gleich alles herrlich aufloht.

Und herrlich, weil Geschmack und Blick es sofort bannt;
 Doch nicht durch Überfülle, seltene Gewürze,
 Weil es geordnet, rein, weil es der Rus entstammt,
 Ein Hausvorrat an Kraft und Frische.

Und wenn mit Wein von Krim und Don der Humpen nun,
 Mit Schwarzbier, schäumend, und dem Trunk von Lindenhonig
 Die Stirne uns benebelt, glühend macht und duhn,
 Dann fließt die Rede scherhaft, wohlige.

Auf einmal stehn wir schweigend auf: Wie Funken sprüht
 Der süße Saft der Heimatbäume bis zum Schragen,
 Aufs Wohl des Zaren trinken wir mit lautem Lied
 Und auf der Zarin Wohlbehagen.

Zwei Schlückchen Kaffee dann und fünf Minuten Schlaf;
 Und Schachspiel, Kugelrollen oder Pfeilezielen,
 Ich schieße mit dem Schlägel Federbälle ab,
 Erheiternd mich bei muntern Spielen.

Aus baumumstandnen Bädern, Wassern wie Kristall,
 Beschattet spärlich nur im Licht der hellen Sonne,
 Hör Jünglinge und Jungfrau'n ich im Tropfenschwall
 Mit einem Hauch von Seelenwonne.

Laterna magica die schönsten Fleckchen malt
 Mir meiner Güter; Reiche, Meer — Papiergespinste.
 Die Welt voll Schönheit mir ins Auge strahlt
 Im trügerischen Bild der Künste.

Auch seh bei düstrem Lampenschein ich gerne zu,
 Wie Sterne still auf blauer Wellenströmung reisen,
 So brennend in der Luft die Sonnen ohne Ruh
 Zum Ruhm der höchsten Weisheit gleiten.

Auch sehn wir, wie mit Tosen Wasser fließt vom Wehr,
 Wie es Maschinen treibend Bäume teilt in Scheiben;
 Zur Luft als Dampf durch Eisensäulen wiederkehrt,
 Sein Aufwalln, Stampfen und Zerreiben.

Auch sind wir höchst gespannt, wie Baumwollfasern, Vlies
 Durch Nadeln, Ringe schneegleich in die Mulden rinnen
 Weichlockig, plötzlich, wie Maria es verhieß,
 Vielhundert Spindeln eifrig spinnen.

Auch wie für Flachs und Seide Farbe, Buntheit, Glanz
 Und Zierlichkeit die Königin der Felder bietet;
 Zu Landwehrhellebarden wird wie weiches Wachs
 Der harte Stahl dortselbst geschmiedet.

Und wie die Landwehrmänner, nun des Reiches Schild,
 Sich ungestüm formieren, ritterlich behangen:
 „Für unsern Glauben, für den Zaren sterben gilt,
 Eh der Franzose uns gefangen“.

Im Kahn flußabwärts, uferhin zu Fuß, zu Pferd,
In Kutschen fahr ich zu den Nachbarn in der Runde,
Wir angeln, fangen Vögel, laut das Blei man hört,
 Und Hasen mit dem Rudel Hunde.

Das Rauschen grün und schwarzer Wogen zu uns dringt,
Sobald der Pflug das Gras hebt, Sensen Halme mähen
Und Sicheln Flurengold — der duftgetränkte Wind
 Möcht allen Nymphen gern nachspähen.

Auch wie ein Schatten unter schwarzer Wolke eilt
Rasch über Garben, Heu und Teppiche, gelbgrüne,
Die liebe Sonne eine Stufe abwärts steigt
 Zu dunkelblauen Wäldern, Hügeln.

Wir treten, müd geworden, unters Eichendach,
Entzünden an des Wolchow Ufern Lagerfeuer;
Sehn zu, wie sich aufs Wasser legt der rote Tag,
 Und Teeduft steigt ins Luftgemäuer.

Ergötzlich! Wie in netzeschwerem Kähnetrupp
Die Fischer mit Geklopf das Wasservolk aufschrecken;
Wie Segel Schiffe, Barkenknechte mit dem Gurt
 Im Takt des Liedes zügig schleppen.

Wie herrlich! Hier der sanfte stille Uferhang,
Vereinzelt Hügelchen, besetzt mit kleinen Orten,
Im Wechsel Feld und Wiese neigend stromentlang,
 Am Wasser stehen ohne Worte.

Erquicklich! Auf der Sense blitzt von fern ein Strahl,
Schon hinterm Waldesdunkel laut ein Echo aufschlug,
Die Schnitterinnenschar kommt singend her vom Tal,
 Wenn wir zurückkehrn von dem Ausflug.

Wie eine Kirche glänzt im Scheibenrot mein Haus,
Bergan den gelben Weg durch Rosen matt bescheinend,
Im Strahlenregen uns ein Springborn rauscht,
 Musik ertönt im Lüsteweinen.

Aus Eisenmündern feiertags Geböller dringt,
 Und unterm Sterngefunkel, unter hellen Eiben
 Dem Volk der Bauern, Weiber Bier und Wein man bringt,
 Es tanzt und singt zum Spiel der Geigen.

Doch haben wir an diesen Freuden dann genug,
 Erfreun wir uns im Haus an Residenzenspielen,
 Und jedes Kind uns seine Gaben zeigen muß
 Bei Tanz, Gesang und Musizieren.

Der Amoretten, Grazien Spiel und Reigentanz,
 Von Thalia und von Terpsichore entliehen
 — Der Schäfer windet seiner Schäferin den Kranz—,
 Die Blicke zaubrisch auf sich ziehen.

Vom Harfenklang das Herz anrührendes Getön,
 Vom *Leiselaufen* Saitenklänge sanft entschweben
 Und lassen uns im freien Reich der Harmonien
 Das waltende Gesetz erleben.

Doch anders als beim Feiern bin ich sonst allein,
 Ich steh erhöht, gestützt auf des Geländers Säulen,
 Das Schläfenhaar, es fällt herab im Dämmerschein,
 Ich fliehe fort in sanfte Träume.

Was füllt den schlummernden Verstand nicht alles aus,
 Die Phantasien aller Zeiten ziehn vorüber,
 Der Meere Tosen, Jahr und Tage, Sturmgebraus
 Und leises Fächeln der Zephire.

Ach! Den vergangnen schönen Tag, wo find ich ihn?
 Wo blieb der Siegesruhm, der Lichtglanz Katharinas?
 Pauls Taten wo? Die Sonne schwand, nur Schatten ziehn ! ...
 Ob Adler wieder fliegen einstmals?

Dem schönen Sommer Alexanders Ära gleicht:
 Mit zarter Lyra Saiten seelenvoll zu walten,
 Der Mensch war glücklich einst in diesem Friedensreich,
 Doch Blitz und Donner Einzug halten.

Ob sie verstummen werden? — Dies weiß Er allein,
 Der alle Sphären lenkt zum vorbedachten Ende,
 Er führt sie mit dem Finger wie am Bau den Stein,
 Das Maß zu aller Wohl er wendet.

Der Wünsche Flug, des Trachtens Keim entgehn ihm nicht,
 Er lächelt spöttisch über unsre Tollkühnheiten:
 Die einen strahln im Finstern, jene schwärzt das Licht,
 So heute wie in künft'gen Zeiten.

Gewappnet hat den Russen er zur Gegenwehr
 Dem neuen Tamerlan bei Pułtusk, Preußisch-Eylau,
 Der jungen Führer Blick betört mit Siegen er,
 Und trübt den Ruhm des Adlers eisgrau.

Vor tiefer Nacht verdüstert sich der Sterne Schein,
 Was ist das eitle Leben? Dumpf tönt meine Leier!
 O weh! Saturn wird selbst die Knochenasche mein
 Verwehn aus diesen Erdenzeiten.

Verfallen wird das Haus, der Garten verdorrn, der Wald,
 Den Namen Swanka wird dann niemand mehr erwähnen,
 Nur Eulenaugen flimmern feuergrün und alt,
 Und Hüttenrauch wird sich erheben.

Doch nein, Jewgeni! Der du Zeuge hier einst warst
 Der Lieder mein, steig auf zum schreckenvollen Hügel,
 Der im Gewölb, in seinem Schoß, das finstre Grab
 Des Zauberers und Führers hütet.

Von dort, wenn dröhnend über ihm die Donner rolln,
 Das eh'rne Tor, die kupfernen Geräte hallen,
 Vernehmbar unterirdisch, wie mit dumpfem Grolln
 Die Köcher in den Wäldern schallen.

Vielleicht wirst, Vater du, mit deinem Weihestab
 An Eisentafeln, dicht mit Moos bewachsen, schlagen,
 Und all die Schlangen, die sich winden um mein Grab
 — Den bleichen Neid —, zum Abgrund jagen.

Nicht achtend unsrer heitern, düstren Tage Kreis,
 Auch nicht des Glückes Niedergang und Aufwärtsstreben,
 Allein durch Wahrheit rufst du in der Menschen Geist
 Ins Leben mich mit Krios Segen.

Mit der Posaune in der Nacht der Ewigkeit
 Ist sie es, kundzugeben, wo des Echos Spuren
 Von meiner Lyra Klang, dem Strömerauschen gleich,
 Sich breiten über Hügel, Fluren.

Du hörtest sie, mit deiner Feder weckest du
 Die Nachfahrn aus dem Schlummer, bei des Nordens Hauptstadt,
 Wie fernes Grummeln flüsterst du dem Wandrer zu:
 „Felizas, Gottes Sänger hier gelebt hat.“

Iwan Chemnizer

D A S R E I T P F E R D

(1779)

Ein stolzes Reitpferd traf im Feld auf eine Mähre,
 Die vor den Pflug gespannte,
 Die Prunk und Putz nicht kannte
 Und nicht die herrschaftliche Ehre,
 Ein stolzes Reitpferd einer edlen Zucht zu sein.
 Es sprach verächtlich auf die alte Mähre ein
 Und prahlte, blähte sich und gab groß an
 Mit diesem und mit jenem, was es alles kann.
 Und sprach: „Wie steht es denn um dich?
 Warst du jemals ein Prachtroß so wie ich?
 Hat man dich einst gepflegt wie mich?
 Und höre, Mähre, mir zollt jedermann Beachtung,
 Und jeder gibt den Weg frei voll Bewunderung,
 Und jeder lobt an mir die Anmut, lobt die Leistung.
 Doch wer kennt dich in dieser Welt?“

Der Mähre ward der Hochmut über.
 „Du Prahlhans“, — sprach sie,— „weißt du denn kein andres Feld?
 Wenn du dich trolltest, wär's mir lieber.
 Es steht dir schlecht zu höhnen
 Mit hochtrabenden Tönen!
 Wie wolltest du dich mit mir messen,
 Bekämst du nicht vom Hafer meiner Mühn zu fressen?“

W O L F S E R W Ä G U N G (1782)

Der Wolf sah einst dem Hirten bei der Schafschur zu.
 Er sprach: „Wie sonderbar, und wie soll ich es deuten?
 Warum macht er es nicht, wie ich es tu?
 Er könnte doch das Schaf ganz einfach häuten,
 Wie man es kennt von herrschaftlichen Leuten,
 Warum treibt er es nicht genau wie jene?“
 Der Elefant hörte des Wolfs Betrachtung.
 Er sprach: „Du redest, wie so Wölfe eben reden.
 Der Hirt schenkt solchem Wortgeschwätz keine Beachtung.
 Denn würde er die Schafe töten,
 Wenn er dich, Wolf, und manchen Herrn zum Vorbild nähme,
 Gäb es bald keines mehr, von dem noch Wolle käme.“

Juri Neledinski-Melezki

K A L T, B E F I E H L S T D U, S O L L I C H S T E H E N... (1792)

Kalt, befiehlst du, soll ich stehen,
 Du Reizende, vor Dir!
 Willst du mich gehorsam sehen,

Gib ein and'res Herze mir:
 Gib ein Herz mir, das verstände,
 Dich erkennend, frei zu sein;
 Gib mir eins, das Mut empfände,
 Nicht zu leben dir allein.

Jenes Herz, in das sich senket
 Deine liebliche Gestalt,
 Jenes, das um dich sich kränket,
 Auch für dich nur schlägt und wallt;
 Fremd ist andre Qual und Wonne,
 Jedes andre Leben ihm;
 Du bist Lust mir, Leben, Sonne
 In des Leidens Ungestüm.

Soll ich mich der Treu entbinden?
 Du empfingst mein erstes Glühn!
 Du nur ließest mich empfinden,
 Daß mir Seele ward verliehn.
 Seele dank ich deinen Hulden,
 Deine Gabe bring' ich dir
 Doch du willst kein Opfer dulden,
 Nicht erlauben darf ich's mir.

Heiße nur mich nicht dich meiden,
 Dein Begehrn macht mir Schmerz!
 Kann mein stummes, stilles Leiden,
 Kann's beleidigen dein Herz?
 Scheint's Verbrechen dir, zu sehen
 In dein Auge himmlischklar,
 Zu erglühn in Sehnsuchtswehen
 Und zu dulden, Trostes bar?

Z U D E S K L A R E N B A C H E S F L U T E N ...

(1796)

Zu des klaren Baches Fluten
 komm ich, seh die schnellen fliehn:
 Nimm mir meines Schmerzes Gluten,
 Schnelles Bächlein, nimm sie hin.

Nein, du kannst sie mir nicht nehmen,
 Meines Herzens herbe Pein;
 Mehren kannst du nur mein Grämen,
 Kannst dem Schmerz nur Nahrung leihn.

Well' auf Welle seh' ich rollen
 Nach der alten Richtung fort:
 Die Gedanken alle wollen
 Immer nur nach einem Ort.

Dunkel ist mein Sinn und trübe,
 Doch dem Quäler bleibts verhehlt;
 Den ich meine, den ich liebe,
 Weiß nicht, wie dies Herz sich quält.

Womit lindern diese Schmerzen
 Und der Seele Ruh' verleihn? —
 Ach! Ich will und mag dem Herzen
 Nimmermehr Gebieter sein.

Ihm gebietet nur mein Lieber;
 Ein Gesetz ist mir sein Blick.
 Wird mein Geist auch trüb und trüber,
 Nur ihn lieben ist mein Glück.

Lieber ewig mich betrüben,
 Als vergessen jemals ihn!
 Sollt ich meinen Freund nicht lieben,
 Müßt ich ja das Leben fliehn.

Meiner Seele Lust und Schmerzen
Sind ein Opfer ihm allein;
Jeden Schlag in meinem Herzen
Mag ich nur dem Trauten weih'n.

Du, den nie die Lippe nennet,
Der mir tief ins Herz gesenkt;
Du, durch den das Mädchen brennet,
Atmet, schauet, fühlt und denkt.

Aller Unmut sei dir ferne,
Hörst du meiner Klage Ton;
Meinem Schicksal weich ich gerne,
Ich erwarte keinen Lohn.

Kannst dein Herz du überwinden,
Prüfe meines Fühlens Macht!
Durch geheuchelt', sei's, Empfinden
Mind're meiner Seele Nacht.

Alexander Radischtschew

Die absolute Gewalt ist der der menschlichen Natur am meisten zuwiderlaufende Zustand. Wir können ebensowenig jemandem über uns unbegrenzte Macht einräumen, wie auch das Gesetz als Ausdruck des allgemeinen Willens kein anderes Recht hat, Verbrecher zu bestrafen, als das der Unantastbarkeit des Menschen. Wenn wir unter der Macht der Gesetze leben, so nicht um jeden Preis, sondern weil wir darin unseren Nutzen sehen. Wenn wir dem Gesetz einen Teil unseres Rechts und unserer natürlichen Gewalt abtreten, so nur, damit es für uns von Vorteil sei. Darüber schließen wir mit der Gesellschaft einen stillschweigenden Vertrag. Wird er verletzt, so sind auch wir unserer Verpflichtung entbunden. Ungesetzlichkeit des Herrschers gibt dem Volk, seinem Richter, das gleiche und noch größere Recht über ihn, als es ihm das Gesetz über Verbrecher einräumt. Der Herrscher ist der erste Bürger der Volksgesellschaft.

(1773)

R E I S E V O N P E T E R S B U R G
N A C H M O S K A U

(Auszüge)

(1790)

Ein Untier, plump, frechwütend und riesig,
bellend aus hundert Mäulern.

Trediakowski

Z u e i g n u n g

A.M.K.

Dem teuren, geliebten Freunde.

Was immer Vernunft und Herz hervorbringen mögen, Dir, der Du mit mir fühlst, soll es geweiht sein. Mögen meine Ansichten über viele Dinge von den Deinen abweichen, Dein Herz schlägt im Gleichklang mit dem meinen, und Du bist mein Freund.

Ich blickte um mich, und meine Seele wurde wund unter den Leiden der Menschheit. Ich wandte den Blick in mein Inneres, und ich erkannte, daß die Not des Menschen vom Menschen kommt, und dies häufig nur, weil sein Auge sich nicht geraden Blicks auf die Dinge richtet. Wie, sprach ich zu mir selbst, war denn die Natur so karg zu ihren Kindern, daß sie dem unschuldig Irrenden die Wahrheit auf ewig verbarg? Hat diese finstere, strenge Stiefmutter uns dazu hervorgebracht, daß wir die Not empfinden, Glückseligkeit aber nie? Meine Vernunft schauderte ob diesen Gedankens, und mein Herz stieß ihn weit von sich. Ich fand dem Menschen einen Tröster in ihm selbst. „Hebe den Schleier hinweg von den Augen des natürlichen Empfindens — und ich werde glückselig sein.“ Diese Stimme der Natur ertönte laut in meinem Inneren. Ich erwachte aus der Betrübnis und Verzagtheit, in die Empfindsamkeit und Mitleid mich gestürzt hatten; ich fühlte in mir genügend Kraft, dem Irrtum zu trotzen; und — unaussprechliche Freude! — ich spürte, daß ein jeder am Wohltun für seinesgleichen teilhaben kann.

Das ist der Gedanke, der mich aufzuzeichnen bewog, was Du lesen wirst. Wenn ich aber, sagte ich mir, jemanden finde, der mein Vorhaben gutheibt, der um des edlen Zweckes willen die ungeschickte Darstellung des Gedankens nicht schmäht, der sich zusammen mit mir erbarmt über die Not seiner Mitbrüder, mich auf meiner Wanderschaft stützt — wird dann die aufgewandte Mühe nicht doppelte Frucht tragen? Wozu, wozu diesen Menschen in der Ferne su-

chen? Mein Freund! Du lebst meinem Herzen nahe — und Dein Name soll diesem Beginnen leuchten.

C h o t i l o w

Ein Zukunftsprojekt

Nachdem wir unser geliebtes Vaterland allmählich zu dem blühenden Zustand gebracht haben, [...] daß in unserem Reich die menschliche Vernunft ihre Flügel frei entfaltet, sich ungehindert und unbeirrt überall zur Größe erhebt und heute zum Hüter der Gesetze der Gesellschaft geworden ist, [...] sollten wir da dem Gefühl der Menschlichkeit so abhold sein, so abhold den Regungen des Erbarmens, der Zärtlichkeit edler Herzen und der brüderlichen Liebe, daß wir vor unseren Augen und zu unserem ständigen Tadel, zur Schande vor einer späteren Nachkommenschaft ein ganzes Drittel unserer Mitgenossen, unserer Mitbürger, die uns gleich sind, unserer in der Natur geliebten Brüder in den schweren Fesseln der Sklaverei und der Unfreiheit belassen? Die unmenschliche Sitte, Menschen seinesgleichen zu Sklaven zu machen, die in den Glutzonen Asiens entstanden ist, eine Sitte, die wilden Völkern ansteht, eine Sitte, die ein versteinertes Herz und das völlige Fehlen von Seele bezeichnet, hat sich auf dem Antlitz der Erde nach allen Richtungen hin rasch ausgebreitet. Und wir, die Söhne des Ruhms, wir, die durch Namen und Taten unter den erdgeborenen Geschlechtern berühmt sind, wurden von der Finsternis der Unwissenheit befallen und haben diese Sitte übernommen; und zu unserer Schande, zur Schande vergangener Jahrhunderte und zur Schande dieser vernunfterfüllten Zeit haben wir sie bis auf den heutigen Tag fest bewahrt. [...]

Der Landmann ist bis heute unter uns ein Sklave; wir sehen in ihm nicht den Mitbürger, der uns gleich ist, haben den Menschen in ihm vergessen. O liebe Mitbürger, o ihr wahren Söhne des Vaterlands! Blickt um euch und erkennt eure Verirrung. Die Diener der ewigen Gottheit haben euch, im gleichen Sinne wie wir nach dem Wohl der Gesellschaft und dem Glück des Menschen trachtend, in ihren Unterweisungen im Namen des von ihnen verkündeten allspenden Gottes erläutert, wie sehr es seiner Weisheit und Liebe zuwider ist, wenn einer eigenmächtig über seinen nächsten herrscht. Sie haben sich bemüht, euch durch Beweisgründe, die sie aus der Natur und unserem Herzen schöpften, eure Grausamkeit, Ungerechtigkeit und Sünde zu zeigen. Noch hält ihre Stimme feierlich und laut in den Tempeln des lebendigen Gottes: besinnt euch,

Verirre, erweicht euer Herz, Grausame; zerschlagt die Ketten eurer Brüder, öffnet den Kerker der Unfreiheit, und laßt euresgleichen die Süße des Zusammenlebens kosten, zu dem sie ebenso wie ihr vom Allspendenden erschaffen sind. Sie erfreuen sich der wohltätigen Strahlen der Sonne ebenso wie ihr, sie haben die gleichen Glieder und Sinne, und sie müssen das gleiche Recht haben, diese zu gebrauchen.

Doch wenn euch die Diener der Gottheit das Unrecht der Versklavung im Hinblick auf den Menschen vor Augen geführt haben, so machen wir es uns zur Pflicht, euch deren Schädlichkeit für die Gesellschaft und ihre Verkehrtheit im Hinblick auf den Staatsbürger zu zeigen. Da der Geist der Philosophie schon vor so langer Zeit aufgekommen ist, konnte es überflüssig scheinen, Beweisgründe für die natürliche Gleichheit der Menschen und daher auch für die Staatsbürger zu suchen oder zu erneuern. Wer unter dem Schutz der Freiheit aufgewachsen und erfüllt ist von Gefühlen des Edelmuts, aber nicht von Vorurteilen, für den sind die gewöhnlichen Regungen seines Herzens Beweisgründe für die ursprüngliche Gleichheit. Doch ist das eben das Unglück des Sterblichen auf Erden: sich am hellen Tag zu verirren und das nicht zu sehen, was direkt vor seinen Augen steht. [...]

Wir leben in einer Gesellschaft, die schon viele Stufen der Vervollkommnung durchlaufen hat, und haben daher ihren ursprünglichen Zustand vergessen. Blickt indessen auf alle neuen Völker und auf alle Gesellschaften der Natur, wenn man so sagen darf. Erstens ist Versklavung ein Verbrechen; zweitens erfährt allein der Bösewicht oder der Feind die Last der Unfreiheit. [...] Wer aber unter uns trägt Ketten, wer verspürt die Last der Unfreiheit? Der Landmann! Er, der uns in unserer Dürftigkeit nährt, unseren Hunger stillt, uns Gesundheit gibt und das Leben verlängert, selbst aber weder über das verfügen darf, was er bearbeitet, noch über das, was er erzeugt. Wer hat denn das nächste Recht auf den Acker, wenn nicht der, der ihn bebaut? [...] Kann etwa ein Staat, in dem zwei Dritteln der Bürger des Namens eines Bürgers beraubt und vor dem Gesetz zu einem Teil tot sind, glücklich genannt werden? Kann man die staatsbürgerliche Stellung des Bauern in Rußland eine glückliche nennen? Nur wer unersättlich nach Blut giert, wird sagen, er sei glücklich, denn er hat keinen Begriff von einem besseren Zustand. [...]

Das war es, was ich in dem mit Schmutz beschmierten Papier las, das ich vor dem Posthaus aufgehoben hatte, als ich aus meiner Kibitka stieg.

Als ich das Posthaus betreten hatte, fragte ich, welche Reisenden kurz vor mir dagewesen seien.

„Der letzte Durchreisende“, — sagte der Postmeister zu mir, — „war ein Mann von etwa fünfzig Jahren; er fährt mit Reiseorder nach Petersburg. Er hat ein Bündel Papiere bei uns vergessen, das ich ihm jetzt nachschicke.“ Ich bat

den Postmeister, mir diese Papiere zur Ansicht zu geben, und als ich sie entfaltete, erkannte ich, daß das von mir gefundene gleichfalls dazu gehörte. Ich überredete ihn, mir diese Papiere auszuhändigen, und gab ihm eine Belohnung dafür.

Bei ihrer Durchsicht stellte ich fest, daß sie einem guten Freund von mir gehörten, und daher betrachtete ich ihren Erwerb nicht als Diebstahl. Er hat sie bis heute nicht von mir gefordert, sondern es meinem Ermessen überlassen, was ich aus ihnen zu machen wünsche. [...]

G o r o d n j a

Bei der Einfahrt in dieses Dorf drang nicht dichterischer Gesang an mein Ohr, sondern das herzzerreißende Jammern von Frauen, Kindern und Greisen. Ich stieg aus meiner Kibitka, entließ sie zum Posthof und verspürte Neugier zu erfahren, was die Ursache für die auf der Straße zu bemerkende Bestürzung war.

Als ich nähertrat, erkannte ich, daß das Einrücken der Rekruten Ursache für das Schluchzen und die Tränen der vielen war, die sich hier drängten. [...]

In einer Gruppe hielt eine alte Frau von etwa fünfzig Jahren einen zwanzigjährigen Burschen am Kopf und jammerte: „Mein liebes Kind, bei wem bleibe ich, wenn du mich verläßt? Was wird nun aus dem elterlichen Haus? Unsere Felder werden sich mit Unkraut, unsere Hütte wird sich mit Moos bedecken. Ich, deine arme alte Mutter, muß betteln gehen. Wer wird mein Alter gegen die Kälte wärmen, wer es vor der glühenden Hitze beschützen? Wer wird mir zu trinken geben und mich speisen? [...] Wer wird mir beim Sterben die Augen schließen? [...]“

Neben der Alten stand ein schon erwachsenes Mädchen. Sie jammerte gleichfalls: „Leb wohl, mein Herzensfreund, leb wohl meine helle Sonne. Für mich, deine Braut, wird es keine Freude, keine Lust mehr geben. [...] Die Sonne wird nicht mehr zur Freude über mir aufgehen [...]“.

Der Bursche sagte zu ihnen: „Hört auf zu weinen, hört auf, mein Herz zu zerreißen. Der Zar ruft uns zum Dienst. Auf mich ist das Los gefallen. Das ist Gottes Wille. [...]“

Von diesem Unglücklichen ging ich zu einer Gruppe, in der ich drei in stärkste Eisen geschmiedete Männer sah. [...] Ich fragte einen der Nächststehenden, der seiner Kleidung nach Kanzleischreiber zu sein schien: „Diese sind gewiß in so schwere Fesseln geschlossen worden, weil man fürchtet, sie könnten fliehen?“

„Sie haben es erraten. Sie haben einem Gutsherren gehört, der Geld für eine neue Kutsche brauchte, und um das zu bekommen, hat er sie zur Rekrutengestellung an Kronbauern verkauft.“

Ich: „Mein Freund, du irrst, Kronbauern können ihresgleichen nicht kaufen.“

Er: „Das geschieht auch nicht durch Verkauf. Der Herr dieser Unglücklichen hat laut Vertrag das Geld bekommen und läßt sie frei; nun werden sie, angeblich auf eigenen Wunsch, als Staatsbauern in dem Amtsbezirk eingetragen, der für sie das Geld bezahlt hat, der Amtsbezirk aber schickt sie auf allgemeinen Beschluß zu den Soldaten. Sie werden jetzt mit ihren Freilassungsscheinen zur Eintragung in unseren Bezirk gebracht.“

Freie Menschen, die nichts verbrochen haben, werden in Ketten verkauft wie Vieh! O Gesetze, eure Weisheit besteht oft nur in eurem Stil! Ist das für euch nicht offene Verhöhnung? Noch mehr als das ist es aber Verhöhnung des heiligen Namens der Freiheit. Oh, wenn die Sklaven, von ihren schweren Fesseln gedrückt, wütend in ihrer Verzweiflung, mit dem Eisen, das ihre Freiheit hindert, unsere Häupter, die Häupter ihrer unmenschlichen Herren, zerschmetterten und mit unserem Blut ihre Äcker röteten — was würde der Staat dadurch verlieren? Bald würden sich aus ihrer Mitte große Männer erheben, das geschlagene Geschlecht abzulösen, aber diese wären anderer Meinung über sich selbst und des Rechts der Unterdrückung beraubt.

Das ist kein Traum, sondern der Blick durchdringt den dichten Vorhang der Zeit, der die Zukunft vor unseren Augen verbirgt; ich blicke durch ein ganzes Jahrhundert hindurch!

[...]

D I E F R E I H E I T O d e

(Auszüge)

(1781-1783)

1

O Himmelsgabe, Quell voll Segen,
O aller großen Taten Grund,
O Freiheit, Freiheit! Nimm entgegen
Dein Lob aus eines Sklaven Mund.
Laß deine Glut das Herz erfüllen,
Zerreiß mit starker Hand die Hüllen,
Zu Licht mach des Versklavten Nacht!

Auch Tell und Brutus magst du wecken,
 Daß alle Herrschenden erschrecken,
 Verzagt vor deiner Stimme Macht.

10

Schaun wir auf Gegenden der Erde,
 Wo trüb der Knechtschaft Throne stehn,
 Wo fügsam staatliche Behörden
 Im Herrscher eine Gottheit sehn.
 Der Herrscher läßt den Glauben schützen,
 Der Glaube wird den Herrscher stützen.
 Sie sind, zu knechten uns, verbündet:
 Denn den Verstand will jener schwächen,
 Und dieser will den Willen brechen:
 „Stets zum Gemeinwohl!“ jeder kündet.

11

Der Schatten, den Versklavte geben,
 Bringt keine goldne Frucht hervor;
 Wo alles des Verstandes Streben
 Bedroht, wächst Größe nicht empor.
 Öd wird das beste Ackerland,
 Sichel und Sense sind verbannt,
 Der faule Ochse schläft vorm Pflug.
 Des Ruhmes Glanzschwert muß verblassen,
 Minervas Tempel starrt verlassen,
 Ein Netz senkt sich aus Arg und Trug.

12

Der Zar, das Eisenzepter fassend,
 Blasiert erhobnen Angesichts,
 Sich auf dem Großthron niederlassend,
 So achtet er das Volk für nichts.
 Er kündet, Herr von Tod und Leben:

„Ich kann dem Bösewicht vergeben.
Lach ich, so stimmt ein jeder ein;
Furcht faßt ihn, blick ich finster drein.
Man lebt, wenn ich befehl, zu leben.“

13

Und wir sehn still, wie uns der Drachen,
Der wild nach unserm Blute schreit,
Drohlaute stoßend aus dem Rachen,
Zur Hölle macht die frohste Zeit.
Hochmütig in der Herrscherhalle
Umstehn den Thron fußfällig alle.
Bald naht der Rächer, fürchte dich!
Prophet der Freiheit, uns gesandt,
Verheißt er sie; von Land zu Land
Verbreitet diese Botschaft sich.

14

Ein Kriegsheer wächst in jedem Lande,
Wehrbar durch Hoffnung. Keiner ruht,
Bis er hinwegwäscht seine Schande
Mit des gekrönten Herrschers Blut.
Ich seh, das scharfe Schwert blitzt bald,
Tod fliegt in vielerlei Gestalt
Ums Haupt dem selbsternannten Gott.
Freut euch, versklavte Völker, nur!
Das Racheschwert, das die Natur
Schuf, führt den Herrscher aufs Schafott.

15

Kraftvoll zerreißt es unter Dröhnen
Den Vorhang dieser Lügennacht.
Mißachtend ihn, dem alle frönen,
Den Götzen störrisch-eitler Macht,
Den hundertarmgen Riesen greifend
Und ihn, als sei's ein Bürger, schleifend
Zum Thron, der nun dem Volk gegeben:

„Wie konntest du, von mir gekrönt,
Von mir einst mit der Macht belehnt,
Dich, Frevler, gegen mich erheben?

16

Daß du die Gleichheit aller schützt,
Hab ich in Purpur dich gekleidet,
Daß Unheil nicht die Unschuld leidet,
Daß du sie wie ein Vater liebst,
Vergeltung unbestechlich übst
An Laster, Lüge, falschen Zeugen,
Mit Ehr' nicht bei Verdienst zu spar'n,
Der Sitten Reinheit zu bewahr'n,
Durch Recht dem Bösen vorzubeugen.

19

Doch du vergaßt, was du geschworen,
Vergaßt: Ich einzig krönte dich,
Hab dich zu meinem Trost erkoren.
Du meinst, du seist der Herr — nicht ich.
Dein Schwert stieß die Statuten um
Und machte die Gesetze stumm,
Brach dem Verbrechen frei die Bahn.
Die Wahrheit machtest du zu Spott,
Du batest niemals mich noch Gott,
Und Abscheu vor mir kam dich an.

22

Grausamster aller Übeltäter,
Das Böse tief im Angesicht,
Du schlimmster unter den Verrätern,
Erschein, ich ruf dich vor Gericht!
Zu Buch all deine Frevel stehen,
Sollst keiner Todesart entgehen,

Verwegner Feind! Mich zu verderben
 Stießt du den Stachel wider mich.
Ein Tod wär zu gering für dich,
Nein, hundert Tode sollst du sterben.“

25

Doch jäh begann ein Sturm zu toben
 Auf Wassern, wo sonst Frieden war.
 Der Freiheit Blicke warn erhoben;
 Zur Wetsche strömt das Volkes Schar,
 Den Eisenthron stürzt es erbittert.
 Wie einst steht Simson auf, erschüttert
 Nun den Palast der bösen List.
 Alles gebiert, Natur, dein Schoß.
 Groß bist du, Geist der Freiheit, groß,
 Ein Schöpfer, so wie Gott es ist.

28

Gabst dem Verstand, verwirrt, bezwungen
 Von Lüge fast, ein hohes Streben;
 Seht, mächtige Veränderungen
 Lassen den ganzen Erdkreis beben;
 Kolumbus eilt auf Meereswegen
 Dem fremden Kontinent entgegen;
 Und seht, ein Wunder ist geschehen,
 Denn Galilei hob seine Hand,
 Den leeren Raum er überwand
 Und ließ die Sonne stille stehen.

29

So fliegt der Freiheit Geist, zerschlagend
 Das neue Joch der Sklaverei,
 Durchs ganze Land die Kunde tragend,
 Daß jeder groß und würdig sei.
 Er bringt hervor, gebiert, belebt.
 Kein Hindernis, das sich erhebt,
 Hemmt ihn, bricht seine Tapferkeit.

Verstand denkt mit ihm, unbesiegt,
Er kennt das Wort, vor dem verfliegt
Die Asche der Unwissenheit.

45

Ihr Völker, denen, frei zu leben,
Ein gütges Schicksal hat geschenkt!
Bewahrt, was euch Natur gegeben,
Der Ewge tief ins Herz euch senkt!
Leicht werdet ihr des Abgrunds Beute;
Auch wenn man auf ihn Blumen streute:
So wißt, er ruht nur kurze Zeit.
Wie rasch läßt sich, was stark ist, schwächen,
Kann machtlos alle Kraft zerbrechen,
Wird alles Licht zu Dunkelheit.

B R I E F A N E I N E N F R E U N D , D E R A U S
D I E N S T L I C H E N G R Ü N D E N I N
T O B O L S K L E B T .

St. Petersburg, den 8. August 1782

Gestern hat hier mit Glanz und Pracht die Einweihung eines zu Ehren Peters I. errichteten Denkmals stattgefunden, nämlich die Enthüllung seines von Falconet geschaffenen Standbildes. Hierüber möchte ich Dir, lieber abwesender Freund, einiges berichten. [...] Du wirst wenigstens eine Stunde Deiner Muße gern dazu verwenden, mit dem zu plaudern, der einst Leid und Freude mit Dir geteilt hat, mit dem Du Deine Jugend verlebt hast.

Die Stätte, an der man fünfzehn Jahre lang der Öffentlichkeit verborgen an dem Standbild des Zaren Peter gemeißelt hat, war mit bemalter Leinwand umkleidet und das Haus, das einst dort stand, hatte man in aller Stille abgebrochen und der Platz ringsum war frei gemacht worden.

An dem für die Feierlichkeit bestimmten Tage strömte die Volksmenge schon in der zweiten Nachmittagsstunde hin zu dem Ort, an dem sie das Antlitz dessen zu schauen wünschte, der sie erneuert und erleuchtet hat. [...] Alles war bereit; tausende Zuschauer auf den eigens für sie hergerichteten Tribünen und die überall in der nächsten Umgebung und auf den nächstgelegenen Dächern

verteilte Volksmenge warteten ungeduldig darauf, das Bildnis dessen zu schauen, den ihre Ahnen zu ihren Lebzeiten gehaßt und nach seinem Tode beweint haben. Denn es ist gewißlich wahr: Würde, Verdienst und Tugend erregen zuweilen den Haß auch derer, die keinen Grund haben, sie zu hassen; sind aber Ursache und Grund zum Haß dahin, dann lassen auch sie ihnen Gerechtigkeit widerfahren, und der Ruhm des großen Mannes festigt sich nach seinem Tode. Kaiserin Katharina, die dieses Ruhmesmal für Peter hat errichten lassen, hatte bei ihrem Sommerhaus das Schiff bestiegen und traf nun am Landeplatz ein. Sie ging an Land und schritt zwischen ihren Kriegern hindurch zu dem beim Senat für sie bereiteten Sitz. Kaum war sie dort angelangt, als die Hülle um das Standbild langsam und unmerklich fiel. Und nun bot sich unseren Blicken wieder, hoch auf feurigem Roß und in der alten Tracht seiner Väter, der Mann, der diese Stadt gegründet und zum ersten Male auf den Gewässern der Newa und des Finnischen Meerbusens die Flagge der russischen Flotte gehißt hat, die zuvor noch nicht existierte. Er erschien den Blicken seiner lieben Kinder hundert Jahre nach dem Tage, an dem die zitternde Hand des Knaben zum erstenmal das Zepter des großen Rußland ergriffen und dessen Grenzen er so ruhmreich erweitert hat.

Gesegnet sei Dein Erscheinen, spricht seine Thronfolgerin, die sein Werk fortsetzt und neigt das Haupt. Alle folgen ihrem Beispiel. Und jetzt netzen Freudentränen die Wangen. O Peter! Als deine großen Taten Bewunderung und Ehrfurcht zu dir erweckten, war da unter den Tausenden, die die Größe deines Geistes und deines Verstandes bewunderten, wenigstens einer, der dich aus reinem Herzen pries? Die Hälfte waren Schmeichler, die dich in ihrem Innern haßten und dein Werk bemäkelten; die anderen, von Schrecken erfaßt von deiner Macht, schlügen vor dem Glanze deines Ruhmes knechtisch ihre Augen nieder. Damals warst Du am Leben, Zar, und allmächtig. Heute aber, da du weder strafen noch liebkosen kannst, da du nicht mehr atmest, da du schwächer bist als der letzte deiner Krieger, heute, sechzig Jahre nach deinem Tode, röhmt man dich wirklich, dankt man dir, ohne zu schmeicheln. Doch um wieviel enthusiastischer und deiner würdiger wäre unsere Anerkennung, wenn sie sich nicht an das Beispiel deiner Nachfolgerin hielt, einem würdigen Beispiel zwar, aber doch dem Beispiel eines Menschen, in dessen Händen Tod und Leben von Millionen seinesgleichen liegen! Unsere Anerkennung wäre freier, und die Enthüllung deines gemeißelten Bildes wäre zu einem Dankgebet geworden, das das Volk in seiner Freude empor zum Ewigen Vater gesandt hätte. [...]

Das Standbild stellt einen kraftvollen Reiter auf feurigem Rosse dar, das eine steile Höhe hinaufstürmt und den Gipfel bereits erreicht hat. Eine auf dem Wege liegende Schlange, die mit ihrem Stachel das stürmische Roß und den Reiter aufzuhalten versuchte, hat es zertreten. Ein einfacher Zügel und statt des Sattels

ein durch einen Gurt gehaltenes Tierfell bilden das ganze Reitgeschirr. Der Reiter sitzt zu Roß ohne Steigbügel, im Uniformrock, mit schnallenlosem Gürtel, in Purpur bekleidet. Sein Haupt ist mit Lorbeer bekränzt, die Rechte ausgestreckt. [...] Laß mich die Gedanken dessen erraten, der Peters Standbild geschaffen hat. Die steile Höhe deutet auf die Hindernisse, denen Peter bei der Durchführung seiner Pläne begegnete. Die auf dem Wege liegende Schlange bedeutet die Tücke und Bosheit derer, die ihm wegen seiner Neuerungen nach dem Leben trachteten. Die alte Tracht, das Tierfell und die ganze schlichte Aufmachung des Rosses und des Reiters symbolisieren die einfachen und rauen Sitten und die Unwissenheit, die Peter im Volk vorgefunden, das er sich umzuformen vorgenommen hatte. Sein Haupt ist mit Lorbeer bekränzt, weil er erst der siegreiche Feldherr war, ehe er Gesetze geben konnte. Das männliche und kraftvolle Äußere und die Stärke des Erneuerers, der ausgestreckte Arm — „schützend“ nennt ihn Diderot — und der heitere Blick deuten auf die innere Sicherheit dessen hin, der sein Ziel erreicht hat, und der ausgestreckte Arm zeigt, daß ein starker Mann alles seinem Streben sich entgegenstellende Böse überwunden hat und allen, die sich seine Kinder nennen, seinen Schutz gewährt. Das, lieber Freund, ist eine blasse Darstellung dessen, was ich, schauend auf Peters Bild, empfinde. Verzeih mir, wenn ich mich irre in meinen Betrachtungen über die Kunst, von deren Regeln ich wenig verstehe. Die Inschrift auf dem Stein ist denkbar einfach: Peter dem Ersten, Katharina die Zweite im Jahre 1782.

Peter wird allgemein der Große genannt und vom Senat Vater des Vaterlandes. Aber wofür kann er groß genannt werden? Alexander, der Zerstörer der halben Welt, wird groß genannt. [...] Heinrich, der gute Heinrich IV., König von Frankreich, wird groß genannt. Ludwig, der eitle und hochmütige Ludwig XIV., König von Frankreich, wird groß genannt. Friedrich II., König von Preußen, wurde schon zu seinen Lebzeiten groß genannt. Alle diese Herrscher, von den vielen anderen zu schweigen, die ihre Schmeichler groß nennen, sind so genannt worden, weil sie trotz großer Fehler durch ihre Verdienste um das Vaterland aus der Menge der gewöhnlichen Menschen hervorragten. [...] Auch wenn sich Peter nicht durch mancherlei Einrichtungen zum Wohle des Volkes ausgezeichnet hätte, auch wenn er Karl XII. nicht besiegt hätte, konnte er schon deshalb der Große genannt werden, weil er als erster jener ungeheuren Masse, die wie Urstoff in Passivität verharrete, zielbewußtes Streben eingepflanzt hat. Möge ich, lieber Freund, in Deiner Achtung nicht sinken, wenn ich diesen mächtigen Selbstherrscher verherrliche, der die letzten Merkmale der ursprünglichen Freiheit seines Vaterlandes vernichtet hat. Er ist tot, und einem Toten kann man nicht schmeicheln! Und ich sage, Peters Ruhm konnte größer sein, wenn er sich selbst und sein Vaterland durch Befestigung der persönlichen

Freiheit erhöht hätte. Gewiß haben wir Beispiele dafür, daß ein Herrscher auf seine Würde verzichtet hat, um in der Stille zu leben, was freilich nicht aus Großmut geschah, sondern weil er seiner Würde überdrüssig war; aber bis ans Ende aller Tage wird es wohl nicht vorkommen, daß ein Herrscher, der auf dem Thron sitzt, freiwillig etwas von seiner Würde aufgibt.

D U M Ö C H T E S T W I S S E N ...

(1791)

Du möchtest wissen, wer und was ich bin, wohin ich reise?
 Ich bin das, was ich war und bleibe durch mein ganzes Leben:
 Ein Mensch! Kein Vieh, kein Sklave und kein Stein.
 Ich bahne einen Weg, wo es noch niemals eine Spur gegeben
 Für kühne Wagehälse in der Prosa wie im Reim.
 Den Herzen, die empfinden, wie der Wahrheit zum Entsetzen:
 In die Verbannung fahr ich, nach dem ewigen Eise.

D A S A C H T Z E H N T E J A H R H U N D E R T

(1801)

Stunden vergießt als Tropfen die Urne der Zeiten,
 Tropfen werden zum Bach, Bäche zu Flüssen geeint;
 Sie aber stürzen am fernen Ufer die schäumenden Wellen
 In der Ewigkeit Meer: Grenze nicht kennt es noch Strand;
 Keine Insel prangt dort, und kein Blei erlotet die Tiefe;
 Von der Jahrhunderte Flut blieb nicht die winzigste Spur!
 Aber verrufen für immer, drängt sich die blutige Woge
 Unsres Jahrhunderts hinein unter des Donners Gedröhnn.
 Ach, das Hoffnungen tragende Schiff hat es schließlich zertrümmert,
 Zog es, dem Ufer schon nah, in seine Wirbel hinab.
 Seht, noch tauchen die schrecklichen Trümmer empor aus dem Strudel:
 Tugend, Freiheit und Glück schläng die gefräßige Neer.
 Ja, du bleibst unvergessen, törichtes, weises Jahrhundert,
 Allzeit bewundert wirst du, ewig verflucht wirst du sein.
 An deiner Wiege stand Blut, dein Wiegenlied trommelten Schlachten;
 Und besudelt von Blut sankst du hinab in den Sarg;

Doch Katharina und Peter, der Ewigkeit und der Russen
 Kinder, erhoben als Fels sich aus der blutigen Flut.
 Schatten drohn hinter ihnen, sie sehn der Sonne entgegen;
 Deren strahlenden Glanz spiegelt wider der Fels.
 Vieltausendjähriges Eis des Irrens ist schon geschmolzen,
 Dennoch ragt noch empor — seht doch! — manch eisiger Kamm.
 Schmelzen werden auch sie nach dem Willen des Höchsten; die Menschheit
 Stürzt nicht zitternd hinab, nicht in den eisigen Schlund.
 Unvergeßnes Jahrhundert! den freudigen Sterblichen schenkst du
 Wahrheit, Freiheit und Licht — immerdar strahlt ihr Gestirn! —
 Du zerknicktest die Pfeiler der Weisheit und schufst sie aufs neue;
 Reiche sanken durch dich wie ein zertrümmertes Schiff;
 Neue Reiche erschufst du, sie blühen und gehen zugrunde.
 Denn jedes Sterblichen Werk stürzt und wird endlich zu Staub.
 Auch die Gedanken schufst du, denn sie sind Gottes Geschöpfe;
 Unvergänglich sind sie, geht auch die Erde dahin;
 Kühn hast mit glücklicher Hand du den Schleier der Schöpfung gehoben,
 Sahst die verborgne Natur tief im Geheimsten der Welt.
 Aus den Meeren liebst du neue Völker und Lande,
 Aus den Tiefen der Nacht neue Metalle entstehn.
 Du hast die Sterne gezählt wie der Hirte die spielenden Lämmer,
 Auf die gebundene Bahn riefst du Kometen zurück;
 Hast den Lichtstrahl gespaltet und riefst aus der finstersten Ferne
 Neue Sonnen vor uns, neue Gestirne hervor;
 Zwangst die widerspenstge Natur, neuen Rauch zu gebären,
 Noch so flüchtigen Dampf preßtest du unter ein Joch;
 Schlugst den himmlischen Blitz auf der Erde in eiserne Bande,
 Trugst den Menschen ins All, trugst ihn auf Flügeln empor.
 Mutig hast du die stählernen Tore des Spukes zerbrochen,
 Götzen, vom Erdkreis verehrt, stießt du hinab in den Staub.
 Unseres Geistes Fessel zerbrachst du, daß neue Erkenntnis
 Er, ein geflügelter Blitz, Tiefen durchdringend, erreicht.
 Groß und gewaltig bist du! Stumm fiel in Ehrfurcht zu Boden
 Früherer Jahrhunderte Geist, ach, vor deinem Altar.
 Auszutreiben jedoch all die Geister der Hölle, die Gifte
 Durch das Jahrhundert versprühn, war deine Kraft zu gering,
 War zu gering vor der Tobsucht und Wut: Sie zertraten die Blumen,
 Ach, der Wahrheit, des Glücks in uns mit eisernem Fuß.
 Blut opfern Sterbliche auf dem Altar der Raubgier noch immer noch,
 Und wie ein reißendes Tier ist auch noch heute der Mensch.

Über Berge und Äcker heulen die Flammen der Kämpfe,
 Friedliche Täler durchrast, Auen die brandende Flut.
 Seht ihre finstren Begleiter! — Entsetzen! — Da gehen sie: Seuche,
 Grausamkeit, Hunger, Gewalt (nächtliche Alpträume sind's)! —
 Kehrt denn der Frieden niemals zurück, der Beglückter der Völker?
 Sinkt denn das Menschengeschlecht tiefer, noch tiefer hinab? —
 Aus dem Grab des Jahrhunderts ertönt die tröstende Stimme:
 Treib die Verzweiflung fort! Sterblicher, hoffe, Gott lebt.
 Er, der den Stürmen befahl, die wilden Wogen zu peitschen,
 Hält noch die Kette der Zeit fest in der mächtigen Hand:
 Nicht verwehn wird der Sturm die Menschen, die Eintagsgeschöpfe;
 Die, wenn die Sonne kommt, blühn, welken schon, wenn sie versinkt.
 Denn die Weisheit währt ewig! Sie wird nach all jenen Wirren
 Glänzend erringen den Sieg, Sterblichen würdig und wert...
 Blutig erschien uns noch der Morgen unsres Jahrhunderts,
 Aber das Tageslicht treibt fort schon die Schleier der Nacht.
 Fliege höher und höher, zur Sonne, russischer Adler,
 Bringe der Erde das Licht, fern sei der tödliche Blitz.
 Frieden, Gerechtigkeit, Wahrheit und Freiheit schenkt Katharinas,
 Schenkt Peters Thron, daß das Glück sei allen Russen gewährt.
 Ihr, Katharina und Peter, schaut auf das neue Jahrhundert,
 Auf euer russisches Land; seht, euer Geist lebt mit uns!
 Mag Alexander ein Schirmherr des Genius für immer uns bleiben ...

Michail Murawjow

D E R H A I N (1778)

Gibst freies Geleit du mir in deine still webenden Schatten,
 Lieblicher Hain?! — deine heilige Ruh' kann ein Dichter nicht stören!
 Fort alle Schlechtigkeit von hier! Es möge nie unschuld'ges Blut
 Deine uralten heiligen Wurzeln ungerächt, straflos besudeln!
 Nie auch ein Frevler, gewaltsam den Ketten im Kerker entflohen,
 Hier ruhen, ein Bös'wicht, auf finst're Verbrechen sinnend.
 In deinem Schoße gewähre Asyl nur der geistvollen Muse;

Sei ihre Heimstatt in den von Begeist' rung erfüllten Minuten,
 In denen der himmlische Funke herabsteigt, die Seele erhebend.
 Hier will ich bleiben auch fürder, zu sinnen und mich zu ergötzen,
 Will wachen in dämmriger Kühle und hier den Morgen erwarten:
 Hingebungsvoll schauen und schweigend genießen das ländliche Leben,
 Wachen Auges verfolgen das Tun und Walten des fleißigen Landmanns:
 Nun senkt sich der Mond schon hernieder und fällt, scheint's ,
 ganz plötzlich vom Himmel.

Zartes Licht erfüllt schon die Luft; erste Wölkchen erscheinen im Osten.
 Ach, den Augenblick sah ich, in dem sich die strahlende Sonne erhob:
 Neugeboren sind all meine Sinne durch die Schönheit der ewig jungen.
 Stilles Licht erhellt und erwärmt meine tief ergriffene Seele,
 So, wie ein luftiges Wölkchen, sich badend in spielenden Wellen,
 In das sich die Sonne gebettet ... Welche unerwarteten Kräfte
 Durchfließen mit einmal die Adern und lassen sie freudig erzittern?
 Es scheint fast, es flüstern die Zweige, und es ist mir, als ob feuchte Kühle
 Die Luft erfrischend erfüllt, erweckend die ruhende Erde,
 Die Erde, die eben noch schlummert, vom eigenen Schatten bedeckt.
 Doch seht, sie bewegt sich, ermuntert vom nachtfrischen Tau, und alle,
 Ja, alle irdischen Wesen begrüßen erfreut ihr Erwachen.
 Der Atem der Schläfer belebt sich: seht, ein junger Tag wird geboren!
 Schaut in den himmlischen Weiten den Aufgang der Sonne im Osten.
 Schaut ihren Lauf, welcher Leben dem Irdischen spendet und krönet
 Das Bild dieser Welt. So belebt sich die Seele der Völker,
 Wenn der Gesalbte des Ewigen, der von ihnen geliebte Herrscher,
 Unter sie tritt, erhaben, von Sanftheit und Demut umgeben.
 Seht auf sein Antlitz, das offen und strahlend leuchtet vor Freude
 Über die Freude der Welt. Du bist glücklich heut, Pflüger, bist glücklich!
 Einen sonnigen Tag bis zum Abend künde ich Dir. Die Sonne
 Verspricht ihn. Oder zeiht man die Sonne etwa der Lüge?
 Mit euren Flügeln fächelt, Zephire, und mildert mit Fächeln die Hitze,
 Daß die gebeugten Schultern des fleißigen Landmanns sie weniger drücke,
 Da sie die heißen Wangen ein wenig erfrischend berühre ...
 Und die Zephire müh'n sich und schwenken vereint ihre Flügel.
 Die Sonne ist Herrsch'rin der Welt; und die ganze Natur ohn' Bewegung
 Feiert der Sonne Triumph, den Durchgang der ewig strahlenden
 Durch des Himmels Zenit. Beende die Arbeit, o Pflüger!
 Hast viel schon zum Mittag geschafft: einen Morgen Feldes bestellt!
 Sieh, wie den Sonnenstrahl spiegelnd, die ruhende Pflugschar erglänzt!
 Nun nimmt auch das Joch schon vom dampfenden Pferde der Landmann.

Läßt nieder sich selbst im wechselnden Schatten der knorriegen Eiche.
 Mit dem Tuch von der Stirne wischt er ermattet den tropfenden Schweiß,
 Wirft zur Seite den Hut und sinkt mit der Brust an die Erde.
 Und während ausruht der Pflug, ins lockere Erdreich gestoßen,
 Genießt das Pferd seine Freiheit, es wälzt sich und spielt und strampelt;
 Breit liegt im saftigen Gras seine Mähne; das Wiehern des Pferdes,
 Das nun erklingt, durchdringt hell die Luft, im Echo verhallend.
 Im Übermut reißt es verspielt seinen Kopf jäh und plötzlich nach oben.
 In die Erde gestemmt mit dem Knie, müht sich's ein Weilchen vergebens,
 Den anderen Huf so zu setzen, daß er seine ganze Last trage.
 Und versucht immer wieder, sich zu erheben; springt auf die Beine
 Alsdann auf einmal; zum Rücken fallen die Haare der Mähne,
 Die Nüstern bläht es erregt, und heißer Dampf steigt empor.
 So lösen die Bilder im Blickfeld sich ab und drängen einander,
 Eins immer wicht'ger als andere. Was wohl, welch neues Bild
 Harrt meines Blicks in der Ferne? Ein Hügel noch eben im Lichte

der Sonne

Gelegen, hüllt sich mit einmal in sanft dahinziehenden Staub.
 Wer ist es, der naht? Ein Städter? Bewohner der abseitigen Siedlung,
 Der, vom Schatten verlockt, hierher kommt, in der Hitze zu rasten?
 Er sei willkommen, der müde Wanderer! Hier sind weiche Gräser;
 Hier träuft ihm der murmelnde Bach den Schlaf in die Augen;

die Nymphen

Versetzen mit leisem Geflüster im Traum sein Ohr in Erstaunen.
 Nein, nicht ein Wanderer kommt: des Bauern liebreiche Gattin.
 Das Essen zu Mittag bringt sie, das Mahl, das selbst sie bereitet.
 Zum Sonnengebräunten eilt sie, des' erste neugier'ge Blicke
 Sie als erste mit zärtlicher Sehnsucht für immer zu fesseln vermochte;
 Doch auch seine Fesseln legt sie sich an fortan freiwillig:
 Indem sie sein Weib ward, will Sklavin sie sein und einzige Geliebte.
 Seht ihre liebenden Augen, freundlich gerichtet zum Manne,
 Die alles so eindrucksvoll sagen, was Worte nicht sagen wollen.
 Zärtlichkeit liegt darin, Schüchternheit, jene gewisse Verwirrung,
 Die um so reizvoller ist, je mehr zu verbergen sie trachtet.
 Ach, dieser Blick entschädigt ihn für seine Mühen reichlich,
 Füllt schon im voraus sein Herz mit Freude und hellem Entzücken;
 Als habe gekeimt schon die Saat, als sei schon gereift die Ernte.
 In seine dunklen Augen bohrt sich plötzlich die Flamme:
 Er breitet die Arme erwartend, und schon deren bloße Berührung

Läßt an die Brust ihm die Schmachtende sinken; ach, sehnsuchts-
und liebevoll
Fühlt er der Liebenden Herzschlag, den sein Herz drängend erwidert ...
Ach, tue ich Recht auch, vertraue ich offen der Feder zu vieles?
Darf man nur Liebenden Teures: das zarte Geheimnis — belauschen?
Gewiß kann nur Milton allein, der herrliche göttliche Sänger,
Das zarte Entzücken uns zeigen in seiner vollkommenen Unschuld
Und den Reigen der tanzenden Engel um die glücklichen Adam und Eva.

[B E O B A C H T U N G E N U N D G E D A N K E N]
(nach 1785)

Ü b e r d i e G e s c h i c h t e u n d
d i e H i s t o r i k e r

In unseren Tagen breitet die Philosophie deutlicher als jemals früher ihre Be- trachtungen auf Literatur und Wissenschaften aus. Die Geschichte hört auf, eine einfache Aufzählung trockener und fruchtloser Vorfälle zu sein. Hinter dem Bild, über das die rasch wechselnden Ereignisse des Menschengeschlechts gleiten, verbirgt sich eine genaue und eindringliche Beobachtung, die in der Ordnung der Handlungen die Ordnung der Prinzipien und des Verstandes auf- deckt, gleichartige Geschehnisse in eine folgerichtige Reihe ordnet und die Ur- sache eines jeden von ihnen bestimmt.

Wie früher Cartesius und Galilei und viele, die ihnen folgten, die Philosophie mit der Wissenschaft von den natürlichen Ereignissen verbanden, so haben un- sere berühmten zeitgenössischen Historiker, angeführt von Macchiavelli und erleuchtet von Bolingbroke, die Hume, Robertson, Gibbon, Ferguson, Gillies, der die Kritik mit der Zauberkraft seines Stils entwaffnete, der von ihnen hoch- geschätzte Montesquieu, Mably, sein und Jean-Jacques Rousseaus Freund Condillac, der Mably auch in den Auffassungen ähnelt, Männer von hervorra- gendem Ansehen, die Philosophie auf das Studium des Menschen in der Gesell- schaft gelenkt. Ihre Werke haben wie einfache und erhabene Dramen ein ein- ziges Ziel: die große Wandlung des Menschengeschlechts, die sie in vollem Lichte darstellen, herausgelöst sozusagen aus dem Nebel der sie verdunkelnden Abenteuer, die der Aufmerksamkeit der Philosophen unwürdig sind. [...]

So hält es die Geschichte, die damit den feierlichen Bruch mit der Chronikschreibung vollzieht, nun nicht mehr für würdig, ängstlich der Erbfolge von Herrschern zu folgen, die ihr nichts als ihren Namen hinterlassen haben und [...] geht eilig zu den Vorgängen über, die in den Sitten und in der Wohlfahrt der Menschen Epoche gemacht haben. [...]

D i e W ü r d e d e s M e n s c h e n

Die Tiere haben kein anderes Ansinnen in ihrem Leben als die Befriedigung ihrer körperlichen Wünsche. Der Mensch lebt für die Gesellschaft, für die Nachkommenschaft. Er erwirbt seinen Ruhm durch Tugend, Ruhmestaten und Arbeit. Ja, das Leben, das allen Lebewesen so teuer ist, wird sogar bedenkenlos und freudig um der Ehre willen offenkundigen Gefahren ausgesetzt. Mit Empörung und Verachtung schaut man auf einen Menschen, der, als das Vaterland seinen Schutz brauchte, nur an die Rettung seines eigenen Lebens dachte. Der ehrlose Name eines Feiglings bringt einem Menschen Schande, der das Unglück hatte, ihn sich zu verdienen. Mit gleicher Verachtung schaut man auf einen faulen, verschwenderischen Menschen, der jede Arbeit meidet, der kein anderes Vergnügen kennt als die Verwöhnung seines Körpers, Übersättigung, Schlaf und Müßiggang. Das Nichtstun schwächt seinen Körper und seinen Verstand. [...] Sein Herz ist taub für edle Regungen. [...] Eine Versammlung solcher verschwenderischen Nichtstuer kann keine blühende Gesellschaft schaffen, denn Verschwendug ist das Krebsgeschwür der Staaten. [...] Ganz andere Sitten herrschten in den berühmten Zeiten Griechenlands und Roms, und darum haben diese in so bedeutender Zahl große Männer hervorgebracht, deren Namen durch die Jahrhunderte dem Menschengeschlecht zum Ruhm und zur Nachahmung dienten. Wodurch haben sie ihren Ruhm erworben? Durch klares Bewußtsein und ständige Übung der Tugend, indem sie sich größte Aufgaben stellten, ihr Leben dem Vaterland weihten, den Müßiggang, Luxus und Schwächen verachteten. [...] Darin besteht die eigentliche Würde des Menschen!

Ü b e r d e n S t i l

[...] Im übrigen bestehen die hauptsächlichen Vorzüge des Stils in Klarheit und Bewegung. Es ist wichtig, daß ein Wort oder eine Wendung der volle und richtige Ausdruck des Gedankens ist.

Alles, was weniger oder auch mehr als den tatsächlichen Gedanken ausdrückt, schwächt den Ausdruck. Der Gedanke bestimmt den Fluß des Stils. Auch der einfachste Stil kann edel sein. Er fällt oder steigt mit dem Inhalt.

V.**Rußland 1796-1825**

Despotie — liberale Hoffnungen — nationaler Aufbruch

Literatur auf der Suche nach nationaler Identität und Modernität

E P O C H E N M O S A I K

Die vom Vater ererbte Kleinlichkeit des Gedankens, das Lotterleben von Gatschina, die Gier nach der vorenthaltenen Macht, die Antipathie gegenüber der Mutter und ihren Leistungen, die Verbitterung gegen den Adel für ihm von dessen Repräsentanten zugefügte Beleidigungen und für befürchteten Widerstand und, endlich, eine prahlerische Selbstüberschätzung in Reformangelegenheiten — das sind, scheints, wichtige Elemente seines despotisch starrsinnigen Wesens, die sich mit seinem schlechten, kalten und grausamen Charakter, seiner rachsüchtigen, zu Verdächtigungen neigenden und feigen Natur vereinigt hatten.

W. Klutschewski über Kaiser Paul I. (1908)

Nach dem Zaren Alexei Michailowitsch machte Kaiser Alexander den angenehmsten Eindruck, weckte mit seinen persönlichen Qualitäten die allgemeine Sympathie; das war eine prächtige, aber leider nur eine Treibhausblume, die sich im russischen Boden nicht akklimatisierte oder auch nicht akklimatisieren konnte. Sie wuchs und blühte prächtig, solange die Sonne schien, doch kaum begannen die Nordwinde zu blasen, kaum begann unser naßkaltes, unwegsames russisches Herbstwetter, da ermattete sie und ließ den Kopf hängen.

W. Klutschewski über Kaiser Alexander I. (1908)

Ein Schwächling, Lügner, Volksbetrüger,
Als tatenloser Geck bekannt,
Durch Zufall nur berühmt als Sieger,
Beherrschte damals unser Land

A. Puschkin über Kaiser Alexander I. (1830)

Der Knüppel des Volkskrieges erhob sich mit seiner ganzen furchterlichen und majestätischen Kraft und, nicht nach Gefallen und Kriegsregeln fragend, [...] hob er sich und sauste nieder und schlug die Franzosen so lange, bis die gesamte Invasion zerschlagen war.

L. Tolstoi über den Vaterländischen Krieg von 1812

Die Regierung begann sich in der zweiten Hälfte seiner (Alexanders) Herrschaft allmählich von dem Programm loszusagen, das am Beginn so lautstark verkündet und zu dessen Verwirklichung so deutliche Anstrengungen gemacht worden waren. Infolge der gegensätzlichen Wirkung, welche die damaligen Ereignisse auf die Regierung und die Gesellschaft hatten, entfernten sie — Regierung und Gesellschaft — sich voneinander so sehr, wie sie niemals vorher entfernt gewesen waren. Infolge dieser Divergenz begann sich in der Gesellschaft Niedergeschlagenheit auszubreiten, die sich, von neuen hinzukommenden Bedingungen genährt, bald in eine tiefe Unzufriedenheit entwickelte. Nach Gepflogenheiten, wie sie schon den Freimaurern des XVIII. Jhs. vertraut waren, führte diese Unzufriedenheit, die in den obersten gebildeten Kreisen der russischen Gesellschaft Wurzeln geschlagen hatte, zur Bildung der Geheimgesellschaften, und die Geheimgesellschaften führten zur Katastrophe des 14. Dezember 1825.

W. Klutschewski über die Politik Alexanders I. nach 1814

Der Anfang der Herrschaft des Zaren Alexander war gekennzeichnet durch die glänzendsten Hoffnungen für das Wohlergehen Rußlands. [...] Unglücklicherweise entwickelten sich die Umstände jedoch nicht dahingehend, und die Hoffnungen welkten dahin, ohne erfüllt worden zu sein [...]. Schließlich drang Napoleon in Rußland ein, und da spürte das russische Volk zum ersten Mal seine Kraft, da erwachte in allen Herzen das Gefühl einer Unabhängigkeit, die anfangs außenpolitischer, dann aber auch innenpolitischer Natur war. Dies ist der Beginn des Freidenkertums in Rußland [...].

Der Krieg dauerte noch an, als die heimkehrenden Krieger zum erstenmal das Murren unter das Volk trugen. „Wir haben unser Blut vergossen“, — sagten sie, — „doch nun zwingt man uns wieder in die Fron. Wir haben das Vaterland von einem Tyrannen befreit, doch nun werden wir aufs neue von unseren Herren tyrannisiert.“ [...] Zu dieser Zeit begannen die Militärs zu sagen: „Haben wir deshalb Europa befreit, daß wir uns nun selber in Ketten schlagen lassen? Haben wir Frankreich deshalb eine Verfassung gegeben, damit wir jetzt nicht mehr von ihr sprechen dürfen? Haben wir deshalb den ersten Platz unter den Völkern errungen, um daheim erniedrigt zu werden?“

[...] Deshalb faßten die Gesellschaften den Entschluß, [...] bei der ersten sich bietenden Gelegenheit in Aktion zu treten.

A. Bestushew-Marlinski. Brief an Nikolai I. (1825/26)

Nach den Aufzeichnungen Alexander Murawjows waren die fortan zu lösenden Aufgaben (des geheimen „Bundes der Wohlfahrt“ — H. Sch.): die Bauernbefreiung, die bürgerliche Gleichheit vor dem Gesetz, die Öffentlichkeit aller Staatshandlungen und des gerichtlichen Verfahrens, die Aufhebung [...] der Militärkolonien, die Milderung des Soldatenloses nebst einer Verringerung der soldatischen Dienstzeit und des Armeestandes im Frieden, Verbesserungen in der Lage der rechtgläubigen Geistlichkeit [...]. Hinter den aufklärerisch-philanthropischen und sozial-reformatorischen Zielen, den Lehren der reinen Liebe und Tugend, den hohen sittlichen Forderungen stand, noch verdeckt, das Hauptziel: eine völlige Staatsumwälzung, die Einführung einer republikanischen Verfassung.

Karl Stählin über die Dekabristen (1935)

Ernste, energische Menschen [...] faßten den Gedanken einer großen geheimen Verbindung. Ihr sollte die politische Erziehung der jungen Generation, die Propaganda der Ideen der Freiheit [...] obliegen. Alles, was Ausgezeichnetes in der russischen Jugend vorhanden war, junge Militärpersönchen, die berühmtesten Schriftsteller, Abkömmlinge der berühmtesten Familien [...] reihten sich voll Eifer in diese Phalanx russischer Emanzipation. [...]

Dieses war die erste wirklich revolutionäre Opposition, die sich in Rußland bildete. Die erste Schlacht, die sie sich (mit dem Absolutismus — H. Sch.) lieferten, war am 14. (26.) Dezember 1825. Der Absolutismus blieb Sieger, er bewies damals, welch eine Macht des Bösen er besaß.

A. Herzen über die Erhebung des 14. Dezember 1825 (1854)

Iwan Krylow

L O B R E D E Z U M G E D E N K E N A N
M E I N G R O S S V Ä T E R C H E N , V O N
S E I N E M F R E U N D B E I E I N E M G L A S
P U N S C H I M K R E I S S E I N E R G U T E N
B E K A N N T E N V O R G E T R A G E N .

(Auszüge)

(1792)

Heute, meine verehrten Zuhörer, jährt sich zum ersten Mal der Tag, an dem die Hunde der ganzen Welt ihren besten Freund und der hiesige Kreis einen seiner klügsten Gutsbesitzer verloren: vor einem Jahr genau auf den Tag stürzte er, während er mit bewundernswerter Unerschrockenheit den Hasen jagte, in einen Graben und teilte den Kelch des Todes im wahrsten Sinne brüderlich mit seinem Braunen. Das Schicksal, das ihre beiderseitige Zuneigung würdigte, wollte offenbar nicht, daß einer den anderen überlebte, wodurch die Welt den besten Edelmann und ebenso das stattlichste Roß verlor. Über wen von beiden sollen wir mehr trauern? Wen höher loben? Beide standen sie einander in ihren Vorzügen in nichts nach; beide waren sie der Gesellschaft in gleicher Weise von Nutzen; beide führten sie das gleiche Leben und erlitten endlich den gleichen ruhmvollen Tod.

Bei dieser Lage der Dinge bewegt und verpflichtet mich meine Freundschaft mit dem Verblichenen dennoch mehr, mich ihm zuzuwenden und sein Andenken zu rühmen, denn, obwohl viele sagen, daß das Herz des Verstorbenen gleichsam der Stall seines Braunen war, kann ich mich dennoch glücklich schätzen, daß er nächst seinem Pferde mich am meisten geliebt hat. Doch auch wenn er nicht mein Freund gewesen wäre, verdienten nicht allein seine Tugenden höchstes Lob, und müßte man nicht allein ihretwegen sein Andenken als das Andenken eines Edelmannes würdigen, der dem gesamten Adelskorps unseres Kreises als Beispiel dient?!

Glaubt indes nicht, meine verehrten Zuhörer, daß ich ihn allein auf der Jagd als Vorbild herausstellen würde. Nein, sie war ja nur eine seiner geringsten Fähigkeiten. Außer ihr besaß er tausend andere, die dem Stand eines Gutsbesitzers eigentümlich und nützlich sind: Er hat uns zum einen gezeigt, wie ein wohlgeborener Edelmann in einer einzigen Woche das durchbringen kann, was ihm zweitausend seiner hörigen Dienstleute in einem Jahr erarbeiten. Er gab zum anderen glänzende Beispiele dafür, wie man diese zweitausend Mann im Jahr zwei- bis dreimal mit größtem Nutzen durchprügelt. Er besaß des weiteren die bemerkenswerte Fähigkeit, in seinen

Dörfern wirklich prachtvolle und verschwenderische Gelage zu geben, während es gleichzeitig schien, daß dort das strengste Fasten herrsche, und bereitete mit dieser seiner Kunst den Gästen die angenehmsten Überraschungen. So kam es, meine Herren, oft vor, daß wir zu ihm aufs Dorf kamen, um zu Mittag zu speisen, und während alle seine Bauern bleichen Angesichts den Anschein erweckten, Hungers zu sterben, erfaßt uns selbst die größte Furcht, an seinem Tisch den Hungertod zu erleiden. Schauten wir jene an — einen wie den anderen —, mußten wir zu dem Schluß kommen, daß es im Umkreis von hundert Werst um seine Dörfer wohl auch nicht eine Rinde Brots und ein schwindsüchtiges Huhn gäbe. Doch welche angenehme Überraschung! Kaum nahmen wir am Tische Platz, da eröffnete sich uns ein Reichtum, der, so schien es, dort unbekannt war, und ein Überfluß, von dem in seinen Besitzungen auch nicht eine Spur zu sehen war. Selbst den Kunstfertigsten von uns blieb es ein Buch mit sieben Siegeln, was er seinen Bauern noch über die Ohren ziehen mochte, und stets aufs neue waren wir genötigt anzunehmen, daß er seine großartigen Festmähler aus dem Nichts schuf. Doch ich bemerke, daß mich meine Begeisterung von dem Ordnungsprinzip wegführt, das ich mir selbst für meine Rede gesetzt habe. So möchte ich mich denn nunmehr der Kindheit und Jugend unseres Helden zuwenden als dem sichersten Mittel, durch das kein Wesenszug seiner läblichen Taten verlorengeht, welche sich viele von Ihnen, verehrte Zuhörer, mit großem Erfolg zum Vorbild genommen haben.

Beginnen wir also mit seiner Herkunft. — Wieviel auch immer die Philosophen reden mögen, daß wir nach dem Stammbaum der ganzen Welt alle Brüder sind, wie oft sie auch wiederholen, wir seien alle gleichermaßen die Kinder Adams, so muß doch ein von Adel geborener Mensch diese Philosophie mit Empörung zurückweisen, und wenn es schon aus irgendeinem Grunde notwendig wäre anzunehmen, daß unsere Diener von Adam abstammen, so wären wir doch lieber bereit, den Esel als unseren Stammvater anzuerkennen, denn gleicher Abkunft mit ihnen zu sein. Nichts erhöht einen Menschen mehr als eine adelige Abstammung: das ist seine erste Tugend. Mögen die Gelehrten schreien, daß der Würdenträger und der Bettler den gleichen Körper, die gleiche Seele, Leidenschaften, Schwächen und Vorzüge haben. Wenn das wahr sein sollte, so ist das nicht die Schuld der Edlen, sondern die Schuld der Natur, daß sie sie so zur Welt bringt wie die gemeinsten Bauern und daß sie uns Adlige mit keinerlei Vorzügen auszeichnet: es wäre ein Zeichen ihrer Trägheit und ihres mangelnden guten Willens. Ja, meine Herren, wenn die Natur ein lebendiges Wesen wäre, würde sie gewiß keine geringe Scham darüber empfinden, daß sie wohl dem allerletzten Wurm die Vorzüge zugeteilt hat, die seiner Art eigen sind, wohl dem kleinsten Insekt die ihm eigenen Farben und Fähigkeiten verliehen hat, gleichzeitig aber — obwohl sie in ihrem Artenreichtum und ihrer Erfindungsgabe unerschöpflich ist, wie uns ein Blick auf das gesamte Tierreich

lehrt — zu ihrer Schande und zu unserem Bedauern nichts dergleichen erfunden hat, wodurch wir Adlige uns vom Mushik unterschieden, uns also nicht einmal einen einzigen Finger zusätzlich als Zeichen unserer Überlegenheit gegenüber dem Bauern gegeben hat. Sorgt sie sich etwa tatsächlich mehr um Schmetterlinge als um die Adligen? So daß wir uns letzten Endes den Degen selbst anhängen müssen, mit dem wir, scheint's, eigentlich geboren werden müßten! Sei es jedoch, wie es sei, dank unserer List fanden wir noch immer die Mittel, ihre Mängel zu korrigieren und befreiten uns von der Gefahr, für Tiere von der gleichen Art wie unsere Bauern angesehen zu werden.

Einen findigen, tugendhaften, dem Vaterland nützlichen Ahnen zu haben — das eben macht den Adligen aus, unterscheidet ihn vom Pöbel und dem einfachen Volk, dessen Vorväter weder findig, noch tugendhaft waren, noch dem Vaterland Nutzen gebracht haben. Je älter, je weiter von uns entfernt dieser Urahn ist, desto glanzvoller ist unser Adel, und eben dadurch zeichnet sich unser Held aus, dem ich hier verdienten Ruhm zu flechten wage, denn mehr als dreihundert Jahre sind vergangen, seit in seinem Geschlecht jener tugendhafte und mit hohem Intellekt ausgestattete Mann erschien, der so viele herrliche Taten vollbrachte, daß in seiner Nachfolge solche Taten schon niemals mehr erforderlich waren und das Geschlecht bis zum heutigen Tage ohne tugendhafte und kluge Menschen auskam, ohne auch nur im mindesten sein hohes Ansehen zu verlieren. Es erschien endlich unser Held: Swenigolow. Er wußte zwar noch nicht genau, wer er war, doch fühlte seine wohlgeborene Seele bereits die Vorzüge seiner Geburt, und so begann er im zweiten Lebensjahr, seiner Amme die Augen zu zerkratzen und die Ohren zu beißen. [...] Und sein lieber Vater weinte oft darüber vor Freude, als er sah, mit welcher edlen Gebärde sein Sproß Kinderfrau und Diener zauste. [...] Schon in seinem fünften Lebensjahr merkte er endgültig, daß er von Menschen umgeben war, die man nach Belieben reißen und zausen konnte. [...]

So kam denn endlich die Zeit zu dienen. Und der tugendhafte Vater gab dem Sohne bei der Abreise die letzte Belehrung. „Bedenke, mein lieber Sohn“, — sagte er ihm, — „daß Du zweitausend Seelen besitzt. Vergiß nicht, daß Du aus altem Adel bist und der letzte Deines Geschlechts. Schone Dich also, ahme niemals jenen Armen nach, die um des Broterwerbs willen gezwungen sind, im Dienst ihre Gesundheit zu opfern. Diene so, daß Du Deines Amtes nicht verlustig gehst, um alles Übrige sorge Dich nicht. [...] Hier nun also in zwei Worten mein Vermächtnis: ich erwarte nicht, daß Du verdient, wohl aber, daß Du beamtet zurückkehrst!“ [...]

Seltene Großmut, unnachahmliche Bescheidenheit — diese liebenswerten Eigenschaften waren ihm vom Moment seiner Ankunft in der Stadt an eigen. Jeder Ehrgeizige hätte an seiner Stelle, bei solcher angesehenen Familie, nicht auf die große Gesellschaft verzichtet und Zugang zu den ersten

Häusern gesucht; unser Held jedoch saß ganze Nächte hindurch nur im Schankhaus. Er mied den Überfluß und kehrte abends oft aus dem Kreis gieriger Spieler demütig ohne Kaftan nach Hause zurück. Er war nicht nachtragend und speiste ruhig am Mittag dort, wo man ihn am Abend geprügelt hatte, geduldig bis zum Äußersten. [...] Er jagte nicht nach dem Glück, sondern suchte allein die Freuden; er folgte nicht der Etikette, um sich in den großen Häusern zu langweilen, sondern liebte die Freiheit und schlief daher nicht selten in seinen Gesprächen mit Freunden unter dem Tisch ein; er tat nicht etwas, um irgendwann einmal die Aufmerksamkeit der Welt zu erregen, sondern war damit zufrieden, daß sein Name in allen Schenken und Kaffeehäusern aufs beste bekannt war. [...] Aus Abneigung vor allen lärmenden Abschiedszeremonien verließ er die Stadt, ohne auch nur einen seiner Gläubiger zu benachrichtigen. Gewiß aus angeborener Bescheidenheit gefiel ihm auch die französische Sitte, ohne Abschiedsgruß zu gehen, denn, wie zahlreiche Aufpasser bezeugen, verließ er, sooft er nur konnte, die Schenken ‚auf französische Art‘, wie heftig sie ihn auch immer dafür rügten.

So mied er endlich den Lärm der Stadt gänzlich und betrat zur Erprobung seiner Fähigkeiten ein neues Betätigungsfeld, und Sie, meine Herren, waren selbst Zeuge, wie er auf diesem zu glänzen verstand. Kaum erschien er in unserer Mitte, da erklärte er den Hasen den offenen Krieg und erwarb eine vielköpfige Armee von Hunden. Den Nutzen seiner Landleute im Sinn, wollte er das ganze Geschlecht der Hasen vernichten und — hielt sein Wort. Viele seiner widerspenstigen Bauern schrien freilich, daß sie lieber die Hasen, als die Unmenge der Hunde und die nichtstuerische Bande der Jäger füttern wollten, daß es ihnen lieber wäre, in ihrem Korn den Hasen zu treffen als ein halbes Hundert Pferde und doppelt so viele Hunde. Da es unser Held jedoch noch immer verstand, diese Schwätzer zur rechten Zeit und Gelegenheit durchzuprügeln, unterband er ihr Murren und gab seinem Haß auf die Hasen weiterhin Raum, wie seinerzeit Hannibal auf die Römer. [...] Und um sie um so gewisser auszurotten, holzte er seine Wälder ab und verkaufte sie, und brachte seine Bauern in eine solche Lage, daß sie nichts mehr besaßen, ihr Feld zu bestellen. Mit welchem Vergnügen ritt unser Held danach auf seine Felder und fand sie so blank wie ein Tischtuch, völlig sicher, daß sich in ihnen nun kein Hase mehr verbergen könne. In drei Jahren ‚rasierte‘ er seine Felder so sauber, daß auch die furchtlosesten Hasen in ihnen nur noch den Hungertod suchen konnten. [...] Welch seltener Verstand, meine verehrten Herrschaften; sah jemals jemand ein solch großes und kühnes Unternehmen ?! [...].

D E R R A B E U N D D E R F U C H S

(1808)

Daß Schmeichelei den, der das Ohr ihr leiht,
 Er niedriget und schädigt,
 Hat man der Welt schon oft gepredigt:
 Es scheint umsonst, denn allezeit
 Weiß sich ins Herz der Schmeichler einzuschleichen.

Dem Raben hatte Gott ein Stückchen Käs' beschert.
 Was konnte seiner Freude gleichen?
 Er schwingt damit sich auf den Tann,
 Wo nichts ihn stört.
 Und schickt zum Frühstückchen sich an.
 Noch hält den Käse sinnend er im Munde,
 Da schleicht der Fuchs herbei zur bösen Stunde.
 Der Käse hat den Duft dem Fuchse zugesandt,
 Als ihn der Fuchs gewahrt, da steht er wie gebannt,
 Drauf sieht man sacht ihn näher traben,
 Er schwänzelt, und kein Aug' verwendet er vom Raben,
 Und lispeilt mit verhaltnem Atem:
 „Was bist du, Liebchen, schön geraten!
 Dies Hälschen nur, dies Augenpärchen,
 Wenn man's nicht säh', man hielt es für ein Märchen.
 Die Federchen! das Schnäbelchen so fein!
 Und wahrlich, engelsschön wird erst die Stimme sein.
 Sing', Schätzchen, sonder Scheu; wenn dir das Singen
 Bei solcher Schönheit auch noch kann gelingen,
 Wirst du zum Königsvogel auf dich schwingen!“
 Es schwindelt bei dem Lob dem Raben bald der Kopf.
 Vor Wonne stockt der Atem ihm im Kropf,
 Dann, auf des Fuchses Schmeichelwort,
 Krächzt auf aus vollem Hals der arme Tropf.
 Der Käse fällt, es schleppt der Schalk ihn fort.

D I E B L Ä T T E R U N D D I E W U R Z E L N
(1811)

Es war ein herrlich Sommerwetter.
 Ein Baum stand still und hoch im Tal,
 Und breiten Schatten gaben seine Blätter.
 Sie flüsterten manchmal
 In trautem Zwiegespräch mit den Zephiren:
 „Sagt, ist es denn nicht wahr, daß dieses Tal
 Nur wir so zieren?
 Ist nicht durch uns der Baum so dicht belaubt
 Im grünen Laubeskranze?
 Wie käme er zu seinem Glanze,
 Wenn ihm die Pracht der Blätter wär' geraubt?
 Sind wir es nicht, die bei der Schwüle
 Durch unsern tiefen Schatten
 Dem Schäfer bieten wie dem Wandrer Kühle?
 Und diese ist's, die von besonnten Matten
 Die Hirten her zum Tanze zieht.
 In unserm Schutze flötet
 Die Nachtigall ihr süßes Lied,
 Wenn früh der Himmel sich und abends rötet.
 Und ihr Zephire endlich,
 Seid ihr nicht auch von uns fast unzertrennlich.“ —
 „Man sollte uns nicht ganz vergessen“, —
 So tönt es jetzt von unten her. —
 „Wer spricht denn hier dazwischen so vermessn,
 Wer seid ihr, wer,
 Daß ihr mit uns euch einzulassen waget?“
 So rauscht durchs Laub die Gegenrede oben. —
 „Wie sehr's euch auch behaget,
 Euch selbst zu loben,
 Sind wir es doch, die, abgesperrt vom Licht
 Und in die Tiefe treibend, euch erhalten.
 Wißt ihr es nicht?
 Wir sind die Wurzeln von dem Baum,
 An dem sich eure Schönheit kann entfalten.
 Wiegst euch in eurem selbstgefäll'gen Traum,
 Doch merkt euch, was uns unterscheidet.
 Mit jedem Lenz, bei warmem Wetter,
 Kommt neu das Laub, doch wenn die Wurzel leidet
 Und dorrt, so gibt es keinen Baum
 Und keine Blätter.“

D I E S C H A F E U N D D I E H U N D E
(1818)

Bei einer Herde Schafe ward,
 Damit sie vor den Wölfen sichrer wären,
 Der Hunde Zahl beschlossen zu vermehren.
 Nun? Ja, es ward so zahlreich ihre Art,
 Daß zwar von Wölfen nichts mehr zu befürchten stunde,
 Doch auch die Hunde wollen Fraß;
 Erst rupften sie die Schäflein baß,
 Dann schunden nach dem Los sie kranke und gesunde —
 Dann blieben übrig fünf bis sechs, und ohne Spaß,
 Den Rest, den fraßen sie dann auch noch auf, die Hunde.

D I E S A U U N T E R D E R E I C H E
(1823)

Von einer alten Eiche wohl beschattet,
 Fraß sich die Sau an Eicheln übergossen
 Und schließt dann ein ermattet.
 Sie rafft sich endlich wieder auf, und — ist's nicht toll? —
 Ihr Rüssel unterwühlt die Wurzelknorren.
 „Laß ab, dem Baume schadest du“, —
 Ruft ihr vom Ast herab ein Rabe zu, —
 „Legst du die Wurzeln bloß, so kann der Baum verderben.“ —
 „Mag er verderben doch“, — so grunzt die Sau, —
 „Ich nehm' es damit nicht genau;
 Was nützt er sonderlich, er könnte ganz verschwinden.
 Ich hätt' es drum nicht schlimmer;
 Find' ich nur immer
 Die Eicheln, die mich mästen und mich ründen.“ —

„Du Unhold“, — ruft die Eiche jetzt, —
 „Wenn du hinauf die Schnauze könntest strecken,
 Es würde dich erschrecken,
 Zu sehn, daß auf mir wächst die Kost, die dich so letzt.“
 So schilt auch wohl ein blöder Tor
 Auf Künste und Gelehrsamkeit;
 Sie kommen ihm so unnütz vor:
 Er merkt nicht, daß er ihrer Früchte sich erfreut.

Wassili Kapnist

D A S R Ä N K E S P I E L K o m ö d i e

(Auszug)

(1793)

I. Akt

1. Aufzug

Dobrow: [...] Sie wolln sich mit Priwalow streiten? Welche Kühnheit!

Prjamikow: Worin ist er mir so gefährlich? Kannst Du's sagen?.

Ich war in der Armee, konnt' nicht nach Nachbarn fragen:
 Nach Friedensschluß hab ich mir Urlaub ausbedungen,
 Und kaum zu Haus, hat er mich zum Prozeß gezwungen.
 Erst da erfuhr ich, was der Leumund von ihm spricht,
 Daß er verleumde den und den, mehr weiß ich nicht.

Dobrow: Nicht mehr? Mein Herr, was Sie da wissen, reicht doch schon!

Sie sind ein guter Mensch, Sie tun mir leid als Sohn
 Des sel'gen Vaters, dessen Brot ich oft gegessen.
 Die Gnade, die er mir erwies, ist nicht vergessen.
 Und manche Wohltat kam von ihm. Ich denk daran.
 Mich schmerzt zu sehen, welches Netz sich um Sie spann.
 Sie sollen wissen, daß ich gern zu Diensten stehe.

Prjamikow: Ich dank Dir herzlich, gut ist solches Freundes Nähe!

Doch ich gestehe, daß ich ziemlich ratlos bin,
 Wie diese Sache anzupacken sei, mithin
 Weiß ich noch nicht einmal, wieso der Mann gefährlich.
 Weißt du's?

Dobrow: Mein Gott! Was für'ne Frage, also ehrlich!

Daß er verleumdet, damit ist doch alles klar.
 Und daß Sie ihn noch besser kennen, hier ein paar
 Von seinen Machenschaften, wenn Sie's hören wollen:
 O, diesem Mann muß selbst der Teufel Achtung zollen,
 Wenn er Geschäfte macht. Ich schrieb die Protokolle
 Auf dem Zivilgericht. Ich weiß um seine Rolle
 Als Intrigant, der faule Händel ausgetragen.
 Dabei versteht er's, frech die Unschuld einzuklagen,
 Beruft sich gar auf Gott und stiehlt in Volkes Namen.
 Und Fälschung, Plünderungen, Räubereien kamen

Hinzu, und ungedeckte Wechsel, Konzessionen,
 Wo freies Land war — plötzlich eingegrenzte Zonen,
 Und fremde Felder überschwemmt von seinen Mühlen,
 In andern Äckern sieht man wilde Keiler wühlen.
 Da erbt er ganze Dörfer, herrenlos geworden,
 Und seine Leute sieht man dichte Wälder roden.
 Da gibt es plötzlich Bruderzwist und Schmach.
 Ein Kaufmann, dort, schlägt wegen eines Diebstahls Krach:
 Er hat die Hand im Spiel gehabt. Sogar Verwandte
 Bestiehlt er um das Erbe. Kurz, das mir Bekannte
 Kann ich unmöglich alles aufzählen, doch ich denke,
 Es reicht, was ich Sie wissen ließ. Nur zu genau
 Kennt er die Staatsgeschäfte, und er ist auch schlau
 Dem Fiskus gegenüber und im Wortverdrehen,
 So daß Gesetze stets auf seiner Seite stehen.
 So fand er Wege, sich vor dem Gericht zu drücken,
 Mit Silber jenen, diesen mit Papiern zu spicken.
 Er konnte Troika, Vier- und Sechsgespann verwetten,
 Und lädt er wen zum Umtrunk, der ist nicht zu retten.
 Mit einem Wort, er ist perfekt in dem Gewerbe,
 Poliert die stumpfste Lüge auf zur Spiegelscherbe.
 Und gegen *den* Kerl woll'n Sie vor Gericht sich wagen?
 Prjamikow: Ich fürchte in der Tat, es geht mir an den Kragen. [...]

D E S A R M E N S C H L U C K E R S R E I C H T U M

(1797)

Wem in der Welt sein Glück lacht,
 Wem Eitelkeit gefällt,
 Der sei, wenn er sich aufmacht,
 Auf sich allein gestellt;
 Doch fröhlich und gelassen
 Krank ich an Hochmut nicht.
 Das Glück kann ich umfassen
 In meiner Hütte: dich!

Solln doch die Kaufherrn tauchen
 Ins Meer nach Gold und Gut,
 Und wenn's die Zaren brauchen,
 Die Grenzen ziehn mit Blut;

Wenn einer mir als Blutzoll gar
 Das Weltall überschriebe,
 Ich bin schon reicher als ein Zar:
 Ich hab doch deine Liebe.

Zwar arm ist meine Hütte,
 Zum Tempel weihst du sie.
 Drum, Gott, nur eine Bitte:
 Die Zuflucht nimm uns nie!
 Doch um ein längres Leben,
 Darum, Herr, bitt ich nicht;
 Dich, Freund, zu überleben,
 Nur dies befürchte ich.

Nikolai Karamsin

D I E I N S E L B O R N H O L M

(1794)

Freunde! der schöne Sommer ist vorüber; der goldne Herbst ist erblaßt; der freundlich-grüne Wiesenteppich verwelkt; der nebelichte Himmel wallet wie ein düsteres Meer; die Daunen des Winters fallen auf die erstarrte Erde — nehmen wir Abschied von der Natur bis zum fröhlichen Wiedersehn im Frühjahr; verbergen wir uns vor dem Schneegestöber, vor den kalten Stürmen in unserm traulichen Zimmer. Die Zeit muß uns nicht lästig werden; wir kennen ja ein Mittel gegen die Langeweile. Freunde! Die Eiche und die Birke flammt in unserm Kamin — laßt die Stürme brausen und die Fenster mit Eis und Schnee sich bedecken; wir wollen uns zum wärmenden Feuer setzen und einander Märchen und Szenen aus dem Gebiete der Wirklichkeit erzählen.

Ihr wißt, daß ich in fremden Ländern, weit, weit von meinem Vaterlande und von euch, meine Teuren, umhergereist bin; daß ich viel Wunderbares gesehen, viel Sonderbares gehört, daß ich euch vieles erzählt habe, doch nicht alles habe erzählen können, was mir begegnet ist. Höret mir zu — ich will erzählen — will Wahrheit, keine Dichtung, erzählen.

England war die äußerste Grenze meiner Reise. Da sagte ich zu mir selbst: „Vaterland und Freunde erwarten dich; es ist Zeit, in ihren Umrangungen auszuruhen; es ist Zeit, den Pilgerstab dem Sohne der Maja zu verehren; es ist Zeit, ihn auf dem belaubtesten Zweige des Baumes aufzuhängen, unter welchem du in deiner Jugend gespielt hast“, — ich sagte es und

bestieg in London das Schiff Britania, um nach den teuren Gefilden Rußlands zurückzukehren.

Schnell segelten wir längs den blühenden Ufern der Themse hinab. Schon erblickten wir vor uns das bläuliche Meer; schon hörten wir das Rauschen seiner Wellen — als plötzlich sich der Wind änderte und unser Schiff genötigt ward, dem Flecken Gravesend gegenüber, zu ankern, um einen günstigen Wind abzuwarten.

Begleitet von dem Kapitän des Schiffs stieg ich ans Land und wandelte mit ruhigem Herzen auf den grünen, von Natur und Fleiß geschmückten Wiesen, in seltenen und malerischen Gegenden; endlich, von den Sonnenstrahlen ermattet, legte ich mich auf den Rasen unter einer hundertjährigen Ulme, nicht weit von den Ufern des Meeres, nieder und betrachtete die feuchte Fläche, die schäumenden Wellen, welche in unzählbaren Reihen aus der düstern Ferne mit dumpfem Toben gegen das Ufer getrieben wurden. Dieses melancholische Geräusch und die Ansicht der unübersehbaren Fluten fingen an, mich in jenen Schlummer, in jene süße Untätigkeit des Geistes zu wiegen, in welcher alle Ideen und Gefühle schweigen, gleich einer auf einmal gefrierenden Quelle, und welche das treffendste und zugleich dichterischste Bild des Todes ist; als plötzlich die Zweige über mir rauschten... Ich sah hinauf und erblickte — einen hagern, bleichen, abgematteten jungen Mann — welcher mehr einem Gespenst als einem Menschen glich. In der einen Hand hielt er eine Gitarre, mit der andern riß er Blätter vom Baume und sah mit starren Blicken, in welchen der letzte Strahl des verlöschenden Lebens glühte, in das wogende Meer. Mein Blick konnte dem seinigen nicht begegnen; seine Gefühle schienen tot für äußere Gegenstände; er stand nur zwei Schritte von mir entfernt und sah und hörte nichts. „Unglücklicher junger Mann!“, — dachte ich, — „du bist vom Schicksale getötet. Ich kenne deinen Namen, deinen Stand nicht, doch weiß ich, daß du unglücklich bist!“

Er seufzte, hob seine Augen zum Himmel, senkte sie wieder auf die Wellen des Meeres, entfernte sich von dem Baume, spielte auf seiner Gitarre ein trauriges Präludium, beständig auf das Meer sehend, und sang mit schwacher Stimme folgendes Lied in dänischer Sprache, die mich in Genf ein Freund gelehrt hatte.

Gesetze zwar verdammen
Die Liebe, die so ganz
Mein Innerstes durchglühet —
Doch wer besiegt das Herz?

Welch ein Gesetz ist heil'ger,
Als dein Gefühl, o Herz?
Und welche Macht ist stärker,
Als, Liebe, deine Macht?

Ich liebe — liebe ewig —,
Ob ihr mich auch verdammt,
Ihr kalten finstren Seelen,
Durch Liebe nie erwärmt!

Natur! in deine Arme
Eilt dein getreuer Sohn.
Vor dir erschein' ich schuldlos:
Du gabst mir ja dies Herz!

Du gossest die Gefühle
Der Lieb' in meine Brust —
Und daß ich Lila liebe,
Natur! ist dein Gesetz.

Dein heil'ger Donner rollte
Ob uns, und traf uns nicht,
Wenn ich an Lilas Busen
In Himmelwonnen schwamm.

Bornholm! Bornholm! wie sehne
Ich mich nach dir zurück!
Doch ach! umsonst vergießet
Dies Auge Tränen dir!

Umsonst seufz' ich und traure —
Durch väterlichen Fluch
Bin ich von deinen Ufern
Verbannt auf immerdar.

O Lila, meine Lila!
Bist du vielleicht nicht mehr?
Begrub dich in den Wellen
Des Meeres schon dein Schmerz?

O so erscheine, teurer
geliebter Schatten! mir:
Gern folg' ich in die Fluten
Zur ew'gen Ruhe dir!

Von einem unwillkürlichen Gefühle hingerissen, wollte ich zu dem Unbekannten hinstürzen und ihn an mein Herz drücken, als der Kapitän meine Hand ergriff und mir sagte, daß ein günstiger Wind unsere Segel

schwelle und daß wir keine Zeit zu verlieren hätten. — Wir segelten fort. Der junge Mann warf die Gitarre weg, faltete seine Hände und starre uns nach ins dunkle Meer.

Die Wellen schäumten unter dem Ruder unseres Schiffs; die Ufer von Gravesend verloren sich in der Ferne; die nördlichen Provinzen Englands zeigten sich in einen grauen Schleier gehüllt, kaum noch sichtbar unserm Blicke, auf der andern Seite des Horizonts — endlich verschwand alles, und die Vögel, welche lange über unserem Schiffe schwieben, flogen zu dem Ufer zurück, gleichsam als hätte sie die unübersehbare Fläche des Meeres verscheucht. Das Wogen der rauschenden Fluten und ein umwölkter Himmel blieben dem Auge der einzige majestätische, doch furchtbare Gegenstand. — Freunde! um recht lebhaft die ganze Kühnheit des menschlichen Geistes zu fühlen, muß man in der offenen See sein, wo ein dünnes Brettchen, wie Wieland sagt, uns von dem feuchten Tode trennt; wo aber der geschickte Schiffer mit ausgebreiteten Segeln unbekümmert dahinfliegt und in Gedanken schon das glänzende Gold erblickt, welches in einem andern Weltteile seine gewagte Unternehmung belohnen soll. Nil mortalibus arduum est, — dachte ich mit Horaz, indem sich meine Blicke in Neptuns unendlichem Reiche verloren.

Doch bald beraubte mich eine heftige Seekrankheit meiner Sinne. Sechs Tage lang waren meine Augen verschlossen, und das matte Herz schlug kaum in der von den stürmischen Wellen benetzten Brust. Am siebenten Tage lebte ich wieder auf und stieg mit bleichem, doch frohem Gesichte auf das Vordeck des Schiffs. Die Sonne neigte sich schon nach Westen; das von ihren goldenen Strahlen beleuchtete Meer brauste; das Schiff flog mit ausgebreiteten Segeln durch die Gruppen der durchschnittenen Wellen, welche sich umsonst es zu übereilen bemühten. Wir sahen in verschiedener Ferne weiße, blaue und rote Flaggen und zur Rechten etwas Schwarzes, welches Land zu sein schien.

„Wo sind wir?“, — fragte ich den Kapitän. „Unsre Reise ist glücklich“, — antwortete er. „Wir sind den Sund passiert; die Ufer von Schweden haben wir schon aus dem Gesichte verloren. Zur Rechten sehen Sie die dänische Insel Bornholm, ein sehr gefährlicher Ort für Schiffe; da lauern Untiefen und Klippen auf des Meeres Grunde. Sobald es Nacht wird, ankern wir.“

Bornholm, Bornholm! wiederholte ich in Gedanken, und das Bild des jungen Gravesendschen Unbekannten lebte in meiner Seele auf. Die traurige Melodie und der Inhalt seines Liedes ertönten wieder in meiner Seele. „Sie enthalten das Geheimnis seines Herzens“, — dachte ich, — „doch wer ist er? Welche Gesetze verdammen die Liebe des Unglücklichen? Wessen Fluch entfernt ihn von den ihm so teuern Ufern Bornholms? Werde ich je seine Geschichte erfahren?“

Unterdessen jagte uns ein heftiger Wind gerade auf die Insel zu. Schon zeigten sich uns ihre schrecklichen Felsen, von welchen sich schäumende und kochende Fluten mit Toben in das Meer herabstürzten. Sie schien von allen Seiten unzugänglich, von allen Seiten von der majestätischen Natur geschützt zu sein; auf ihren grauen Felsen zeigte sich nichts, was das Auge erquickt, dem Herzen wohlgetan hätte. Mit Grauen sah ich hier das Bild der ernsten, schweigenden Ewigkeit, das Bild des unerbittlichen Todes und jener erhabenen Schöpfer-Gestalt, vor der alles Sterbliche erbeben muß.

Die Sonne sank in die Wellen und wir ankerten. Der Wind legte sich, und kaum, kaum bewegte sich das Meer. Ich sah auf die Insel, welche mich durch eine unbeschreibliche Gewalt nach ihren Ufern lockte; eine gewisse dunkle Ahnung sagte mir: „Dort wirst du deine Neugier befriedigen können, und Bornholm wird ewig in deinem Gedächtnisse bleiben!“ — Endlich, nachdem ich erfahren hatte, daß unweit des Ufers Fischerhütten waren, entschloß ich mich, mir vom Kapitän eine Schaluppe zu erbitten und von zwei oder drei Matrosen begleitet nach der Insel zu fahren. Er sprach mir von der Gefahr, von Klippen; doch da er den festen Entschluß seines Passagiers sah, willigte er in meine Forderung ein, mit der Bedingung, daß ich am andern Morgen recht früh zurückkommen sollte.

Wir ruderten fort und landeten in einer kleinen stillen Bucht. Hier empfingen uns Fischer, wilde, rohe, auf dem kalten Element, beim Brausen der Meereswellen aufgewachsene und mit dem Lächeln des freundschaftlichen Willkommens unbekannte, übrigens aber ehrliche Menschen. Als sie hörten, daß wir die Insel besuchen und in ihren Hütten übernachten wollten, banden sie unser Boot an und führten uns durch einen zerfallenen Felsen zu ihren Wohnungen. Nach einer halben Stunde kamen wir auf eine weite grüne Fläche, auf welcher so wie in den Tälern der Alpen niedrige hölzerne Häuschen, kleine Wälder und große Steinmassen zerstreut lagen. Hier verließ ich meine Matrosen und ging weiter, um noch einige Zeit des schönen Abends zu genießen; ein dreizehnjähriger Knabe war mein Führer.

Die purpurfarbene Abendröte war noch nicht von dem heitern Himmel verschwunden; ihr sanfter Schimmer ergoß sich auf die weißen Felsen und beleuchtete in der Ferne hinter einem hohen Hügel die spitzen Türme eines alten Schlosses. Der Knabe wußte mir nicht zu sagen, wem dieses Schloß gehöre. „Wir besuchen es nicht“, — sagte er, — „und Gott weiß, was da geschieht!“ Ich verdoppelte meine Schritte und näherte mich bald einem großen gotischen Gebilde, welches mit einem tiefen Graben und einer hohen Mauer umgeben war. Überall herrschte Stille: in der Ferne rauschte das Meer; der letzte Strahl des Abendlichts erlosch auf den Spitzen der alten Türme.

Ich umging das Schloß — die Tore waren verschlossen, die Zugbrücke aufgezogen. Mein Führer fürchtete, wußte selbst nicht was, und bat mich, zu

den Hütten zurückzukehren; konnte aber ein Neugieriger eine solche Bitte erfüllen?

Es wurde Nacht, und plötzlich erscholl eine Stimme — das Echo wiederholte sie, und es ward wieder still. Der erschrockene Knabe ergriff mich mit beiden Händen und zitterte wie ein Verbrecher in seiner letzten Stunde. Nach einer Minute ertönte die Stimme wieder. Man fragte: „Wer da?“ „Ein Fremder“, — antwortete ich, — „der diese Insel zu besehen wünscht; und wenn die Gastfreundschaft in den Mauern eures Schlosses als Tugend betrachtet wird, so werdet ihr gewiß einen Reisenden während des nächtlichen Dunkels beherbergen.“ — Es erfolgte keine Antwort; nach einigen Minuten aber rasselte die Brücke herunter; mit Geräusch öffnete sich das Tor — ein langer Mann in schwarzem Gewande empfing mich, nahm meine Hand und führte mich dem Schlosse zu. Ich sah mich um: der Knabe war verschwunden.

Das Tor verschloß sich hinter uns; mit Geräusch erhob sich die Brücke. Durch einen weiten, mit Sträuchern, Brennesseln und Wermut bewachsenen Hof kamen wir zu einem großen Gebäude, in welchem ich Licht erblickte. Ein hoher Peristyl im alten Geschmack führte zu einer eisernen Treppe, deren Stufen von unseren Tritten erschallten. Alles war dunkel und leer. Im ersten Saale, welcher im Innern mit einer gotischen Kolonnade umgeben war, hing eine Lampe, welche ein bleiches Licht auf eine Reihe vergoldeter Säulen, die von der Zeit schon viel gelitten hatten, warf; hier lagen abgefallene Karniese, da abgebrochene Pilaster, dort ganze umgefallene Säulen. Mein Führer sah mich einigemal mit einem durchdringenden Blick an, doch sprach er kein Wort.

Alles dieses machte auf mein Herz einen sonderbaren Eindruck, welcher teils mit Entsetzen, teils aber mit einem unbeschreiblichen Vergnügen, oder besser zu sagen, mit einer angenehmen Erwartung des Außerordentlichen, vermischt war.

Wir gingen noch durch zwei oder drei Säle, welche dem ersten glichen und mit eben solchen Lampen beleuchtet waren. Endlich öffnete sich rechts eine Türe — in der Ecke eines kleinen Gemachs saß ein ehrwürdiger Greis mit grauem Haar, gestützt auf einen Tisch, auf welchem zwei Wachskerzen brannten. Er erhob sein Haupt, sah mich mit einem gewissen traurigen Wohlwollen an, reichte mir seine schwache Hand und sagte mit einer sanften angenehmen Stimme: „Obwohl ein ewiger Kummer die Mauern dieses Schlosses bewohnt, so wird doch ein Fremder, der Gastfreundschaft fordert, in demselben immer eine ruhige Stätte finden. Fremdling! ich kenne dich nicht; doch du bist ein Mensch — in meinem sterbenden Herzen lebt noch die Liebe zu den Menschen — mein Haus, meine Arme stehen dir offen.“ — Er umarmte mich, und indem er sein düstres Gesicht aufheitern wollte, glich er einem heitern, doch kalten Herbsttage, welcher uns mehr an einen traurigen Winter als an einen frohen Sommer erinnert. Er wollte sanft

sein und wünschte, durch ein Lächeln mir Zutrauen und angenehme Gefühle der Freundschaft einzuflößen; doch Zeichen eines tödenden Kummers, welche sich seinem Gesichte eingedrückt hatten, konnten nicht in einer Minute verschwinden.

„Du mußt, junger Mann“, — sprach er, — „du mußt mich von demjenigen, was in der von mir verlassenen, doch nicht ganz vergessenen Welt geschieht, unterrichten. Lange lebe ich schon in der Einsamkeit; lange höre ich nichts mehr von den Schicksalen der Menschen. Sage mir, thront die Liebe noch auf der Erde? Dampft noch Weihrauch auf den Altären der Tugend, und sind die Völker in den Ländern, die du gesehen hast, glücklich?“ „Das Reich der Wissenschaften“, — antwortete ich, — „erweitert sich immer mehr und mehr; doch trinkt die Erde noch Menschenblut. Es fließen Tränen der Unglücklichen, man lobt die Tugend und streitet dennoch über ihre Existenz.“ Der Greis seufzte und zuckte die Achseln.

Als er erfuhr, daß ich ein Russe sei, sagte er: „Wir stammen von einem Volke ab. Die alten Bewohner der Inseln Rügen und Bornholm waren Slaven. Doch seid ihr früher als wir von dem Lichte des Christentums erleuchtet worden. Schon erhoben sich prächtige Tempel, dem einzigen Gotte geweiht, in euern Ländern zu den Wolken, und noch brachten wir blutige Opfer unempfindlichen Götzen im Dunkel des Aberglaubens. Schon verehrtet ihr den großen Schöpfer der Weltalles in feierlichen Hymnen; und noch waren wir von Irrtümern geblendet und rühmten in unharmonischen Liedern die Götzen der Fabel.“ — Der Greis sprach mit mir über die Geschichte der nordischen Völker, von den Begebenheiten des Altertums und der neueren Zeiten; er sprach so, daß ich mich über seinen Verstand, über seine tiefe Kenntnis in den Wissenschaften und über seine Beredsamkeit wundern mußte.

Nach einer halben Stunde stand er auf und wünschte mir eine gute Nacht. Der schwarz gekleidete Diener führte mich durch enge Korridore, und wir traten in ein großes Gemach, an dessen Wände alte Waffen, Schwerter, Lanzen, Harnische und Helme hingen. In einer Ecke stand unter einem goldenen Baldachin ein hohes Bett, mit Schnitzwerk und alten Basreliefs geziert.

Ich wollte meinen Führer manches fragen; er wartete es aber nicht ab, neigte sich und verschwand. Die eiserne Tür schlug zu. Der Schall ertönte fürchterlich in den öden Mauern, und alles wurde still. Ich legte mich auf das Bett, betrachtete die alten Waffen, welche vom schwachen Schimmer des Mondes, der durch ein kleines Fensterchen sich stahl, beleuchtet wurden, dachte über meinen sonderbaren Wirt nach, über seine ersten Worte: „Hier wohnt ein ewiger Kummer“, schwärzte in den verflossenen Zeiten, in den Begebenheiten, von welchen dieses alte Schloß Zeuge war, schwärzte gleich einem Menschen, der mitten zwischen Gräbern und Särgen den Staub der Gestorbenen betrachtet und sie in seiner Einbildung wieder auflieben

läßt. Endlich schwebte meiner Seele das Bild des Gravesendschen Unbekannten wieder vor, und ich entschlummerte.

Mein Schlaf war aber nicht ruhig. Es kam mir vor, als wenn an den Wänden hängende Harnische sich in Ritter verwandelt hätten; daß diese Ritter sich mir mit entblößtem Schwert und zornigen Gesichtern näherten und mir zuriefen: „Unglücklicher! wie wagtest du diese Insel zu betreten? Erbleichen denn die Seefahrer nicht beim Anblick ihrer Felsenufer? Wie wagtest du das grausende Heiligtum dieses Schlosses zu betreten? Entsetzen seine Schrecknisse nicht die ganze Gegend umher? Fliehet nicht der Wanderer seine drohenden Türme? Vermessener! stirb für deine unglückliche Neugierde!“ — Schon klirrten die Schwerter über meinem Haupte, schon fielen tausend Hiebe auf meine Brust — als alles verschwand. Ich erwachte, um von neuem in einen nicht minder unruhigen Schlummer zu sinken. Mich folterte ein neuer Traum. Es schien mir, als wenn ein schrecklicher Donner im Schlosse selbst erschallte; die eisernen Türen schlugen zu, die Fenster klirrten, der Boden erbebte und ein furchterliches, geflügeltes Ungeheuer, welches ich nicht zu beschreiben weiß, flog brüllend und zischend meinem Bette zu. Der Traum verschwand, doch konnte ich nicht wieder einschlafen; ich fühlte das Bedürfnis der frischen Luft, trat zum Fenster, fand neben ihm eine kleine Türe, öffnete sie und stieg auf einer steilen Treppe in den Garten hinab.

Die Nacht war hell, der Schein des vollen Mondes versilberte das Grün der alten Eichen und Ulmen, welche eine dunkle, lange Allee bildeten. Das Rauschen der Wellen vereinigte sich mit dem Lispeln der von dem Winde bewegten Blätter. In der Ferne schimmerten weiße Felsen, welche, gleich einer ausgezackten Mauer, die Insel Bornholm umgeben; zwischen ihnen und den Schloßmauern sah ich auf der einen Seite einen großen Wald und auf der andern eine freie Fläche und kleine Gehölze.

Das Herz schlug mir noch immer von den schrecklichen Träumen, und mein Blut war noch in voller Wallung. Ich betrat die dunkle Allee von rauschenden Eichen und vertiefte mich in ihren heiligen Schatten. Der Gedanke an die Druiden erwachte in meiner Seele, und ich glaubte mich demjenigen Heiligtum zu nähern, wo alle Geheimnisse und alle Schrecken ihres Gottesdienstes aufbewahrt wurden. Endlich führte mich diese Allee zu einem Rosmaringebüsch, hinter welchem sich ein sandiger Hügel erhob. Ich wünschte, ihn zu besteigen, um von seiner Höhe beim Schein des Mondes auf das Meer und die Insel zu blicken und mich an diesem Schauspiel zu ergötzen; doch hier erblickte ich eine Öffnung, die in das Innere des Hügels zu führen schien. Eine unüberwindliche Neugier zog mich in die Höhle, welche mehr durch die Kunst, als von der wilden Natur gemacht zu sein schien. Ich betrat sie, fühlte Feuchtigkeit und Kälte, doch entschloß ich mich, weiter zu gehen, und nachdem ich ungefähr zehn Schritte zurückgelegt hatte, unterschied ich einige Stufen, die hinunter zu einer eisernen Türe führten,

welche zu meiner Verwunderung nicht verschlossen war. Unwillkürlich öffnete ich sie. Hier brannte hinter einem eisernen Gitter, an welchem ein großes Schloß hing, eine Lampe, welche an der Decke befestigt war; und in einer Ecke lag auf einem Bette von Stroh ein junges bleiches Frauenzimmer im schwarzen Kleide. Sie schlief, ihr blondes Haar, mit gelbem Stroh durchflochten, bedeckte ihre hohe Brust, welche sich kaum, kaum bewegte; eine weiße, doch ausgetrocknete Hand hing zur Erde hinab und auf der anderen ruhete das Haupt der Schlafenden. Wenn ein Maler den schmachtenden, unendlichen, immerwährenden, mit Morpheus Mohnblüten bestreuten Gram hätte malen wollen, so hätte dieses Frauenzimmer seinem Pinsel zum schönsten Modell dienen können.

Freunde! wen röhrt nicht das Bild eines Unglücklichen? Aber der Anblick eines jungen Frauenzimmers, welches in einem unterirdischen Kerker schmachtet — der Anblick des schwächsten und liebenswürdigsten Wesens, vom Schicksal verfolgt — kann, gleich der Leier des Orpheus, auch dem Steine Gefühl einflößen. Ich betrachtete sie mit Wehmut und sagte zu mir selbst: „Wessen Barbarenhand hat dir das Tageslicht geraubt? Wäre es möglich, daß du ein schweres Verbrechen büßest? Doch dein holdes Gesicht, die sanfte Bewegung deiner Brust und mein eigenes Herz versichern mich, daß du unschuldig bist.“

In eben diesem Augenblick erwachte sie, blickte auf das Gitter, sah mich, staunte, hob den Kopf, stand auf, näherte sich mir, schlug die Augen nieder, als wenn sie ihre Gedanken sammeln wollte, blickte mich von neuem an, wollte reden und schien es nicht zu vermögen.

„Wenn die Empfindsamkeit eines Fremden“, — sagte ich nach einigen Minuten eines feierlichen Schweigens, — „welcher vom Schicksal in dieses Schloß und in diese Höhle geführt worden, deine Leiden mildern kann; wenn seine herzliche Teilnahme und Mitleiden Vertrauen verdient: so fordere Hülfe!“ — Sie sah mich mit starren Blicken an, aus welchen Staunen, eine gewisse Neugier, Unentschlossenheit und Mißtrauen leuchteten. Endlich, nach einer heftigen innerlichen Bewegung, welche wie ein elektrischer Schlag in ihrem Busen erbebte, antwortete sie mit fester Stimme: „Wer du auch bist, durch welchen Zufall du auch hierher gekommen sein magst, Fremder!, so kann ich von dir nichts anders als Mitleiden fordern. Es steht nicht in deiner Macht, mein Schicksal zu ändern. Ich küsse die Hand, welche mich straft.“ „Dein Herz ist aber unschuldig?“, — sagte ich, — „es verdient gewiß nicht so unbarmherzig bestraft zu werden?“ „Mein Herz hat irren können“, — antwortete sie, — „Gott wird der Schwachen verzeihen. Ich hoffe, daß mein Leben bald enden wird. Verlasse mich, Unbekannter!“ Jetzt näherte sie sich dem Gitter, blickte mich sanft, wohlwollend an und sagte mit schwacher Stimme: „Verlasse mich um Gottes willen! Wenn er dich selbst geschickt hat — er, dessen furchterlicher Fluch beständig in meinen Ohren widerhallt — so sage ihm, daß ich leide, Tag und Nacht leide;

daß der Gram mein Herz zerrissen hat; daß die Tränen meinen Kummer nicht mehr lindern. Sag' ihm, daß ich ohne Murren, ohne Klagen meine Gefangenschaft trage; daß ich sterben werde als seine zärtliche, unglückliche ...“ — Sie schwieg plötzlich, versank in ein tiefes Nachdenken, entfernte sich von dem Gitter, kniete nieder und bedeckte das Gesicht mit ihren Händen; nach einigen Minuten sah sie mich wieder an, senkte von neuem den Blick zur Erde und sagte mit einer sanften Schüchternheit: „Vielleicht ist dir meine Geschichte bekannt; wenn du sie aber nicht kennst, so frag mich nicht — um Gottes willen nicht!... Fremder! verlaß mich!“ — Ich wollte gehen, nachdem ich ihr einige Worte, die meinem Herzen entströmten, gesagt hatte; doch mein Blick begegnete noch einmal dem ihrigen, und es schien mir, als wenn sie von mir noch etwas Wichtiges erfahren wollte; ich stand still und erwartete ihre Frage, doch erstarb sie nach einem tiefen Seufzer auf ihren blassen Lippen. Wir trennten uns.

Indem ich aus der Höhle trat, wollte ich die eiserne Türe nicht zumachen, damit die reine Luft durch das Gitter in den Kerker dringe und der Unglücklichen das Atmen erleichtre. Schon färbte die Morgenröte den Himmel; die Vögel waren erwacht; ein Westwind bewegte die um den Hügel wachsenden Sträucher und Blumenstauden, von welchen der Morgentau tröpfelte. — „Allmächtiger Gott!“, — dachte ich, — „Allmächtiger! wie traurig ist es, von der Gesellschaft der lebenden, freien und frohen Geschöpfe ausgeschlossen zu sein, mit welchen der unübersehbare Raum der Natur angefüllt ist! Selbst hier im Norden, mitten zwischen mit Moos bewachsenen Felsen, ist die Schöpfung von deiner allmächtigen Hand geformt, schön und erfreut den Geist und das Herz. Auch hier, wo von Anfang der Welt schäumende Wogen mit Granitfelsen kämpfen, auch hier hat deine Hand lebende Zeichen deiner schöpferischen Liebe und Güte eingeprägt. Auch hier atmet der Zephir aromatische Wohlgerüche; auch hier breitet sich ein grüner Teppich unter den Füßen des Menschen aus; auch hier singen Vögel, singen lustig für Frohe, traurig für Traurige, angenehm für einen Jeden; auch hier kann ein trauerndes Herz in den Armen der gefühlvollen Natur sich von der Last seiner Leiden erleichtern! Doch kann die arme, unglückliche Gefangene diese Erleichterung nicht genießen: der Morgentau benetzt nicht ihr mattes Herz; der Zephir erquickt nicht ihren Busen; die Strahlen der Sonne beleuchten nicht ihre erloschenen Blicke; die stillen balsamischen Ergießungen des Mondes nähren ihre Seele nicht mit angenehmen Träumen und Schwärmerien. Allmächtiger Schöpfer! warum gabst du dem Menschen die Macht, andere und sich selbst unglücklich zu machen? — Ich war ermüdet und meine Augen schlossen sich. Unter den Zweigen einer hohen Eiche auf dem weichen Rasen sank ich in einen kurzen Schlummer.

„Die Tür war offen; der Fremde ist in der Höhle gewesen“, — diese Worte hörte ich, als ich erwachte. Mein erster Blick fiel auf meinen alten

Wirt. Er saß in tiefem Nachdenken versunken auf einer Rasenbank, wenige Schritte von mir; neben ihm stand der Mann, der mich ins Schloß geführt hatte. Ich näherte mich ihnen. Der Alte sah mich mit einiger Strenge an; stand auf, drückte meine Hand — und seine Blicke wurden milder. Wir betraten zusammen eine dunkle Allee, ohne ein Wort zu reden. Es schien, als kämpfe er mit sich selbst und sei unentschlossen; endlich stand er plötzlich still, sah mich mit einem feurigen, durchdringenden Blick an und fragte mit fester Stimme: „Sahst du sie?“ „Ich sah sie“, — antwortete ich, — „ohne aber zu erfahren, wer sie ist und weshalb sie im Kerker schmachtet.“ „Du sollst es erfahren“, — erwiederte er, — „du sollst alles wissen, junger Mann, und dein Herz wird bluten. Da wirst du dich selbst fragen: warum goß der Himmel den ganzen Kelch seines Zorns über diesen schwachen Greis aus; über ihn, der die Tugend liebte; der seine heiligen Gesetze ehrte?“ — Wir setzten uns unter einen Baum, und der Alte erzählte mir die fürchterliche Geschichte, eine Geschichte, die ihr jetzt, meine Freunde, nicht erfahren werdet; sie bleibt bis zu einer andern Zeit. Jetzt sage ich euch nur, daß ich das Geheimnis des Gravesendschen Unbekannten erfuhr — ein schreckliches Geheimnis! —

Die Matrosen erwarteten mich an der Pforte. Wir kehrten auf das Schiff zurück, lichteten die Anker, und Bornholm entchwand unserm Blicken.

Das Meer brauste. In ein wehmütiges Nachdenken versunken, stand ich auf dem Deck des Schiffs, mit einer Hand den Mast umschlingend. Seufzer entstiegen der gepreßten Brust — ich blickte zum Himmel, und der Wind wehte meine Tränen ins Meer hinab...

B R I E F E E I N E S R U S S I S C H E N R E I S E N D E N

(Auszüge)

(1790)

Dresden, den 12. Juli

Der Morgen war herrlich. Die Vögel sangen, und die jungen Hirsche spielten am Wege. Auf einmal lag Dresden vor mir auf einer weitläufigen Ebene, durch welche die stille Elbe fließt. Die grünen Hügel auf der einen Seite des Flusses, die majestätische Stadt und eine weite fruchtbare Ebene — dies machte zusammen eine herrliche Ansicht. In einer sehr heiteren Stimmung kam ich nach Dresden, und auf den ersten Blick schien mir diese Stadt noch schöner als Berlin zu sein.[...] Über eine Stunde stand ich auf der Brücke, welche die sogenannte Neustadt von Dresden trennt, und konnte

nicht satt werden, das herrliche Gemälde zu betrachten, welches die beiden Stadtteile und die schönen Flußufer der Elbe bieten. Diese Brücke, die 670 Schritte lang ist, wird für die beste in Deutschland gehalten. An den Seiten sind Wege für die Fußgänger und Plätze zum Ausruhen; [...] Von hier ging ich in die berühmte Gemäldegalerie, die unter die ersten in Europa gezählt wird. Ich war über drei Stunden dort, aber ich hatte lange nicht Zeit genug, um alle Gemälde zu betrachten. Nicht drei Stunden, sondern einige Monate sind nötig, um die Schätze dieser Galerie gehörig zu besehen. Mit vorzüglicher Aufmerksamkeit besah ich folgende Gemälde: Raffaels Maria, die das Kind Jesus in der Hand hält und vor welcher der heilige Sixtus und die heilige Barbara knien. Correggios Nacht, über welche soviel geredet und geschrieben worden ist [...], von Michelangelo ein Gemälde [...], von Giulio Romano einen Pan [...], von Veronese die Auferstehung, den Raub der Europa und so weiter. [...]

Der Aufseher erzählte uns, daß man vor einigen Wochen zehn der schönsten Gemälde aus der Galerie gestohlen habe; aber zum Glück waren die Diebe bald gefunden und so die Gemälde wieder an ihren alten Ort gebracht worden. [...] Nun hatte ich noch das sogenannte Grüne Gewölbe zu besehen; dies ist eine Sammlung von Kostbarkeiten und Seltenheiten, vorzüglich von edlen Steinen, die vielleicht in der ganzen Welt nicht ihresgleichen hat. [...]

Tal Hasli (Schweiz)

Nachdem ich ungefähr zwei Stunden bei den Hirten ausgeruht hatte, setzte ich meinen Weg fort. Es ging jetzt wieder bergab. Der erste merkwürdige Gegenstand, der sich nun meinen Augen darstellte, war der Rosenlawinengletscher, unstreitig der schönste aller Gletscher. Er besteht aus den reinsten saphirblauen Pyramiden, die ihre zackigen Spitzen stolz emporstrecken. Ich wandelte jetzt im Schatten alter Fichten, die mich vor den Strahlen der Sonne schützten. Rund um mich her war nirgends eine Spur von Menschen. Wohin ich meine Augen wandte, erblickte ich Wildnis und Öde. Von grauen bemoosten Felsenwänden stürzten schäumende Bäche herab, deren Geräusch das Echo der Wälder verstärkte. Nur weiterhin, nachdem ich ins Tal hinabkam, fand ich die schönsten balsamischen Wiesen, die man sich unmöglich schöner denken kann. Es ist unbeschreiblich, wie wohl mir der Blick auf diese grünen Fluren tat, nachdem ich so lange nichts als kahle Felsen und Schneemassen gesehen hatte. Auf jeder Wiese ruhte ich einige Minuten aus und küßte jedes Gräschchen in Gedanken. Ich gelangte endlich in ein kleines Gebirgsdorf, dessen Einwohner in der ganzen Einfalt des Hirtenstandes leben. Sie verstehen durchaus nichts weiter als die Viehzucht, und Milch ist ihre einzige Nahrung. Ihre großen Käse gehen

größtenteils nach Italien. Die Käsehäuser ruhen auf hohen Säulen oder Stützen und sind aus dünnen Balken verfertigt, damit die Luft desto besser durchstreichen kann. Da ich außerordentlich durstig war, so bat ich einen jungen Hirten, der vor der Tür der Hütte saß, neben welcher ein kleiner Bach vorbeirieselte, um ein Glas. Er verstand mich nicht sogleich; sobald er aber begriff, was ich haben wollte, lief er sogleich ins Haus und brachte eine Schale. „Sie ist rein,“ — sagte er in verdorbenem Deutsch, indem er sie zeigte. Dann lief er an den Bach und schöpfte einmal Wasser, das er immer wieder ausgoß und mich dabei lächelnd ansah. Endlich brachte er mir die gefüllte Schale mit den Worten: „Trink, guter Mensch, trink unser Wasser.“ [...] O meine Freunde, warum wurden wir nicht in den Zeiten geboren, da alle Menschen Hirten und Brüder waren? [...]

(Genf) Um 12 Uhr in der Nacht

[...] Jeder Reisende, der sich in Genf aufhält, rechnet es sich zur angenehmen Pflicht, nach Ferney zu reisen, wo der berühmteste Schriftsteller unseres Jahrhunderts gelebt hat.

Ich ging mit einem jungen Deutschen zu Fuß dahin. Das Schloß, welches Voltaire bewohnte, liegt auf einer Anhöhe in einiger Entfernung von Ferney, und von dem Dorfe führt eine schöne Allee darauf zu. Vor dem Hause liegt linker Hand die Kirche mit der bekannten Inschrift: Deo erexit Voltaire. [...]

Die Lage des Schlosses von Ferney ist so schön, daß ich Voltaire beneidete. Er hat aus seinem Fenster den höchsten der europäischen Berge, den Montblanc, und die übrigen Schneegebirge Savoyens zugleich mit den schönsten grünen Ebenen, Gärten und anderen reizenden Gegenständen im Auge gehabt. Den Garten beim Schlosse hat Voltaire selbst angelegt; er ist also eine Urkunde seines Geschmackes. Am meisten gefiel mir darinnen eine lange Allee, die gerade an den Fuß der Gebirge zu reichen scheint, und ein großer heller Teich, in welchem sich hohe Bäume, womit er eingefaßt ist, spiegeln.

Der Name Voltaires lebt in dem Andenken aller Bewohner Ferneys. Hier rührte mich vorzüglich die schöne Stelle aus La Harpes Lobrede, die ich unter dem Schatten eines Kastanienbaumes noch einmal las: „Seine Untertanen, die ihren Herrn und Vater verloren haben, und dereinst ihre Kinder, die Erben seiner Wohlthaten, werden dem Wanderer, der seine Straße verläßt, um Ferney zu besuchen, zurufen: Das sind die Häuser, die er baute! Dort stehen die Zufluchtsorte, die er nützlichen Künsten öffnete. Hier sind die Felder, die er urbar machte. Jene volkreiche und blühende Kolonie ist unter seiner Aufsicht mitten in einer Einöde entstanden.[...] Dieser Baum ist der Dankbarkeit geheiligt, und nie wird ihn die Axt von der Wurzel trennen; denn er saß unter seinem Schatten, als die geplünderten Landleute

zu ihm eilten und um seine Hilfe flehten. Er vergoß hier Tränen des Mitleids und verwandelte den Kummer der Armen in Freude. Dort sahen wir uns zum letztenmal!“ [...]

Wir aßen im Wirtshaus zu Ferney mit zwei jungen Engländern und tranken sehr guten Wein, unter frommen Wünschen für Voltaires ewiges Wohl. [...]

Paris, den 2. April 1790

Ich bin in Paris! Dieser Gedanke erregt eine ganz besondere, rasche, unerklärliche, aber angenehme Empfindung in meiner Seele. „Ich bin in Paris“, — sagte ich selbst zu mir und laufe straßauf, straßab, aus den Tuilerien in die Champs-Élysées — auf einmal bleibe ich wieder stehen und betrachte alles mit außerordentlicher Neugierde: Häuser, Wagen, Menschen; und tausend verschiedene Gedanken durchkreuzen meinen Kopf. Was ich sonst nur aus Beschreibungen kannte, das sehe ich jetzt mit eigenen Augen und freue mich über das Schauspiel der größten und berühmtesten Stadt der Welt, die in den verschiedenartigsten Erscheinungen wunderbar und einzig ist.

Fünf Tage sind mir wie fünf Stunden verflossen — im Geräusch, im Volksgewühl, in den Schauspielhäusern und in dem prächtigen Palais Royal. Meine Seele füllt sich mit den lebhaftesten Eindrücken. [...]

London, im Julius 1790

[...] Wer London geräuschvoll nennt, der hat es entweder nie gesehen oder hat keinen Begriff von einer geräuschvollen Stadt. London ist volkreich, das ist wahr; aber im Vergleich mit Paris oder selbst mit Moskau ist es außerordentlich still. Die Bewohner Londons scheinen noch halb im Schlaf oder von zu großer Geschäftigkeit ermüdet zu sein. Wenn nicht von Zeit zu Zeit das Rollen der Wagen die Gehörnerven erschütterte, so könnte man sich hier in den volkreichsten Straßen für taub halten. Ich war in verschiedenen Kaffeehäusern, wo zwanzig bis dreißig Menschen stillschweigend die Zeitungen lesen und ihren Portwein trinken. Kaum hört man alle zehn Minuten ein „Your health, gentleman!“ So braucht man sich nicht zu wundern, daß die Engländer tiefe Denker sind und daß ihre Parlamentsredner nicht aufhören können, wenn sie einmal anfangen; sie sind wahrscheinlich ihres gewöhnlichen Stillschweigens überdrüssig.

Je mehr Ruhe aber meine Ohren haben, desto geschäftiger sind meine Augen. Die Frauenzimmer sind auch in London sehr schön; sie kleiden sich einfach, aber geschmackvoll. Alle sind ohne Puder und Schminke und tragen Hüte, die die Grazien erfunden zu haben scheinen. Sie scheinen mehr zu fliegen, als zu gehen. Ihre kleinen Füßchen, die nur wenig unter dem weißen

Rocke von Nesseltuch hervorragen, berühren kaum die Steine. Über das weiße Korsett breitet sich ein ostindischer Schal, auf welchen die blonden Locken fallen. [...]

Die Physiognomien der Männer [...] sind so mannigfaltig und so ausdrucksvoll, daß zehn Lavaters kaum imstande sein würden, die schlechten Eigenschaften zu beschreiben, die sie bezeichnen. — Stutzer sehe ich hier ungleich mehr als in Paris. Ein zuckerhutartiger Hut, dick gesalbte, bis auf die Schultern herabhängende Haare, ein dickes Halstuch, das den ganzen untern Teil des Gesichts verhüllt, ein aufgesperrtes Maul, beide Hände in den Taschen und ein sehr unanständiger Gang zeichnen sie aus. [...]

Ich habe noch niemanden in London gesehen; selbst bei meinem Bankier bin ich noch nicht gewesen. [...] Dafür habe ich Händels „Messias“ in der Westminsterabtei gehört und meine letzte Guinee für das Billet bezahlt. Das zahlreiche Orchester, die berühmtesten Sänger und Sängerinnen, eine ungeheure Menge Zuhörer, die das tiefste Stillschweigen beobachteten, und endlich die himmlische Musik Händels — das alles machte den stärksten Eindruck auf mich. Ich habe Kompositionen von Pergolesi, Jommelli und Haydn gehört; aber nichts hat mich je so bewegt wie Händels „Messias“. [...]

Kronstadt, im September 1790

Land! Land! Ich segne dich, Vaterland! Ich bin in Rußland und in wenigen Tagen bei Euch, meine Freunde! Ich halte jedermann an und rede mit ihm, um nur Russisch zu sprechen und zu hören. [...] Mit welchem Vergnügen packe ich meine gesammelten Schätze zusammen! Die Zettel, Rechnungen, Bücher, Steinchen, Kräuter und Zweige, die mich an die Perte du Rhône oder an Lorenzos Grabhügel oder an die Weide erinnern, unter welcher Pope seine schönsten Gedichte schrieb. Sind nicht alle Nabobs der Erde arm gegen mich? Ich überlese jetzt manche meiner Briefe, die ich an Euch schrieb. Sie sind ein Spiegel meiner Seele während meiner Reise, und nach zwanzig Jahren werden sie mir gewiß noch Vergnügen machen — und wenn auch nur mir allein. Ich sehe dann, wer ich war, wie ich dachte und träumte, und — unter uns sei es gesagt — was ist wohl dem Menschen interessanter als sein eigenes wertes Ich? Doch vielleicht finden auch andere Vergnügen an meinen Skizzen, vielleicht, doch das ist ihre Sache und nicht die meinige. [...]

Ü B E R V A T E R L A N D S L I E B E U N D N A T I O N A L S T O L Z

(1802)

Die Liebe zum Vaterlande ist entweder physisch, oder moralisch, oder politisch.

Der Mensch liebt gewöhnlich den Ort seiner Geburt und seiner Erziehung. Diese, allen einzelnen Menschen und ganzen Völkern eigene Anhänglichkeit ans Vaterland ist das Werk der Natur, und kann füglich die physische Vaterlandsliebe genannt werden.

Die Liebe zu unsern Mitbürgern, mit denen wir aufgewachsen und lange Zeit lebten, macht die zweite Gattung der Vaterlandsliebe aus, die ich die moralische nenne. Sie ist aber so allgemein als die erste, und wirkt in gewissen Jahren noch stärker, als jene, indem die Gewohnheit mit der Zeit immer mächtiger wird.

Aber diese physische und moralische Anhänglichkeit an das Vaterland, die das Werk der Natur und der Gewohnheit sind, machen noch immer nicht jene erhabene Tugend des Patriotismus aus, welche einst Griechenland und Rom so pries, und die in dem Eifer für den Ruhm und das Glück des Vaterlandes besteht. Diese Gattung der Vaterlandsliebe ist die politische. Sie ist nicht allgemein, denn sie setzt Überlegung und ein edles Herz voraus.

Mit dieser Gattung der Vaterlandsliebe ist der Nationalstolz aufs genaueste verbunden, und die Völker, die sich durch jene auszeichnen, halten sich gewöhnlich für die ersten Nationen des Erdbodens und sehen auf alle anderen mit einer Art von Verachtung herab. So nannten einst Griechen und Römer, denen Vaterlandsliebe für die erste Tugend galt, alle anderen Völker Barbaren, und zu unseren Zeiten besitzen die Engländer, die wegen ihres Patriotismus berühmt sind, den meisten Nationalstolz.

Ich wage nicht zu glauben, daß die Zahl der Patrioten in Rußland gering sei. Aber es scheint, daß wir in Rücksicht der Meinung von unserem Nationalwerte ein wenig gar zu bescheiden sind. Nun ist aber übertriebene Bescheidenheit in diesem Falle in mancherlei Hinsicht schädlich, und wer sich selbst nicht achtet, den achten auch andere nicht.

Ich will damit nicht sagen, daß uns die Vaterlandsliebe gegen unsere Mängel verblenden müsse, oder daß uns der Wahn erlaubt sei, uns fehlte nichts mehr und kein Volk sei so vollkommen als wir. Nein! sondern ich will nichts weiter, als daß wir unseren wahren Wert nicht erkennen. Wenn wir gestehen müssen, daß es Völker gibt, die aufgeklärter sind als wir, so müssen wir doch nicht vergessen, wie unzählige Wohltaten auch uns von der Vorsehung zuteil wurden. Kühn wollen wir uns mit den übrigen Nationen des Erdbodens in die Reihe stellen, und mit edlem Stolze den Namen unseres Vaterlandes nennen.

Peter der Große, der Rußland mit Europa vereinigte und uns den Nutzen der Aufklärung kennen lehrte, erniedrigte zwar auf kurze Zeit den Nationalstolz seines Volks, aber nur um ihn desto sicherer und glänzender zu begründen. Wir blickten auf das aufgeklärte Europa, und mit diesem Blicke eigneten wir uns die Früchte seiner langen und mühevollen Anstrengungen zu. Kaum hatte der große Kaiser seinen Kriegern gezeigt, wie sie das neue Gewehr gebrauchen sollten, als sie damit schon die ersten Kriegsheere, die es in Europa gab, besiegten. Heerführer, die heute noch Schüler waren, konnten morgen den Meistern zu Mustern dienen, und bald mußten andre Völker von uns lernen. Wir zeigten ihnen, wie man die Schweden, die Türken und — die Franzosen schlägt. Denn selbst diese berühmten Republikaner, die so oft von ihrem furchtbaren Bajonett sprachen, flohen in Italien von dem ersten Stoße der russischen Bajonette. Und so wissen wir, daß wir mehrere Völker an Tapferkeit übertreffen, aber wir kennen keines, das tapferer wäre als wir. Heldenmut ist eine große Eigenschaft der Seele, und das Volk, das sie besitzt, darf mit Stolz auf sich blicken.

Zwar sind wir in den übrigen Künsten nicht so weit wie in der Kriegskunst, mit der wir uns, als der notwendigsten zur Gründung und Befestigung unserer politischen Existenz, am meisten beschäftigt haben; aber doch sind es nicht Lorbeern allein, deren wir uns rühmen können. Unsere bürgerlichen Einrichtungen sind eben so weise wie die Verfassungen anderer Reiche, die ihre Kultur nach Jahrhunderten berechnen. Unsere Humanität, der Ton, der in unseren Gesellschaften herrscht, unser Geschmack in den Genüssen des Lebens werden von allen Fremden, die nach Rußland kommen, um so mehr bewundert, je weniger sie dergleichen unter einem Volke zu finden hofften, das vor einem Jahrhundert noch unter die Barbaren gezählt wurde.

Rußlands Tadler sagen, daß wir nichts in einer gewissen Vollkommenheit besitzen als Gelehrigkeit. Aber ist nicht gerade diese Gelehrigkeit das Zeichen einer vorzüglichen Bildsamkeit? Wenigstens erzählt man von Leibniz, daß seine Lehrer in seiner Jugend nur diese Eigenschaft an ihm fanden.

Wenn wir in den Wissenschaften noch hinter manchen anderen Völkern Europens zurück sind, so ist daran weiter nichts schuld, als daß wir uns weniger damit beschäftigen als z.B. die Deutschen oder die Engländer, bei denen der Stand der Gelehrten einen viel ausgebreiteren Wirkungskreis hat als bei uns. Wenn unsere jungen Edelleute sich mehr auf die Wissenschaften legen wollten, so könnten wir vielleicht auch schon unseren Linné, Haller und Bonnet haben. Die Fortschritte, die wir in der schönen Literatur gemacht haben, welche vielleicht weniger Gelehrsamkeit, aber gewiß mehr Genie erfordert, sind hinlänglich Beweise von der Fähigkeit der Russen zu den Beschäftigungen des Geistes. Noch ist es nicht sehr lange her, daß wir

wissen, was Stil ist; und doch können sich schon manche unserer Gedichte und prosaischen Aufsätze mit den Produkten des aufgeklärteren Auslandes messen. Schon im sechzehnten Jahrhundert hatten die Franzosen ihren Montaigne. Ist es also wohl ein Wunder, daß sie jetzt im allgemeinen besser schreiben als wir? — Oder ist nicht vielmehr das ein Wunder, daß manche Produkte unsrer Schriftsteller, sowohl in Ansehung der Gedanken als des Ausdrucks, eine Vergleichung mit den besten Werken der Franzosen aushalten können? —

Laßt uns gerecht sein, Mitbürger, und unsern eignen Wert fühlen! Mein Herz ist, dem Himmel sei Dank!, weit entfernt von boshafter Satire und beißendem Spott; aber ich kann mich unmöglich enthalten, manche meiner Landsleute zu tadeln, die, bei der genauesten Kenntnis der französischen Literatur, ein russisches Buch kaum anzusehen würdigen. Sollen denn Ausländer sie mit den Talenten ihrer eigenen Mitbürger bekannt machen? — Französische und deutsche Kritiker, die doch nur nach Übersetzungen urteilen können, haben mehrmals den Verdiensten unserer Landsleute Gerechtigkeit widerfahren lassen. — Und wünschen sie wohl d'Alemberts Amme zu gleichen, die zu ihrer großen Verwunderung erst von Fremden hörte, daß ihr Pflegling ein guter Kopf sei? — Doch sie entschuldigen sich wohl gar mit ihrer geringen Kenntnis der russischen Sprache! Aber diese Entschuldigung ist schlimmer als die Schuld selbst. Mögen unsere liebenswürdigen Damen nach der Mode behaupten, daß die russische Sprache grob und übeltonend sei, daß man charmant und feduisant, expansion und vapeurs im Russischen nicht ausdrücken könne. Wer könnte es wagen, ihnen zu widersprechen? Aber dies Vorrecht, falsch zu urteilen, das wir ihnen aus Galanterie gern lassen, kommt den Männern nicht zu. Unsere Sprache ist nicht nur für die höhere Beredsamkeit und für die starke malerische Poesie geeignet, sondern sie drückt auch eben so gut die sanfte Einfalt und die zarten Töne der Empfindung aus. Sie ist reich an Harmonie, hat mannigfaltige und feine Wendungen zur Darstellung des Gefühls und der Leidenschaft und besitzt, als Wurzelsprache, eine Menge ausdrucks voller und malender Wörter, welche die Sache, die sie bezeichnen, gleichsam sinnlich darstellen — Vorzüge, an welchen sie das Französische übertrifft. Und wenn wir einige Feinheiten des gesellschaftlichen Umgangs nicht so gut im Russischen ausdrücken können wie im Französischen, so liegt das nur daran, daß wir in der großen Welt nur immer französisch reden und uns keine Mühe geben, unsere eigene Sprache zu bearbeiten. Ein ausländischer Minister sagte einst zu mir: er glaube, die russische Sprache müsse sehr dunkel sein, weil er bemerkte habe, daß die Russen, wenn sie Russisch sprächen, oft zum Französischen ihre Zuflucht nähmen, um sich verständlich zu machen. — Wer ist wohl an dergleichen albernen Urteilen schuld? — Jedem Patrioten muß seine Landessprache teuer sein, und ich liebe die

Engländer darum, daß sie lieber auf englisch pfeifen wollen, als eine fremde Sprache reden, die doch jeder wohlerzogene Mann in England versteht.

Alles hat Maß und Ziel. Einzelne Menschen, so wie ganze Nationen, fangen bei ihrer Bildung mit Nachahmen an; aber mit der Zeit müssen sie selbständig werden. Wir haben jetzt Kenntnisse und Geschmack genug, um leben zu können, ohne zu fragen, wie man in Paris und London lebt, wie man dort ißt und trinkt, wie man sich kleidet, was für Wagen und welches Ameublement dort Mode ist. Der echte Patriot eilt, das wahrhaft Gute, Wohltätige und Notwendige des Auslandes auf heimischen Boden zu verpflanzen; aber er verschmäht eine knechtische Nachahmung in Kleinigkeiten, die seinen Nationalstolz beleidigt. Es ist notwendig und gut zu lernen; aber wehe dem Menschen und dem Volke, die immer Schüler bleiben!

Bis jetzt ist Rußland, sowohl im politischen als moralischen Sinne, immer noch im Steigen, und man kann sagen, daß uns Europa von Jahr zu Jahr mehr schätzt. Und doch sind wir kaum in der Mitte unserer ruhmvollen Laufbahn. Der Beobachter bemerkt überall neue Keime und Schiößlinge. Er sieht viele Früchte, aber noch mehr Blüten. Rußlands Symbol ist ein kraftvoller Jüngling, dessen Herz, voll Saft und Leben, die Tätigkeit liebt, und seine Devise ist: Mühe und Hoffnung. — Siege haben uns den Weg zum Wohlstande gebahnt, und Ruhm gibt Ansprüche auf Glück.

D I E G E S C H I C H T E D E S R U S S I S C H E N
R E I C H E S

(Auszüge) (1818-1826)

[Vorwort des Verfassers]

Die Geschichte ist das vorzüglichste, unentbehrlichste, das, in einem gewissen Sinne, heilige Buch der Völker; sie ist der Spiegel ihres Seins und Wirkens, die Tafel des Zeugnisses ihrer Offenbarungen und Gesetze; das Vermächtnis der Vorfahren an die Nachkommen, die Ergänzung und Erklärung des Gegenwärtigen, das Vorbild des Zukünftigen.

Herrsscher und Gesetzgeber handeln nach den Anweisungen der Geschichte und sehen forschend auf ihre Blätter wie Weltumsegler auf Seekarten. Des Menschen Weisheit bedarf fremder Erfahrungen, weil eigenes Leben allzuschnell vorübergeht. Daher ist es nötig zu wissen, wie in der Vorzeit die menschlichen Gesellschaften im Sturme der Leidenschaften umherwogten und durch welche Mittel die wohltätige Macht der Vernunft ihr regelloses Streben zähmte, um Ordnung zu schaffen, die Vorteile aller in Einklang zu bringen und ihnen das auf Erden mögliche Glück zu geben.

Aber auch der schlichte Bürger möge Geschichte lesen. Sie versöhnt ihn mit der Unvollkommenheit in der sichtbaren Ordnung der Dinge als der gewöhnlichen Erscheinung in allen Zeitaltern, tröstet ihn bei öffentlichen Drangsalen des Reiches, denn sie bezeugt, daß auch ehemals ähnliche, wohl auch schrecklichere, stattfanden, die das Reich dennoch nicht stürzten; sie nährt das sittliche Gefühl und stimmt durch ihre so billigen Richtersprüche das Gemüt zur Gerechtigkeit, und diese ist unseres Glückes, so wie der öffentlichen Einigkeit, sicherste Grundlage.

Dieses ist der Nutzen; aber wie viel Vergnügen gewährt sie überdies dem Herzen und dem Verstande! Die Neugierde ist dem Menschen, dem wilden wie dem hochgebildeten, angeboren. Stille herrschte bei den berühmten Olympischen Spielen, und die Menge umringte schweigend Herodot, welcher die Überlieferungen der Jahrhunderte vortrug. Ehe noch die Völker den Gebrauch der Buchstaben kennen, lieben sie schon Geschichte; der Greis zeigt dem Jünglinge den hohen Grabhügel und unterrichtet ihn von den Taten des unter demselben ruhenden Helden.[...] Durch ihre großen Erinnerungen verschönert die allgemeine Geschichte für den Verstand die Welt, die russische aber verherrlicht das Vaterland, wo wir leben und fühlen. Wie viel lieblicher erscheinen uns die Ufer des Wolchow, des Dnepr, des Don, wenn wir wissen, was in grauer Vorzeit an ihnen geschah! [...]

Immerhin wollen wir gestehen, daß die Taten, welche Herodot, Thukydides und Livius beschrieben, für jeden Nichtrussen anziehender sind, da sie mehr Seelenkraft und ein regeres Spiel der Leidenschaften darstellen; denn Griechenland und Rom waren Freistaaten und aufgeklärter als Rußland; indessen dürfen wir dreist behaupten, daß einige Ereignisse, Bilder und Charaktere unserer Geschichte nicht minder warme Teilnahme in Anspruch nehmen als die der Alten. Zu solchen gehören Swjatoslaws Heldenstatuen, Batus Wüten, Rußlands Aufstand zur Zeit des Dimitri Donskoi, Nowgorods Fall, Kasans Eroberung und der Nationaltugenden Triumph während des Zwischenreiches. [...] Johanns III. Regierung bietet, schon allein, der Geschichte einen seltenen Reichtum; ich wenigstens wüßte keinen Herrscher, der würdiger wäre, in ihrem Heiligtume zu leben und zu glänzen. Seines Ruhmes Strahlen fallen auf Peters Wege — und mitten zwischen diesen beiden Monarchen erscheinen der wunderbare Johann IV., Godunow, der sein Glück und Unglück verdiente, der abenteuerliche Pseudo-Dimitri, und nach der Schar mutiger Patrioten, Bojaren und Bürger der Ratgeber am Throne, der Patriarch Philaret und seinfürstlicher Sohn, das Segenslicht in der Nacht unserer Staats-Unfälle, und Alexis, der weise Vater des Kaisers, welchen Europa den Großen nannte. Verstummen muß entweder die ganze neuere Geschichte, oder es darf auch die russische unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. [...]

Es gibt drei Arten von Geschichte: die erste ist die gleichzeitige, wie jene des Thukydides, wo ein Augenzeuge die Begebenheiten erzählt; die zweite, wie jene des Tacitus, gründet sich auf frische, mündliche Überlieferungen aus einer Zeit, die derjenigen, in welcher die Begebenheiten beschrieben werden, noch nahe ist; die dritte wird nur aus Denkmälern geschöpft, wie die unsrige bis unmittelbar zum 18. Jahrhunderte. In der ersten und zweiten Gattung glänzt der Verstand und die Einbildungskraft des Geschichtsschreibers, nur das Wissenswerte wählt er, stattet sein Werk mit Leben und Schönheit, ja sogar mit seinen eigenen Schöpfungen aus und fürchtet nicht, daß man ihn der Unwahrheit zeihe; sagt er doch: so sah, so hörte ich es — und die verstummende Kritik hindert den Leser nicht, sich an den herrlichen Beschreibungen zu ergötzen.

Die dritte aber beschränkt das Talent am meisten; auch nicht ein Strich darf dem Bekannten hinzugefügt werden. Wir können die Toten nicht befragen. Wir sagen, was uns die Zeitgenossen überlieferten, und schweigen da, wo sie schweigen, oder die gerechte Kritik heißt den leichtfertigen Geschichtsschreiber verstummen; er ist verpflichtet, nur dasjenige darzustellen, was Jahrbücher und Archive von den Jahrhunderten aufbewahrt haben. Die Alten durften Reden ersinnen, welche der Eigentümlichkeit der handelnden Personen entsprachen und den Umständen angemessen waren; [...] wir aber können, gegen Abbé Mablys Meinung, in der Geschichte nicht mehr als Redner glänzen.

Die Fortschritte des menschlichen Verstandes gaben uns über das Wesentliche und den Zweck eines historischen Werkes hellere Begriffe, der geläuterte Geschmack hat unabänderliche Gesetze aufgestellt und auf immer geschichtliche Darstellung von der Dichtung und von dem Blumengarten der Beredsamkeit geschieden. Er wies der erstern die Pflicht an, der treue Spiegel der Vergangenheit, der reine Widerhall der Worte, welche die Helden der Jahrhunderte wirklich sprachen, zu sein. Eine erdichtete Rede, sie sei auch noch so schön, verunstaltet die Geschichte, die weder dem Ruhme des Schriftstellers, noch dem Vergnügen des Lesers, noch sogar allein der Wahrheit, die schon durch sich selbst zur Quelle des Vergnügens und des Nutzens wird, geweihet ist. Wie die Naturgeschichte, so duldet auch die politische keine Erdichtungen, denn sie stellt nur dasjenige dar, was ist oder war, nicht aber dasjenige, was sein konnte. [...]

Ohne mir irgendeine Erfindung zu erlauben, suchte ich nur den Ausdruck in mir selbst, die Gedanken aber allein in den geschichtlichen Denkmälern; ich suchte Geist und Leben in den modernden Pergamenten, wünschte die Überlieferungen der Jahrhunderte in ein System zu ordnen und in dieselbe Klarheit zu bringen durch kunstmäßiges Verbinden getrennter Glieder; nicht die Unfälle oder die rühmlichen Taten des Krieges allein stellte ich dar, sondern auch alles, was das Wesen der menschlichen Gesellschaft ausmacht, die Fortschritte der Vernunft, der Künste, Sitten, Gesetze und des Verkehrs; ich nahm nicht Anstoß, mit Ernst von denjenigen Dingen zu sprechen, welche unsere Vorfahren mit Ernst erwogen. [...] Ich wollte die Eigentümlichkeit der Zeit darstellen. [...]

G E S C H I C H T E J O H A N N S D E S S C H R E C K L I C H E N

[...] Wir schreiten zur Beschreibung einer furchtbaren Veränderung in dem Gemüte des Zaren und in dem Schicksal des Reiches.

Die Zeitgenossen, Russen sowohl als Ausländer, die sich damals in Moskau befanden, schildern diesen jungen, dreißigjährigen Herrscher als das Muster eines gottesfürchtigen, weisen, für den Ruhm und die Wohlfahrt des Reiches eifrigst besorgten Monarchen.

Die Ersteren sprechen sich also aus: „Es ist Johanns Weise, sich rein zu erhalten vor Gott. Im Tempel sowohl, als im einsamen Gebet, — im Rate der Bojaren, wie in der Mitte des Volkes hat er nur das eine Gefühl: daß er herrschen möge, wie Gott seinen wahrhaften Gesalbten geboten hat zu herrschen. [...] Leutselig gegen die Großen und das Volk, alle nach ihrem Verdienst liebend und belohnend, die Armut durch Freigebigkeit, das Böse durch das Beispiel des Guten bekämpfend, wünscht dieser gottgeborene Zar,

am Tage des Jüngsten Gerichts die Stimme der Gnade zu vernehmen: „Du bist ein König des Rechtes!“ und mit Demut zu antworten: „Hier bin ich und die, so du mir gegeben hast!“ [...] Mit einem Worte, es gibt in Europa kein Volk, das seinem Herrscher, der auf gleiche Weise gefürchtet und geliebt ist, mehr zugetan wäre als das russische. Johann, immer bereit, Klagen anzuhören und zu helfen, geht in alles selbst ein und entscheidet alles selbst; er wird der Geschäfte nicht überdrüssig und ergötzt sich weder mit der Jagd, noch mit Musik, indem zwei Gedanken ihn einzig und allein beschäftigen, nämlich: Gott zu dienen und die Feinde Rußlands zu vertilgen!“

Ist es wohl zu glauben, daß ein so geliebter, ein so angebeteter Fürst von einer solchen Höhe des Edelmutes, des Glückes und des Ruhmes in den Abgrund der Greuel der Tyrannie hinabstürzen konnte? Allein die Zeugnisse des Guten sowohl als des Bösen sind hier gleich überzeugend, unverwerflich. Es bleibt nichts übrig, als dieses erstaunliche Phänomen in seinen allmählichen Übergängen darzustellen. [...]

Johann war geboren mit glühenden Leidenschaften, einer feurigen Einbildungskraft, einem Verstande, der mehr durchdringend, als fest und gründlich war. Eine schlechte Erziehung, die seine natürlichen Neigungen verdarb, ließ ihm in der Religion allein das Mittel zur Besserung übrig; denn die kühnsten Verführer der Herrscher wagten damals niemals, dieses heilige Gefühl anzutasten. Die Freunde des Vaterlandes und des Guten verstanden, unter außerordentlichen Umständen, sein Herz durch die heilsamen Schrecknisse der Religion zu röhren und zu erschüttern; sie rissen den Jüngling aus den Netzen eines wollüstigen Müßiggangs und leiteten ihn mit dem Beistande der sanften, frommen Anastasia auf den Pfad der Tugend. Die unglücklichen Folgen der Krankheit Johanns störten dieses schöne Bündnis, schwächten die Macht der Freundschaft, bereiteten die Veränderung vor. [...] Das Ende der Großfürstin gab die Gelegenheit dazu.

Johann war von Schmerz zerrissen; seine ganze Umgebung zerfloß in Tränen, entweder aus wahrhafter Betrübnis, oder dem trauernden Zaren zu gefallen — und mit diesen Tränen in den Augen trat, unter der Maske des Eifers und einer, gleichsam durch die Entdeckung eines unerhörten Frevels, in Schrecken gesetzten Liebe die scheußliche Verleumdung auf. „Herr!“, — sprachen sie zu Johann, — „du bist in Verzweiflung; Rußland ebenfalls; aber zwei Bösewichter triumphieren: die tugendhafte Zarin ist von ihren geheimen Feinden, Sylvester und Adaschew, den Zauberern, — denn ohne Zauberei hätten sie deinen Geist nicht so lange beherrschen können —, aus der Welt geschafft worden.“ Sie stellten Beweise auf, welche auch den leichtgläubigsten nicht überzeugen konnten, allein Johann [...] nahm die Verleumdung an. [...] Und so wurde das Schuldig über die Angeklagten gesprochen. —

Es blieb nur übrig, ihre Strafe zu bestimmen, welche der Zar, um sich noch den Schein der Gnade zu geben, milderte: Sylvester ward auf eine

wüste Insel des Weißen Meeres in das Solowetzkische Kloster verbannt und dem Adaschew das neuerlich unterworfene Fellin, zu dessen Einnahme er eben gerade jetzt durch seinen Verstand und seine Anordnungen soviel beigetragen hatte, zum Wohnsitz angewiesen; allein die Festigkeit und die Ruhe dieses Mannes war seinen boshaften Verfolgern ein Ärgernis, man sperrte ihn in Dorpat ein, wo er nach zwei Monaten am hitzigen Fieber starb, zur Freude seiner Feinde, welche dem Zaren berichteten, dieser überführte Verräter habe sich vergiftet. [...]

Bald fingen nun die Greuel an und zwar auf folgende Weise. Die beiden vorzüglichsten Beförderer der gesegneten Regierung Johanns waren zwar nicht mehr da; allein ihre Freunde, ihre Gedanken und Grundsätze waren geblieben. Nach Adaschews Vernichtung mußte auch sein Geist, der den Verleumdem der Tugend gefährlich und selbst dem Zaren in seinen jetzigen Verhältnissen zuwider war, ausgerottet werden. Man forderte von allen Bojaren und angesehenen Männern den Schwur, es nicht mit den entfernten, bestraften Verrätern zu halten und dem Zaren treu zu sein. Sie schwuren; die einen mit Freuden, die andern mit Bekümmernis, die Folgen vorausahnend, die sich auch unverzüglich offenbarten. Alles, was früher für ein Mittel und für wert gegolten hatte, dem Zaren zu gefallen, wurde jetzt nachteilig, da es an Adaschew und Sylvester erinnerte. Man sagte zu Johann: „Willst du denn immer um deine Gemahlin weinen? — Du wirst eine andere, ebenso reizende Gattin finden; allein durch Unmäßigkeit im Schmerz kannst du deiner unschätzbarren Gesundheit schaden. Gott und das Volk verlangen, daß du gegen irdisches Leid auch irdischen Trost suchst.“ Johann hatte seine Gemahlin aufrichtig geliebt, allein er besaß eine, mit den tiefen Eindrücken des Schmerzes nicht übereinstimmende Leichtigkeit des Charakters. Er hörte die Tröstungen ohne Zorn an und acht Tage nach dem Hinscheiden Anastasiens machten ihm der Metropolit, die Geistlichen und Bojaren feierlich den Vorschlag, eine Braut zu suchen; die Gesetze des Anstandes waren damals nicht streng. Nachdem der Zar einige tausend Rubel zum Gedächtnis der Verblichenen unter die Kirchen und unter die Armen verteilt und reiches Almosen nach Jerusalem und Griechenland gespendet hatte, erklärte er am 18. August, daß er gesonnen sei, sich mit der Schwester des Königs von Polen zu vermählen.

Von dieser Zeit an verstummte im Palaste das Jammern. Man fing an, dem Zaren die Zeit zu vertreiben, anfangs durch angenehme Unterhaltung, durch Scherze, bald aber auch durch glänzende Schmausereien; man erinnerte einander, daß der Wein des Menschen Herz erfreue; man lachte über den alten Gebrauch der Mäßigkeit; man belegte das Fasten mit dem Namen der Heuchelei. Der Palast schien bald zu eng für diese rauschenden Versammlungen; die jungen Zarewitsche, Johanns Bruder Juri und der Kasan'sche Zar Alexander wurden in besondere Häuser überführt. Täglich wurden neue Vergnügungen, neue Ergötzlichkeiten ersonnen, bei denen

Nüchternheit, selbst Ernsthaftigkeit, ja sogar Wohlanständigkeit für unschicklich galten. Noch konnten viele Bojaren und Würdenträger ihre Gewohnheiten nicht so plötzlich verändern; trüben Blickes saßen sie an der glänzenden Tafel, wandten sich ab von der Schale, tranken nicht und seufzten. Sie wurden veracht und mit Verachtung behandelt: man goß ihnen Wein auf den Kopf. Unter den neuen Günstlingen des Zaren zeichneten sich der Bojar A. Basmanow, sein Sohn, der Truchseß (Kraitschi), Theodor, der Fürst Wjasemski, W. Grjasnoi und Maljuta Skuratow-Bjelski aus, die, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen, zu allem bereit waren. Früher hatten sie sich, unter der Maske der Sittlichkeit, in dem Haufen der gewöhnlichen Zarenhöflinge verloren; jetzt aber traten sie hervor und stahlen sich nach der Sympathie des Bösen in Johanns Seele, ihn gewinnend durch eine gewisse Leichtigkeit des Geistes, künstliche Fröhlichkeit, einen großsprecherischen Eifer, seinen Willen gleich dem göttlichen zu erfüllen, ihm zuvorzukommen, ohne irgend eine Rücksicht auf andere Grundsätze, wodurch sich sowohl edelgesinnte Fürsten als rechtschaffene Fürstendiener — die ersteren in ihren Wünschen, die letzteren in Erfüllung derselben — zügeln lassen. Die alten Freunde Johanns zeigten Liebe zum Zaren und zur Tugend; die neuen nur zum Zaren und erschienen deshalb um desto liebenswürdiger. Sie beredeten sich mit zwei oder drei Mönchen, die sich Johanns Zutrauen erworben hatten, schlauen, listigen Menschen, daß sie durch nachsichtige Lehre das schüchterne Gewissen des Zaren kühner machen und durch ihre Gegenwart die Zügellosigkeit ihrer lärmenden Schmausereien gleichsam rechtfertigen sollten. Kurbski nennt hier insonderheit den Tschudowschen Archimandriten Leucias, den vorzüglichsten Speichelklecker des Hofes. — Ein Laster führt zum andern. Der weiberliebende Johann, erhitzt vom Weine, vergaß der Keuschheit und suchte, in Erwartung einer neuen Gemahlin zu ewiger und einziger Liebe, Gegenstände zur augenblicklichen Befriedigung seiner groben sinnlichen Begierden. Der vermeintliche, durchsichtige Schleier des Geheimnisses verhüllt die Schwächen der Könige nicht. Die Menschen fragten einander voller Bestürzung, durch welche vererbliche Einwirkung der Herrscher, bis dahin ein Muster der Enthaltsamkeit und Reinheit der Seele, bis zu Ausschweifungen habe herabsinken können? —

Dieses, ohne Zweifel, große Übel zog ein noch schrecklicheres nach sich. Die Verführer zeigten auf die trüben Gesichter der ernsten Bojaren und flüsterten dem Zaren zu: „Siehe, das sind die Übelgesinnten! Trotz ihres gegebenen Schwures leben sie nach Adaschews Weise, streuen nachteilige Gerüchte aus, reizen die Gemüter auf, verlangen nach dem ehemaligen Eigenwillen.“ Dergleichen giftige Verleumdungen erbitterten Johanns Herz, ohnedies schon durch das Gefühl seiner Laster beunruhigt; sein Blick ward finster, seinen Lippen entschlüpften drohende Worte. Er beschuldigte die Bojaren boshafter Anschläge, der Treulosigkeit, einer hartnäckigen Anhänglichkeit an das verhaßte Andenken der vermeintlichen Verräter; —

er beschloß, streng zu sein und ward ein Tyrann, dessen Gleichen wir selbst in den Annalen des Tacitus kaum auffinden! [...]

Freilich ward das einst tugendliebende Gemüt nicht auf einmal grausam; die Fortschritte des Guten, wie des Bösen, geschehen allmählich; allein die Chronikenschreiber konnten nicht in das Innere seiner Seele dringen; sie konnten in ihr den Kampf des Gewissens gegen die aufrührerischen Leidenschaften nicht sehen; sie sahen nur die furchtbaren Handlungen und nannten Johanns Tyrannie ein fremdes Ungewitter, das gleichsam aus dem Abgrunde der Hölle abgeschickt worden sei, Rußland zu verwirren und zu zerreißen. — Es fing mit der Verfolgung aller Angehörigen Adaschews an; man beraubte sie ihres Eigentums und verbannte sie in entfernte Gegenden. Das Volk bedauerte die Unschuldigen und verwünschte die Schmeichler, die neuen Räte des Zaren; der Zar aber geriet in Zorn und wollte durch grausame Maßregeln die Kühnheit zu Boden schlagen. — Eine angesehene Frau, namens Maria, war durch christliche Tugenden und Adaschews Freundschaft in Moskau berühmt. Man sprengte aus, sie hasse den Zaren und gehe damit um, ihn durch Zauberei aus dem Wege zu räumen; sie ward, zugleich mit ihren fünf Söhnen hingerichtet; bald darauf mehrere andere, die man desselben Verbrechens beschuldigte: der durch seine Kriegstaten berühmte Okolnitschi, Daniel Adaschew, Alexis Bruder, mit seinem zwölfjährigen Sohne, — die drei Satins, deren Schwester mit Alexis verheiratet gewesen war, — seine Anverwandten J. Schischkin mit Frau und Kindern. Der Fürst Obolenski-Owtschinin, der Sohn des Wojewoden, der als Gefangener in Litauen verstorben war, fand seinen Untergang eines vorlauten Wortes wegen. Beleidigt durch den Hochmut des jungen Lieblings des Zaren, Fjodor Basmanows, sagte der Fürst Dmitri zu ihm: „Wir dienen dem Zaren durch nützliche Taten, du aber durch die schmutzigen Werke der Sodomiten.“ Basmanow beklagte sich bei Johann, der dem unglücklichen Fürsten bei der Mahlzeit, im Auflobern des Zorns, das Messer ins Herz stieß; andere melden, er habe ihn erdrosseln lassen. Der Bojar Fürst Michael Repnin ward ebenfalls das Opfer einer hochherzigen Kühnheit. Als er im Palaste ein unanständiges Narrenspiel sah, wobei der Zar, trunken von starkem Met, mit seinen Lieblingen in Masken tanzte, fing dieser Herr vor Kummer an zu weinen. Johann wollte ihm eine Maske vorbinden: Repnin riß sie weg, trat sie mit Füßen und sprach: „Geziemt es sich für den Zaren, einen Possenreißer abzugeben? Ich wenigstens, als Bojar und Mitglied des Reichsrats kann nicht Torheiten treiben.“ Der Zar jagte ihn hinaus und ließ ihn einige Tage nachher ermorden, als er, im Gebete begriffen, im heiligen Tempel stand: das Blut des frommen Mannes rötete den Fußboden der Kirche. Der unglücklichen Stimmung der Seele Johanns frönend, erschienen Haufen von Anklägern. Man behörchte die geheimen Gespräche in Familien, unter Freunden; man las auf den Gesichtern, man erriet das Geheimnis der Gedanken, und die abscheulichen Angeber scheuteten sich nicht, Verbrechen

zu erdichten; denn dem Zaren gefielen die Angebereien, und der Richter verlangte keine überführenden Beweise. So wurden der Fürst Kaschin, Mitglied des Reichsrates und sein Bruder, ohne Schuld, ohne Verhör, hingerichtet; der Fürst Kurljatew, Adaschews Freund, wurde nebst seiner ganzen Familie mit Gewalt eingekleidet und bald darauf ermordet; ein Großer vom ersten Range, der berühmte Diener des Zaren, der Sieger über die Kasaner, Fürst Michael Worotynski, ward mit seiner Frau, seinem Sohne und seiner Tochter an den Bjelo-Osero verbannt. Der Schrecken der Krimtataren, der Wojewode und Bojar Iwan Scheremetjew, ward in einen dumpfigen Kerker geworfen, gefoltert und an schwere Ketten geschmiedet. Der Zar kam zu ihm und fragte ihn kaltblütig: „Wo ist deine Kasse? Du giltst für einen reichen Mann.“ „Herr!“ — antwortete der halbtote Märtyrer, — „ich habe sie durch die Hände der Armen zu Christus, meinem Heiland, gesandt!“ Entlassen aus dem Gefängnis, wohnte er noch einige Jahre dem Reichsrat bei; endlich verbarg er sich vor der Welt in dem Kloster am Bjelo-Osero; allein er verbarg sich nicht vor der Verfolgung. Johann schrieb an die dasigen Mönche, daß sie diesen gewesenen Mächtigen zu sehr in Ehren hielten, gleichsam, als geschehe es dem Zaren zum Trotz. Sein Bruder, Nikita Scheremetjew, ebenfalls Reichsrats-Bojar und verwundet in den Schlachten für das Vaterland, ward erdrosselt.

Moskau erstarre in Furcht. Das Blut floß; in Kerkern, in Klöstern stöhnten die Opfer; — allein ... die Tyrannie war nur erst im Reifen, die Gegenwart schauderte vor der Zukunft! Für einen Tyrannen, der von Tag zu Tag mißtrauischer, von Tag zu Tag grausamer wird, gibt es keine Besserung; der Blutbecher stillt nicht, sondern vermehrt den Bludurst; er wird zur grausamsten der Leidenschaften, die dem Verstande unbegreiflich ist, denn sie ist Wahnsinn — eine Geißel der Völker und des Tyrannen selbst. — Es ist merkwürdig zu sehen, wie dieser Zar, bis zum Ende seines Lebens, ein eifriger Verehrer des christlichen Glaubens, die göttliche Lehre desselben mit seiner unerhörten Grausamkeit in Übereinstimmung setzen wollte; bald rechtfertigte er sie durch den Schein der Gerechtigkeit, indem er behauptete, alle Märtyrer seiner Grausamkeit seien Verräter, Zauberer, Feinde Christi und Rußlands; bald erkannte er sich, voll Demut, schuldig vor Gott und vor den scheußlichen Mördern der Unschuldigen, befahl in den heiligen Tempeln für sie zu beten, tröstete sich aber durch die Hoffnung, daß er durch aufrichtige Reue Errettung finden und daß er, nach Ablegung irdischer Größe, im friedlichen Kloster des heiligen Kyrill vom Bjelo-Osero, mit der Zeit ein musterhafter Mönch werden könne! [...]

Iwan Dmitrijew

T R A U R I G S E U F Z T E I N G R A U E S T Ä U B C H E N ...

(1792)

Traurig seufzt ein graues Täubchen
 Tag und Nacht in einem fort,
 Ach, sein herzgeliebtes Weibchen
 War entflohen weit von dort.

Und das Täubchen nicht mehr girret,
 Weizenkörnchen sich versagt,
 Immer weinet, immer irret
 Und für sich im Stillen klagt.

Hin und wieder fliegt das Täubchen,
 Hüpf't umher von Ast zu Ast;
 Nach der Freundin, nach dem Weibchen
 Späht sein Auge sonder Rast.

Späht ... doch ach! erspäht sie nimmer;
 Also das Geschick gebeut!
 Matter, matter wird er immer,
 Der voll Treu und Zärtlichkeit.

Auf den Rasen sinkt er nieder,
 Birgt sein Haupt in Federn tief;
 Seufzet, stöhnet immer wieder, —
 Ach! Das Täubchen — es entschlief.

Heimgekehrt aus ferner Weite
 Plötzlich die Geliebt' erscheint,
 Setzt sich an des Treuen Seite,
 Wecket, wecket ihren Freund.

Und sie flattert um den Treuen,
 Läßt den Tränen freien Lauf
 Chloe, ach! Wie wird dich's reuen!
 Denn der Freund steht nimmer auf.

Wassili Skukowski

DER A B E N D. E l e g i e

(1806)

Wie windest du dich, Flüßchen, durch den hellen Sand,
 Wie angenehm ist deine stille Harmonie!
 Wie glitzernd fließt zum Fluß hinab dein Silberband!
 O segensreiche Muse, zieh

Mit güldenen Schalmein, bekränzt von Rosen, ein;
 Neig still dich über die vom Schaum gekrönte Flut;
 Beleb den Klang, sing von des Abends Nebelschein
 In der Natur, die schlummernd ruht.

Wie schon die Sonne hinterm Gipfel untergeht:
 Wenn Schatten deckt die Flur, doch ferner Haine Kranz
 Und auch die Burg im schwanken Wasserspiegel steht,
 Umstrahlt von purpurfarbnem Glanz;

Wenn Herden von den goldenen Hügeln niedersteigen
 Und kraftvoll ihr Geschrei das Wasser überfliegt,
 Wenn sich im Kahn der Fischer zwischen Uferzweigen
 Mit eingeholten Netzen wiegt;

Wenn Schiffer lärmend und zu ihren Barken eilen,
 Das Wasser sich im Takt teilt, den die Ruder geben;
 Wenn, ihre Pflüge wendend, über lehmige Zeilen
 Vom Feld die Pflüger heimwärts streben ...

Abend schon ist's ... der Rand der Wolken wurde fahl,
 Die späte Abendröte auf den Zinnen schwindet;
 Der letzte auf den Fluß geworfne Feuerstrahl
 Am Himmel, der erlosch, erblindet.

Ringsum ruht alles still, kein Laubhain ist mehr wach;
 Im Gras, nah einer Weide, liege ich, es lauscht
 Mein Ohr, wie unter schattigem Gebüsche der Bach,
 Sich mit dem Fluß vermählend, rauscht.

Wie wird der Gräser Kühle eins mit ihrem Duft!
 Wie süß der Fluß rauscht, den die Ufer still umgeben!
 Wie leicht weht übers Wasser hin des Zephirs Duft,
 Sanft ist der schlanken Weide Beben!

Kaum hörbar schwankt das Schilf; von fern wird hergetragen
 Ein Hahnenschrei, der Dörfer weckt, als wollt es tagen;
 Im Gras hör ich des Wachtelkönigs wildes Schlagen,
 Im Walde Philomelas Klagen ...

Doch Welch ein Zauberlicht erstrahlte dort so hell?
 Im Osten übergoß den Wolkenkamm die Glut;
 Glanzüberspült im Dunkel war der Murmelquell;
 Eichwälder spiegelte die Flut.

Wie steigt empor des Mondes schwindendes Gesicht ...
 O des versonn'nen Himmels ruhiges Gestirn,
 Wie wiegt sich in der Wälder Dämmerung dein Licht!
 Das Ufer bleicht dein goldner Firn!

Tagträume in der Seele, sitze ich versonnen;
 Und die Erinnerung eilt in vergangne Zeiten ...
 O meines Lebens Frühling, rasch bist du verronnen
 Mit deinem Leid und deinen Seligkeiten!

Sagt mir, Gefährten, Freunde, sagt mir, wo ihr seid?
 Kann uns denn nichts die alte Eintracht wiederbringen?
 Versiegte wirklich jeder Strahl der Heiterkeit?
 O all die Freuden, die vergingen!

O Brüder, Freunde! wo ist unser heilger Bund?
 Wo sind die Lieder an die Musen und die Freiheit nur?
 Wo beim Getös des Schneesturms des Gelages Rund?
 Der Schwur, geleistet der Natur,

Die brüderlichen Bande mit der Seele Glut
 Zu wahrn? Wo seid ihr, Freunde? ... Sind wir denn geschlagen,
 Enttäuscht zu gehn, gefährtenlos und ohne Mut,
 Die Zweifellast allein zu tragen,

Uns hinzuschleppen, bis der Grabesgrund uns barg? ...
 Der eine — kurz die Blüte — schloß die Augen zu;
 Mit Tränen weiht die Liebe seinen frühen Sarg.
 Der andre ... o gerechter Himmel, du! ...

Und wir ... treibt uns ein Wahn, einander fremd zu sein?
 Löscht bald der Schönen Blick, die Gier nach Ehrung gar,
 Die Sucht nach Beifall in der Welt, dem eitlen Schein
 Das Licht, das hell im Herzen war:

Der Seelenfreuden und des Glücks der jungen Tage,
 Von Freundschaft, Liebe und vom Musendienst erfüllt?
 O nein! ein jeder folge seinem Los, doch trage
 Im Herzen er des Unvergeßnen Bild ...

Auf fremden Pfad werd ich von meinem Los getrieben,
 Des Laubwalds Stille in der Dämmerung zu trinken,
 Als stiller Dörfer Freund die Schönheit der Natur zu lieben;
 Zum Fluß laß meinen Blick ich sinken,

Zu preisen euch, o Schöpfer, Freunde, Liebe, Glück.
 O Lieder, Frucht der Himmelsunschuld! Selig, wem gegeben
 Ist, mit der Hirtenflöte jeden Augenblick
 Des flüchtgen Daseins zu beleben!

Wer in der Morgenstunde, wenn der Nebelrauch
 Sich auf die Felder legt und Hügel sanft umschließt,
 Die Sonne steigend auf der Wälder blauen Hauch
 Ihr ruhevolles Leuchten gießt,

Sich eilt, des Dorfes Schutz verlassend, daß er schon
 Im Eichenwald, bevor der Vögel Lied erklingt,
 Die Lyra stimmend auf der Hirtenflöte Ton,
 Der Sonne Wiederkunft besingt!

Zu singen ist mein Los ... doch wird das Schicksal säumen?
 Vielleicht nimmt mit Minvana bald den dunklen Pfad
 Alpin und kommt, um an des Jünglings Grab zu träumen,
 Hierher, wenn sich der Abend naht.

S W E T L A N A

(1812)

für A. A. W o j e j k o w a

Forschten am Dreikönigstag
 Mädchen nach dem Schicksal;
 Warfen vor die Tür den Schuh,
 Den vom Fuß sie zogen;
 Harkten Schnee und hielten's Ohr
 Unters Fenster; Körner
 Streuten sie den Hähnen hin;
 Jungfernwachs sie schmolzen;
 In die Schale, Wassers voll,
 Legt man einen Ring von Gold
 Und Smaragdgehänge;
 Breitete ein weißes Tuch
 Und sang einstimmig dazu
 Alte Brauchtumslieder.

Mattgelb schimmert nur der Mond
 Durch des Nebels Düster —
 Tiefbekümmert schweigt heut die
 Liebliche Swetlana:
 „Teure Freundin, sag, was ist?
 Sprich zu uns ein Wörtchen;
 Lausch des frohen Kreises Lied;
 Zieh den Ring vom Finger.
 Singe, Schöne: „Lieber Schmied,
 Einen Kranz mach mir von Gold,
 Goldnen Ring mir schmiede;
 Mit dem Kranz laß ich mich traun
 Und verloben mit dem Ring
 An dem Kirchenpulte.““

„Schwestern, könnt ich singen denn?
 Fern ist doch mein Liebster;
 Daß ich einsam sterben muß,
 Dies, ach, scheint bestimmt mir.
 Ohne Kunde floh ein Jahr;
 Und er schreibt mir nimmer.

Schön ist nur mit ihm die Welt,
 Nur für ihn mein Herz schlägt...
 Ob du meiner noch gedenkst?
 Wo lebst du, in welchem Land?
 Wo magst du verweilen?
 Und ich weine, fleh zu Gott!
 Stille meine Trübsal doch,
 Meines Trostes Engel!"

Frisch gedeckt mit Linnen weiß
 Steht der Tisch im Zimmer.
 Eine Kerze auf dem Tisch
 Brennt vor einem Spiegel;
 Zwei Gedecke auf dem Tisch.
 „Frag's Geschick, Swetlana;
 In des Spiegels hellem Glas
 Wirst um Mitternacht du
 Ohne Trug dein Los erfahren.
 An die Tür der Liebste klopft
 Dann mit leichtem Finger;
 Gleich darauf der Riegel fällt;
 Und er setzt sich an den Tisch,
 Um mit dir zu speisen.'

Als die Schöne bleibt allein,
 Sitzend vor dem Spiegel,
 Mit geheimer Bangigkeit
 Sie sich lang betrachtet;
 Dunkel ist's im Spiegel; rings
 Nichts als totes Schweigen;
 Trüben Schein die Kerze wirft...
 Furcht erfüllt die Brust ihr;
 Grausig ist's, sich umzusehn.
 Angst trübt ihr die Blicke ...
 Knisternd lodert's Flämmchen auf,
 Klagend, sacht das Heimchen zirpt
 Als ein Mittnachtsbote.

Stützend auf die Hand ihr Kinn,
 Atmet kaum Swetlana ...
 Da ... vernimmt sie, wie es leis
 An dem Türschloß rasselt;
 Als sie bang zum Spiegel schaut,

Ist es ihr, als glänzten
 Hinter ihrem Rücken, hell,
 Eines Menschen Augen ...
 Furcht benimmt den Atem ihr ...
 Und ans Ohr dringt plötzlich ein
 Sanftes, leises Flüstern:
 „Bin gekommen, Schönste mein;
 Säufstigt sich der Himmel doch
 Und erhört dein Klagen!“

Wie sie wendet sich, der Freund
 Reicht ihr seine Hände.
 „Freude du, mein Augenlicht,
 Nichts kann uns mehr trennen.
 Komm, wir fahrn! Der Pope harrt
 Mit den Diakonen;
 Singt der Chor ein Hochzeitslied;
 Hell erglühn die Kerzen.“
 Liebreich ist ihr Antwortblick;
 Auf den weiten Hof sie gehn,
 Durch das Tor ins Freie;
 Dort ein Schlitten ihrer harrt;
 Ungeduldig Rosse zerrn
 An den seidnen Zügeln.

Steigen ein ... Die Pferde ziehn,
 Dampf steigt aus den Nüstern;
 Von den Hufen Schnee aufstiebt,
 Wirbelt um den Schlitten.
 Im Galopp geht's ... rings ist's öd,
 Steppen sieht Swetlana:
 Einen Wolkenhof vorm Mond;
 Fahl die Wiesen schimmern.
 Ahnungsschwer klopft ihr das Herz;
 Furchterfüllt die Jungfrau spricht:
 „Warum schweigst du, Liebster?“
 Er verweigert Antwort ihr,
 Blickt nur nach des Mondes Licht,
 Bleich und tief bekümmert.

Auf und ab der Rosse Jagd,
 Durch den Schnee sie stampfen ...
 Da erscheint am Wegesrand

Einsam eine Kirche;
 Sturm riß weit die Türen auf;
 Menschen sich dort drängen;
 Trübe scheint der Lüster Glanz
 Von den Weihrauchdünsten;
 In der Mitte, schwarz, ein Sarg;
 Dröhnend dumpf der Pope singt:
 „Sei vom Grab entbunden!“
 Ängstlicher das Mädchen bebt;
 Weiter geht's, doch schweigt der Freund,
 Bleich und tief bekümmert.

Plötzlich Schneesturm überall;
 Schnee in dichten Flocken;
 Und ein Rabe flügelnd knarrt,
 Überm Schlitten kreisend;
 Schaurig krächzt der Rabe: Gram!
 Wachsam schaun die Pferde
 Nach der dunklen Ferne hin
 Mit erhobner Mähne;
 Blinkt ein Lichtstumpf dort im Feld:
 Friedlich unterm Schnee versteckt
 Sieht man eine Hütte.
 Schneller wird nun der Galopp,
 Und die Rosse jagen fort,
 Hell den Schnee aufwirbelnd.

Stürmen schon ans Ziel ... und da
 Sind entflohn den Blicken:
 Rosse, Schlitten, Bräutigam,
 Als wär's nicht gewesen.
 Einsam in der Finsternis,
 Von dem Freund verlassen,
 Sieht die Jungfrau sich umtost
 Nur vom Schneegestöber;
 Schon die Schlittenspur verweht ...
 In der Hütte glimmt ein Licht;
 Wortlos sie ein Kreuz schlägt;
 Gott anflehend, klopft sie an ...
 Leise knarrt die Tür ... und schwankt ...
 Öffnet sich unmerklich.

Doch ... man sieht, mit Weiß bedeckt,
 Einen Sarg im Innern;
 Zu den Füßen Christi Bild;
 Eine Kerze flimmert ...
 Ach, wie wird, Swetlana, dir?
 Wohin trieb es dich nun?
 Fürchterlich, der stumm dort haust
 In der leeren Hütte!
 Unter Tränen tritt sie ein;
 Zitternd kniet vorm Bild sie hin,
 Betet zum Erlöser;
 Dann umklammert sie ihr Kreuz
 Und verbirgt sich angstzerknirscht
 In der Heiligen Nische.

Stille wird's ... Der Sturm verebbt ...
 Trübe blakt die Kerze,
 Bald steigt auf ein flackernd Licht,
 Bald verlischt es wieder ...
 Alles liegt im Totenschlaf,
 Schauerliches Schweigen ...
 Horch, Swetlana ... Etwas rauscht
 In der Stille leise;
 Zu ihr in die Nische ist
 Eine Taube, weiß wie Schnee
 Und mit lichten Augen,
 Leise flatternd hergeschwebt,
 Die sich auf die Brust ihr setzt,
 Um sie schlingt die Flügel.

Wieder alles still ringsum ...
 Doch dann meint Swetlana,
 Es hätt unterm weißen Tuch
 Sich geregt der Tote ...
 Da ... der Schleier fällt; man sieht
 Mit tiefdüstern Antlitz
 Jetzt den Toten unterm Kranz,
 Mit geschloßnen Augen.
 Stöhnen dringt aus seinem Mund;
 Die erstarre Hand er sucht
 Dennoch zu bewegen ...

Und die Jungfrau? ... Ach, sie bebt ...
 Ist dem Tode nah ... doch schläft
 Nicht das weiße Täubchen.

Eilends schüttelt sich's und regt
 Seine leichten Schwingen;
 Flattert auf des Toten Brust ...
 Der stöhnt ganz entkräftet,
 Und er knirscht, von Zorn durchbebt,
 Gräßlich mit den Zähnen,
 Böse blitzt die Jungfrau er
 An mit Schreckensblicken ...
 Dann sind seine Lippen blaß;
 Und in dem gebrochnen Aug
 Bloß der Tod sich spiegelt ...
 Sieh, Swetlana ... Herr, mein Gott!
 Dieser Tote ist — ihr Freund!
 Sie erwacht mit Seufzen.

Wo sie ist? ... Sie sitzt daheim
 Einsam vor dem Spiegel;
 Und der Strahl des Morgensterns
 Dringt schon durch den Vorhang;
 Laut der Hahn mit Flügeln schlägt,
 Grüßt den Tag mit Krähen;
 Alles glänzt ... Swetlanas Geist
 Ist noch schlafumfangen.
 „Ach, der schrecklich böse Traum!
 Kündigt mir nichts Gutes an
 Wohl ein bittres Schicksal;
 Künftger Tage Finsternis,
 Was verheißt der Seele du,
 Freude oder Leiden?“

Bangen Herzens setzt sie sich
 Nahe an das Fenster;
 Sie erkennt den breiten Weg
 Durch das Nebelwogen;
 In der Sonn erglänzt der Schnee,
 Rot der Dunst schon schimmert ...
 Horch! ... In fernster Ferne tönt
 Klingend eine Glocke;
 Schneegestöber nähert sich,

Fliegend scheinbar, Rosse ziehn
 Eifrig einen Schlitten;
 Und da ist er schon am Tor;
 Auf den Stufen steht ein Gast ...
 Wer? ... Swetlanas Liebster.

Was, Swetlana, soll dein Traum,
 Leid dir prophezeien?
 Nah dir ist der Freund; er blieb
 Gleich sich in der Trennung;
 Gleiche Lieb verheißt sein Blick;
 Gleich die Augen schauen;
 Gleich noch klingt das liebe Wort
 Auf den blühenden Lippen.
 Tempel Gottes, tu dich auf;
 Und ihr Treuversprechen fliegt
 Auf zum offnen Himmel;
 Jung und Alt, versammelt euch:
 Stot mit Gläsern an und singt:
 „Lange solln sie leben!“

Lach, o meine Schöne, nur
 ber die Ballade;
 Viele Wunder gibt's darin,
 Fehlt es auch an Einklang.
 Ach, von deinem Blick beseelt,
 Nicht nach Ruhm ich strebe.
 Ruhm ist, lehrt man, Schall und Rauch;
 Urteilt doch die Arglist.
 Dies ist der Ballade Sinn:
 „Unser bester Freund ist der
 Glaube an die Figung.
 Gut des Schöpfers Pläne sind;
 Trgt uns gleich das Unglück hier;
 Selig ist Erwachen.“

Trum nicht solchen Schreckenstraum
 Künftig, o Swetlana ...
 Schöpfer, nimm in Obhut sie!
 Und es soll kein Kummer
 Noch der Trauer Schattenstreif
 Jemals sie berühren;
 Ihre Seele: klarer Tag;

Mög vorübergehen
 Stets an ihr des Unglücks Hand;
 Wie ein lieblichheller Bach
 Sich in Wiesenbettet,
 Sei ihr Leben lichterfüllt;
 Und mög Freude wie bisher
 Ihr den Tag vergolden!

THEON UND AISCHINES

(1814)

Aischines kehrt heim an den Strom Alpheios,
 Kehrt heim nun zu seinen Penaten.
 Nach Glück hat die Erde so lang er durchjagt —
 Doch floh ihn das Glück wie ein Schatten.

Ach, Bacchus und Eros, ach, Luxus und Ruhm —
 Sie ließen das Herz nur ver dorren.
 Geköpft ist die Blüte, die Seele verwelkt;
 Und Langweile herrscht statt der Hoffnung.

Schon bot sich den Blicken der Strom Alpheios
 Dort zwischen den blühenden Ufern;
 Vergangene Tage erstanden vor ihm,
 Die längst schon verronnene Jugend ...

Die Hügel noch sind ihm und Ufer und Feld
 Vertraut wie der herrliche Himmel;
 Doch du, die sie einstmals mit Zauber und Glanz
 Erhellte, wo bliebst du, o Hoffnung?

Stumm sucht nun Aischines die Heimstatt des Freunds.
 Denn Theon, getreu den Penaten,
 Bescheiden und üppigen Hoffnungen feind,
 Verließ nie die Ufer des Flusses.

Am Strom Alpheios nah der Mündung ins Meer
 Erblickte die Hütte Aischines,
 Dort unter Platanen und Ölbäumen liegt
 Des Theon bescheidne Behausung.

Herab stieg die Sonne vom lichtblauen Zelt,
 Das schweigende Meer stand in Flammen;
 Die Hütte umhüllte ein rosiger Glanz,
 Und purpurn erglöhnten die Myrten.

Ein Sarg weißen Marmors war unweit davon,
 Von Myrten umgeben, zu sehen;
 Und über ihm flochten geschmeidiger Jasmin
 Und duftende Rosen die Ranken.

Betrachtend versonnen das purpurne Meer,
 Saß Theon dort still vor der Schwelle. —
 Doch plötzlich gewahrt' den Aischines sein Blick,
 Erkennend den Jugendgefährten.

„O schaute doch gnädig der schirmende Zeus
 Die Rückkehr zu deinen Penaten!“, —
 Sprach Theon mit freudegerötetem Blick,
 Den treuen Aischines umarmend.

Er richtet auf ihn seinen forschenden Blick;
 Vergrämt ist das Antlitz und finster.
 Aischines betrachtet selbst achtsam den Freund:
 Bekümmert, doch klar sind die Augen.

„Als scheidend, o Theon, ich einst von dir ging,
 Versprach mir das Glück die Erwartung;
 Das Leben jedoch lehrte anderes mich:
 Verräterisch narrt uns die Hoffnung.

Sag, Theon, ob dein so versonnener Blick
 Vom nämlichen Schicksal berichtet?
 Ach, suchte die Trauer, o Freund, auch dich heim
 Im sicheren Schutz der Penaten?“

Wie seufzte da Theon und wies auf den Sarg:
 Aischines, so sieh diesen Zeugen!
 Uns schenken die Götter das Leben zum Glück —
 Verschwistert mit ihm ist die Trauer.

O nein, niemals schelte ich, Zeus, dein Gesetz,
 Denn schön ist die Welt und das Leben.
 Nie galten mir flüchtige Freuden als Glück
 Und niemals die trügenden Träume.

Was rasch zu zerstören vermag das Geschick,
 Aischines, ist nicht uns zu eigen;
 Die Güter des Herzens: die Liebe jedoch,
 Die Süße erhabner Gedanken —

Sie, Freund, sind das Glück, und das Glück ist kein Traum.
 Ich liebte, Aischines, war glücklich.
 Die Liebe erschloß mir die Schönheit der Welt,
 Sie hat meine Liebe geheiligt.

Im Glanz der erhabnen Gedanken erblickt'
 Ich klarer die Größe der Schöpfung;
 Ich glaubte, zu einem erhabenen Ziel
 Geleitet mein Weg mich auf Erden.

Ich liebte, o Schmerz! ... Und es gibt sie nicht mehr!
 Das Glück, einst zu zwein so lebendig,
 Zerrann es für immer? Und schwanden umsonst
 Die ach so bezaubernden Tage?

O nein, nie erlischt des Vergangenen Spur,
 Das Herz wird sie ewig bewahren.
 Verlust, du besiegst nicht das Herz; selbst das Leid
 Der Trennung bestärkt noch die Liebe.

Ist Trauer, o Freund, um Verlorenes nicht
 Beständiger Hoffnung Gelöbnis:
 Ein Land, fern, voll Rätsel und dennoch vertraut,
 Brächt' uns das Verlorene wieder?

Wer einmal geliebt hat, der wird auf der Welt
 Vereinsamen niemals, Aischines ...
 Die gleiche bleibt ja, von *ihr* noch erfüllt,
 Die Welt, wo *sie* vor mir erblühte.

Nun streb auf dem seligen Weg ich allein
 Zum gleichen erhabenen Ziele,
 Zu dem wir so fröhlich gemeinsam gestrebt,
 Das Grab nicht zerstört diese Bande.

Das Leben hat dieser Gedanke geschmückt;
 Ich schaue mit dankbaren Blicken
 Die Erde, mit so vielen Gütern bedacht,
 Die Schöpfung, von Ruhm widerhallend.

Und ruherfüllt blick ich vom Rand dieser Welt
 Ins bessere Leben hinüber;
 Solch selige Freude den Erdkreis erhellt
 So schön, wie Aurora den Himmel.

Durch selige Hoffnung besiegt ich mein Los,
 Geheiligt ist so mir das Leben;
 Beim großen Gedanken: Sieh, du bist ein *Mensch*,
 Erhebt sich in mir die Seele.

Der schweigende Sarg, vom Geheimnis umweht,
 Ist mir ein verläßlicher Zeuge,
 O Freund, daß das Beste im Leben noch kommt,
 Daß Wünsche sich *wahrhaft* erfüllen.

Die Tür, die verschloßne, zum Glück ist der Sarg;
 Und aufspringen wird sie ... ich hoff es!
 Dann hinter ihm harrt die Gefährtin auf mich,
 Die flüchtig mein Leben einst teilte.

Nachjagend den flüchtigen Freuden, o Freund,
 Den eilends vertanen Genüssen,
 Verlorst du die wirklichen Güter und hast
 Gelernt, zu verachten das Leben.

Und schrecklich erscheint dem verderbten Gefühl
 Die Welt, gib die Hand: mit dem Leben
 Versöhn dich und mit der Natur, nah dem Freund;
 glaub mir, das Weltall ist herrlich.

Denn *alles* ist schon durch das Dasein gewährt:
 Im Leben dient *alles* dem Großen;
 So Kummer, so Freude, sein Ziel heißt nur: Zeus,
 Den Spender des Lebens, zu preisen.

D A S M E E R

(1822)

O sprachloses Meer, o lasurblaues Meer du,
 Verzaubert an deinem Abgrund ich steh.
 Lebendig bist du; du atmest; verwirrter Liebe,
 Besorgter Gedanken bist du erfüllt.
 O sprachloses Meer, o lasurblaues Meer du,
 Erschließ dein Geheimnis, dein tiefes, mir!
 Wodurch bewegt sich dein Schoß unergründlich?
 Und womit atmet die wogende Brust?
 Oh, zieht dich vielleicht aus dem irdischen Zwange
 Der helle, fernleuchtende Himmel zu sich?
 Erfüllt von dem heimlichen, süßen Leben,
 Bist rein du in seiner Gegenwart rein:
 Verströmst dich in sein Lasurblau erstrahlend.
 Im Morgen- und Abendschein du erglühst,
 Liebkosest mit Inbrunst die goldenen Wolken
 Und funkelst mit seinen Gestirnen beglückt.
 Doch wenn sich die düsteren Wolken versammeln,
 Um ihn dir zu rauben, den klaren Himmel,
 Dann tobst du und heulst und schlägst mit den Wogen,
 Dann reißt du und zerrst an dem feindlichen Schwarz ...
 Das Schwarz, es verflüchtigt sich, fortziehn die Wolken,
 Doch wirfst, vom erlittenen Kummer erfüllt,
 Du lang noch die höchst erschrockenen Wellen.
 Der Himmel, der wieder in Sanftmut erstrahlt,
 Gibt dir nicht zurück die einstige Ruhe;
 Denn deiner Reglosigkeit Anblick trügt;
 Im ruhigen Abgrund verbirgst du Verwirrung,
 Den Himmel bewundernd, du zitterst um ihn.

Konstantin Batjuschkow

M E I N E P E N A T E N

S e n d s c h r e i b e n a n S h u k o w s k i
u n d W j a s e m s k i

(1811)

O väterliche, holde
Penaten, mir so wert!
Ihr seid nicht reich an Golde,
Jedoch ihr liebt und ehrt
Die Winkel und die Zellen
Und all' die dunkeln Stellen,
Wo ich, wie sich's gebührt,
Euch sittsam einquartiert;
Wo ich, der dachlos streifte,
Nie aus in Wünschen schweifte,
Fand einen Zufluchtsort.
Seid, Götter, hier hinfert
Mir Nachbarn, hold und güting!
Nicht duft'ge Weine biet' ich,
Nicht Rauchwerk, Spezerei'n
Kann euch der Dichter weih'n;
Allein der Rührung Träne,
Des Herzens stilles Glühn
Und süße Liebestöne,
Die ihm die Musen lieh'n.
Belebt in diesem Zimmer,
Ihr lieben Laren, euch!
Lacht *ihr* dem Dichter immer,
So ist er froh und reich! ...
Beim Fenster, an der Ecke
Der dürft'gen Hütte, prangt
Ein Tisch mit fahler Decke,
Der auf drei Füßen wankt;
Im Winkel, halbverrostet,
Der Ahnensäbel dräut,
Der manches Blut gekostet,
Dem ird'schen Ruhm geweiht;

Hier Heft' und Bücherstöße
 Und dort ein hartes Bett —
 Bloß irdene Gefäße,
 Bloß simpeles Gerät!
 Doch wollt' ich's nicht, um's Leben,
 Für samtne Polster geben
 Und Vasen reicher Leut'! ...

O heimatliche Laren!
 Vor Reichtum, Eitelkeit
 Mögt ewig ihr bewahren
 Die kleine Hütte hier!
 Daß nie den Weg zu ihr
 Treulose Freund' erwittern
 Und Fürsten, stolz und bleich, —
 Das Heer von Glückesrittern,
 So knechtisch und so feig!
 Doch du, verehrter armer *
 Kriegskrüppel, blind und alt,
 Der, flehend um Erbarmen,
 Still mit der Krücke wallt,
 Du klopf' an meine Zelle,
 O Greis, mit kühner Hand,
 Und trockne an der Helle
 Des Ofens Dein Gewand!
 O Du, im Pulverdampfe
 Durch Zeit und Leid geschwächt,—,
 Drei Mal verletzt im Kampfe,
 Beim Bajonettgefecht!
 Auf Deiner alten Zither
 Sing' Kriegestaten mir *
 Vom Rächer, tapfern Ritter,
 Der durch das Kampfrevier,
 Wieviel auch Schrecken dräuen,
 Vor seinen Kriegern schnob,
 Daß rings der Feinde Reihe
 Im Handumdrehn zerstob...
 Und Du, mein süßes Liebchen,
 Lilette, komm verummt,
 Wenn's Abendglöckchen brummt,
 Ganz heimlich in mein Stübchen!
 Birg unterm Männerhut,
 Du zauberische Feye,

Der Augen Himmelbläue,
 Der Locken goldne Flut!
 Leg' an mein Schwert und hülle
 In meinen Mantel Dich,
 In mitternächt'ger Stille
 Klopf' an und wecke mich!...
 Sie tritt herein — zu Füßen
 Fällt ihre Kriegeszier,
 Und ihre Locken fließen
 Frei um die Schultern ihr;
 Und mir entgegen schwillt
 Ihr Busen, weiß wie Schnee,
 Und meinem Blick' enthüllt
 Als Hirtin sich die Fee.
 Am Ofen, zu erwärmen,
 Sie lächelnd niedersitzt,
 Mit ihren Lilienarmen
 An meine Brust gestützt;
 Ihr Rosenmund so linde,
 Wie in dem Laub die Winde,
 Mir flüstert: „Ich bin Dein,
 Dein, süßer Freund, auf immer!“
 Wohl dem, der, fern von Schimmer,
 Mit seinem Liebchen fein,
 Gesichert vor dem Neide,
 In Wollust und in Freude
 Bis zu des Morgens Schein
 Sich letzet sonder Kummer
 Und sich in süßem Schlummer
 An Liebchens Busen wiegt!...

Die Sterne sind verblichen,
 Die Morgenröte siegt;
 Dem warmen Nest entwichen
 Die Vögelein vergnügt
 Und zwitschern laut und singen
 Und schütteln von den Schwingen
 Die Weichlichkeit und Ruh';
 Der West die Blätter kräuselt,
 Und auf den Fluren säuselt
 Mir Alles Liebe zu;
 Und Alles weckt der Morgen,
 Nur Lila, ohne Sorgen,

Ruht auf den Blumen dort; ...
 Und leiser Lüfte Necken
 Weht sanft die Nebeldecken
 Vom Lilienbusen fort; ...
 Zwei junge Rosen drängen
 In's Goldhaar sich, es hingen
 Narzissen sich hinein;
 Es strebt, sich abzukühlen,
 Hervor aus weichen Pföhlen
 Das Füßchen zart und fein; ...
 Von Lila's heißen Lippen
 Zieh' ich den Hauch in mich,
 Als tät' ich Nektar nippen,
 Als röch' an Rosen ich! ...
 Ruh', meines Herzens Freude,
 In meinen Armen hier! —
 Und maß — auf ferner Heide,
 Im dichten Waldrevier —
 Das Glück mir, blind und lässig,
 Ein karges Los auch zu:
 Es lohnet übermäßig
 Die Freundschaft mich und Du!
 Mein Tag ist still und helle,
 Halt' ich nur Dich umfaßt,
 Scheint's Hüttchen ein Palast;
 Dein Holdsinn macht die Zelle
 Mir wert auch ohne Gold!

Mir lacht so lieb und hold,
 Auch ohne Gold und Schätze,
 Der Dichtung Genius,
 Beut unter'm Lauben-Netze
 Mir oftmals seinen Gruß.
 Begeistrung, himmlisch Glühen!
 Beschwingter Bilder Blitz!
 (Wann Leidenschaften fliehen...
 Der Geist zum Wolkensitz
 Sich hebt im lichten Schauen,
 Dem Erdenband entrückt,
 Und in Aeoniens Auen
 Der Musen Chor erblickt!)
 Begeistrung, himmlisch Glühen, —
 Wie fliehst du schnell dahin

Und nimmst in deinem Fliehen
Mit dir den trunknen Sinn! —
Bis zu des Morgens Blinken,
In freud'ger Stille hier,
O naht mit holdem Winken,
Ihr Pieriden, mir!
Der trauten Sänger Schatten,
Naht fröhlich mir, o naht!
Verlaßt die stillen Matten,
Das stygische Gestad';
Hochher vom Himmelsbogen
In lust'gem Chor erscheint,
Von meinem Lied gezogen, —
Und koset mit dem Freund! ...
Und Sieh! Lebend'ge paaren
Sich mit der Toten Chor! ...
Du, Riese, schwebst den Scharen,
O Heldenbarde, vor!
Und Blitz und Sturmewehen
Und Donner dir voran, —
Durchschwimmest Du die Höhen
Des Himmels, hoher Schwan! —
Vom Musenchor umringet,
Von Grazien umweht,
Dort unser Pindar singet
Zu Leier und Drommet';
Bald wilde Fluten wälzend,
Wie Ström' in Wüstenei'n, —
Bald milde, zart und schmelzend,
Wie Nachtigall im Hain.
Der Phantasie, der hehren,
Schon längst geliebtes Kind, —
Führt Karamsin bald Mähren
Uns vor, so zart und lind;
Bald Platon, Hellas Sonne,
Der Weisheit edlen Sohn,
Den Tempel heitrer Wonne,
Das Mahl des Agathon:
Bald Wladimir, den Braven,
Und seine Reussenschar
Und Sitten alter Slaven,
Die Ruhmes Schoß gebar.
Ihm folgt ein schöner Sylfe,

Der Charitinnen Sohn,
Von Psychen auf dem Schilfe
Spielt er mit süßem Ton;
Und dir, Melezki, winkt er
Mit holdem Lächeln zu,
Die Hand dir bietend, singt er
Ein Lied der Freud' und Ruh' ...
Im Amorettenkreise
Spielt Dimitrew sonder Harm,
Der Dichter und der Weise, —
Pilpai und Phèdre am Arm; *
Mag gern mit Tieren kosen,
Wie ein beglücktes Kind, —
Mit des Parnassus Rosen
Hüllt er die Wahrheit lind.
Hellsingend zu der Laute,
Geh'n Zweie hinterher,
Sie, der Natur Vertraute,
Krylow und Chemnizer. —
O Priester der Camenen,
Ihr Meister in der Schar!
Mit ew'gen Kränzen krönen
Die Grazien euer Haar!
Ihr seid's, die meinem Busen
Begeistrung zugeweht;
Froh ruf' ich jetzt: o Musen,
Auch *ich* bin ein Poet! —

Doch ihr, bescheidne Laren,
O wollet stets bewahren
Vor Haß und bleichem Neid
Mir meines Glückes Blüte,
Die Wollust im Gemüte,
Die Ruh' und Mäßigkeit!
Du Glanz des eitlen Glückes,
Flieh' fort mit deinem Trug!
Geruhig, heitern Blickes,
Schau' ich auf deinen Flug:
Geschützt vor Ungewitter,
Liegts nun mein Schiff am Strand,
Und ihr, o Glückesritter,
Seid aus der Brust verbannt...
Doch ihr, o Ruhmessonen,

Schoßkinder aller Wonnen,
 Der Lieb' und des Gesangs, —
 O weise Müßiggänger,
 O sorglos frohe Sänger,
 Ihr Feinde höf'schen Zwangs!
 Ihr traulichen Gesellen!
 O kommt zu meiner Zellen
 Zu froher Stund' und singt
 Und zankt mit mir und trinkt!
 O wirf die Last der Leiden,
 Sh(ukowski), von Dir weit!
 Gleich Pfeilen flieh'n die Freuden,
 Gleich Pfeilen flieht die Zeit!
 Laß Freundschaft Dir verwischen
 Die Tränen und die Qual,
 Durch Liebesglut erfrischen
 Des Glückes bleichen Strahl!
 O W(jasemski)! mit Kränzen
 Schmück' unsern Freundesreih'n!
 Siehst Du den Bacchus glänzen?
 Der Becher winkt: schenk' ein!
 O Zögling der Camenen,
 Des Aristippus' Sohn!
 Du liebest Sangestönen,
 Du liebst der Gläser Ton!
 Du siehst auf Deinen Mahlen,
 In süßer Mußezeit
 Gern schöne Augen strahlen
 In holder Traurigkeit:
 Der Ehre täuschend Glücke,
 Des Ruhmes eitlen Klang
 Giebst Du für Augenblicke
 Des Frohsinns hin mit Dank!
 Gefährte meiner Muße,
 Gieb mir die Hand, schlag' ein!
 Es rette vom Verdrusse
 Uns dieser Becher Wein!
 Uns folgt mit schnellen Füßen
 Der graue Gott der Zeit
 Und mäht die Blumenwiesen
 Mit wilder Grausamkeit:
 Drum laß', o Freund, im Leben
 Uns rasch das Glück erspähn',

Dem Frohsinn uns ergeben
 Und Chronos hintergeh'n!
 Laß uns vor seinem Fuße
 Die Blumen pflücken weg,
 Verlängern durch die Muße
 Den kurzen Lebensweg!
 Und wann die Parzen schneiden
 Des Lebens Faden ab,
 Und wir von hinnen scheiden
 Und sinken in das Grab:
 Weint nicht, o traute Brüder,
 Daß wir der Erd' entflohn!
 Wozu die Totenlieder,
 Wozu der Klageton?
 Wozu die Glockenklänge,
 Des Weihrauchs trüber Duft
 Und dumpfe Psalmgesänge
 An unsrer kühlen Gruft?
 Doch nahet Euch im Lenze,
 Bei Mondes falbem Strahl,
 Und streuet Blumenkränze
 Auf unser Totenmal!
 Und werft auf's Grab der Zecher
 Die Hauspenaten hin,
 Zwei Flöten und zwei Becher
 Und duft'ges Immergrün:
 Und ohne goldne Schriften
 Errät der Pilger Schar,
 Es ruh' in diesen Grüften
 Ein heitres Jünglingspaar!

D E R S C H A T T E N D E S F R E U N D E S
(1814)

*Sunt aliquid manes: letum non omnia finit;
 Luridaque evictos effugit umbra rogos.*
Propertius

Dem dunst'gen Albion enteilt' ich auf den Wogen;
 Es war, als ob's versank in einer Flut von Blei.

Und Halcyone kam uns nachgezogen,
 Die Schiffer freuten sich an ihrem leisen Schrei.
 Der Wogen Tanz, des Abendwindes Wehen
 Und rings des Segelwerks gleichförmiges Gesaus,
 Des Steuermanns Rufen von des Deckes Höhen
 Zur Wache, welche schlief im lauten Wellenbraus, —
 Das alles wiegte mich in süße Stille.
 Wie ein Verzauberter stand ich am Maste dort,
 Und durch die Nacht und durch des Nebels Hülle
 Sucht ich den teuren Stern des heimatlichen Nord.
 In der Erinn'rung webte all mein Fühlen,
 Der teuren Heimat war die Seele ganz geweiht.
 Doch Meeresbraus, der Winde lindes Spielen
 Umspannt' mein Augenlid mit Selbstvergessenheit.
 Die Träume wechselten mit Träumen,
 Und plötzlich stand... war's Traum? ... vor mir des Freundes Bild,
 Den früher Tod im Schlachtgefild
 Ereilet, wo durch's Tal der Pleiße Wogen schäumen.
 Doch freundlich blickt er: sein Gesicht
 Wies keine Wunde mehr; es blühte
 In heller Fröhlichkeit, wie Frühlingsmorgenlicht,
 Und weckte Ahnungen des Himmels im Gemüte.
 „Gefährte bess'rer Zeit, bist du es, trauter Freund?
 Bist du es?“ — rief ich aus, — „o Held, mir ewig teurer!
 Hab' ich nicht selbst beim grausenvollen Feuer
 Bellonens, — hab ich nicht, mit Freunden treu vereint,
 An deines frühen Grabes Stätten
 Auf einen Baum geritzt mit Schwertern deine Tat
 Und hingeleitet dich zur ew'gen Ruhestatt
 Mit Tränen, Klagen und Gebeten?
 Sprich, Unvergeßlicher! — Wie? Oder war's ein Trug,
 All das Vergangene nur Traum, der uns betört?
 War Traum der Leichnam, Traum die Gruft, der Leichenzug,
 Womit der Freundschaft Kreis dein Angedenken ehrte?
 Ein Wort nur sprich! Laß jenen teuren Klang ein Mal
 Mein hoffendes Gehör entzücken,
 Du, Unvergeßlicher, ein allereinzig Mal
 Mich liebend deine Rechte drücken!
 Ich flog zu ihm ... Doch ach, der Geist entschwand,
 Gleich einem Nachtgesicht, gleich luft'gem, leichtem Rauch,
 Schwand eilig er dahin im blauen Himmelsraume.
 Und ich — erwachte aus dem Traume.

Im Schutz der Stille schlief noch alles um mich her.
 Es schienen stumm zu sein die Winde und die Wogen,
 Kaum regt' ein Lüftchen sich, kaum funkelte das Meer
 Im blassen Schein des Monds, den Wolken rings umzogen.
 Allein noch immer floh die süße Ruhe mich,
 Dem Geiste nach all' meine Sinne wallten
 Und strebten immer noch den Himmelsgast zu halten:
 Dich, o du Teuerster! der Freunde Bester, dich!

E I N A B E N D B E I K A N T E M I R

(1816)

Antioch Kantemir, russischer Gesandter am Hof Ludwigs XV., zog die Einsamkeit dem Lärm und der Zerstreuung des glänzenden Hofes vor. Die vom Dienst freie Zeit widmete er den Wissenschaften und der Poesie. In seinem stillen Kabinett, von geliebten Büchern umgeben, sprach er öfter, wenn er Plutarch, Horaz und Vergil überlas:

Nur dem Genügsamen wird wahres Glück gegeben,
 Dem, der bereit ist, fern dem Lärm der Welt zu leben,
 Frei von der Eitelkeit, die manchen quält und leitet,
 Der auf der Tugend Pfad bis an sein Ende schreitet ...
 Könnt ich in die antiken Schriften mich versenken
 Um aller Dinge Ziel und Ursprung zu bedenken!...

Sein Verstand besaß Eigenschaften, die man selten vereint findet: Gründlichkeit, Genauigkeit und Phantasie. Oft suchte Kantemir, in algebraische Rechnungen vertieft, die Wahrheit und vergaß, wie der Weise von Syrakus, die Welt, die Menschen und die ständig wechselnde Gesellschaft. Er beschäftigte sich mit den Wissenschaften nicht, um im eitlen Kreis gelehrter Frauen oder Akademiker groß zu tun: nein, er liebte die Wissenschaften um der Wissenschaften, die Poesie um der Poesie willen — eine seltene Gabe und wahres Kennzeichen eines hehren Verstandes und einer schönen, starken Seele. In Paris, wo die Eigenliebe des Menschen von Welt für den geringsten Erfolg in der Literatur unentwegt Lob und Beifall ernten kann, wo schon einige hingeworfene Verse, von einem Ausländer geschrieben, das Bürgerrecht in der Republik der schönen Künste einbringen, schrieb Kantemir — russische Verse! Und in welcher Zeit? Als unsere Sprache gerade erst die Fähigkeit zu erwerben begann, die Gedanken aufgeklärter Menschen auszudrücken. Setzt auf einer unbewohnten Insel

einen Mathematiker und einen Dichter ab, sprach d'Alembert: der erste wird Linien ziehen und Winkel messen, darüber erfreut, daß niemand seine Beobachtungen nutzen wird; der zweite wird aufhören, Verse zu schreiben, weil keiner da wäre, sie zu loben; folglich, so schließt der rationalistische Philosoph, leben die Poesie und der Poet von der Eitelkeit. Paris war für Kantemir diese unbewohnte Insel. Wer verstand ihn? Wer begeisterte sich für seine russischen Verse? Selbst in Rußland, wo die Gesellschaft, die Wissenschaften und die Dichtkunst noch in den Kinderschuhen steckten, fanden sich, zweifellos, nur wenige Verehrer seines Talents. Mit Herz und Verstand über seiner Zeit und den Umständen stehend, schrieb er Verse, verbesserte sie unentwegt, um möglichst ihre Vollkommenheit zu erreichen und vermachte sein Buch und seinen Ruhm, scheint's, allein der edelmütigen Nachwelt. Das Talent lebt von der Anerkennung, doch ein wahres, großes Talent geht auch ohne sie nicht unter. Der Dichter mag eitel sein, — wie auch der Gelehrte, — aber der wahre Verehrer alles Schönen kann nicht ohne Tätigkeit leben; und das, was unser Catull über unseren Bavia gesagt hat: „Mit seinem letzten Seufzer schrieb er seinen letzten Vers“ — das kann man auch über unseren großen Dichter sagen.

Auf dem Totenbett legte Cervantes seine Feder nicht aus der Hand, Camões schrieb seine „Lusiaden“ unter Wilden. Tasso, der unglückliche Tasso, unterbrach auch in seinem entsetzlichen Kerker nicht das Gespräch mit den Musen. Dershawin entlockte in der Todesstunde seiner unsterblichen Lyra mit ersterbenden Fingern letzte Klänge. Darf man solchen Menschen Eitelkeit nachsagen? ... Kehren wir jedoch zu Kantemir zurück.

Eines Tages gegen Abend besuchten Montesquieu und Abbé V., der bekannte Spötter, unseren Dichter. Er führte gerade Zwiegespräch mit seiner Muse und bemerkte die hereintretenden Freunde nicht, die zu ihm freien Zutritt hatten. Einige Minuten lang überlas Kantemir den Anfang seines Sendschreibens an den Fürsten Nikita Trubezkoi mit immer neuer Begeisterung und Zufriedenheit. Beim Lesen wandelte sich das ruhige und sogar kühle Gesicht Kantemirs merklich: seine Augen glänzten wie Blitze, seine Wangen röteten sich, und seine Hand schlug den Takt auf das vor ihm aufgeschlagen liegende Buch.

Montesquieu blickte zum Abbé, nickte ihm zu und wollte sich entfernen. Sie wollten den Minister nicht stören, da sie annahmen, er sei mit einer wichtigen Staatsangelegenheit beschäftigt. Kantemir vernahm jetzt hinter sich ein Rascheln, sah sich um und lief, die nicht erwarteten Freunde zu umarmen. — „Wir haben Sie gestört: sind zur unpassenden Zeit gekommen.“ — „Nicht im geringsten!“ — „Sie haben wichtige Papiere gelesen“ — „Ich habe mich zerstreut: habe meine eigenen Verse überlesen?“ — „Aber was für Verse? Wir haben doch kein Wort verstanden.“ — „Russische.“ —

„Russische Verse!“, — rief der Abbé und hob erstaunt seine Schultern:
 „Russische Verse! Das ist interessant...“

Kantemir: „Eine schwache Nachahmung des Horaz, Juvenal und Persius. Sie kennen meine Leidenschaft für die alten Schriftsteller, sie hat mich weit getrieben. Obwohl ich mich mit den alten Dichtern Roms nicht vergleichen kann, laufe ich ihnen nach wie der Sklave seinem Herrn oder der leidenschaftliche Liebhaber einer stolzen Schönen. Sie haben wohl niemals Gedichte geschrieben, Herr Präsident, und kennen nicht die Qualen und Freuden, die man ja wohl ‚Reimfieber‘ nennt?“

Montesquieu: „Sie haben recht. Ich habe nie Gedichte geschrieben, aber ich liebe Gedichte, wenn ich in ihnen eben so viele Gedanken wie Worte finde: wenn sie klar, gewichtig, ausdrucksstark, mit einem Wort — so gut wie Prosa sind. Ich habe immer die Satiren und Sendschreiben des Horaz geschätzt; die uns mit Rom, mit den Sitten der verzärtelten Nachkommen des Brutus, Coriolan und Scipio bekanntmachen. Auch Juvenal überlese ich immer wieder mit Vergnügen; er ist im Herzen ein echter Römer! Er ist für die Poesie dasselbe wie Tacitus für die Prosa. Die Gedichte dieser Poeten liebe ich als Denkmäler einer Sprache, die sich in Jahrhunderten ruhmvoller Geschichte des römischen Volkes geprägt hat, einer männlichen, reichen, ausdrucksstarken Sprache, die der Stammvater der neueren Sprache wurde.“

Abbé V.: „Und der Herr Präsident bedauert natürlich, daß Sie russisch dichten. Da Sie ja doch das Lateinische und auch die klare, genaue und schöne französische Sprache beherrschen, nehmen Sie uns das Vergnügen, Ihre reizenden Werke zu lesen.“

Montesquieu: „Ja, das bedaure ich sehr und wundere mich gleichzeitig darüber, wie man schreiben, ja mehr noch, wie man in einer noch nicht geformten Sprache denken kann. Sie schreiben russisch, aber Ihre Sprache und Ihre Nation — befinden sich noch in den Windeln.“

Kantemir: „Das stimmt durchaus: die russische Sprache ist jung; aber sie ist reich und ausdrucksstark wie das Lateinische, und mit der Zeit wird sie so genau und klar wie die Sprache des scharfsinnigen Fontenelle und des geistreichen Montesquieu sein. Jetzt muß ich noch mit den größten Schwierigkeiten kämpfen: muß ununterbrochen neue Worte, Ausdrücke und Redewendungen erfinden, die gewiß in einigen Jahren wieder veralten. Während ich die ‚Mondes‘ von Fontenelle übersetzte, habe ich nicht wenige neue Wörter geschaffen: die Petersburger Akademie hat meine Bemühungen wiederholt gutgeheißen. So habe ich meinen Nachfolgern den Weg geebnet.“

Abbé V.: „Aber sagen Sie doch, um Gottes Willen, wie konnten Sie bloß alle feinsinnigen Ausdrücke und Wendungen des größten Feinschmeckers der französischen Sprache, unseres alten Fontenelle wiedergeben?“

Kantemir: „Wie ich das konnte?! Ich folgte ihm geradezu sklavisch. Meine Übersetzung ist sicher schwach, grob und ungenau. Die Skythen

zwangen einen gefangenen Griechen, ihnen die Venus aus Stein zu hauen und versprachen ihm dafür die Freiheit. Dieser Griech war ein schlechter Bildhauer; und bei den Skythen gab es weder parischen Marmor noch gutes Schneidewerkzeug; so verwandte der Landsmann des Praxiteles groben Granit, einen Hammer, eine einfache Säge und schuf eine Art Abbild der Venus, indem er aus dem Gedächtnis das Original zu treffen suchte, das nicht nur in Griechenland, sondern auch bei den Barbaren hoch berühmt war. Die Skythen waren's zufrieden, denn sie kannten das göttliche Original nicht, und beteten ihre neue Göttin mit kindlichem Eifer an. Die Skythen — das sind meine Landsleute; die Statue des Praxiteles ist das Buch des unsterblichen Fontenelle; und ich bin jener Griech, der unerfahrene Bildhauer.“

Abbé V.: „O! Sie sind zu bescheiden, verehrter Fürst!“

Kantemir: „Nicht zufrieden mit meiner Übersetzung des Fontenelle, machte ich mich nun an die Übertragung der ‚Persischen Briefe‘.“

Abbé V.: „Die ‚Persischen Briefe‘ auf Russisch!“

Montesquieu: „Konnte ich jemals erwarten, daß das erste, unvollkommene Werk meiner Feder Ihnen so wertvolle Zeit raubt?“

Abbé V.: „Jetzt werden die Hyperboräer erfahren, wie unbeständig und kleinmütig die Bewohner der Seine-Ufer sind.“

Kantemir: „Und wie scharfsinnig.“

Abbé V.: „Habe ich Ihnen im Salon der M^{me} Geoffrin — die Sie lobt, aber im Innersten haßt — nicht schon vor langer Zeit Ihren Ruhm vorausgesagt, Montesquieu? Der Prophet gilt nichts im eig'nen Lande! Meine Prophezeiung aber ist eingetroffen, wie Sie sehen. Es ist sehr leicht möglich, daß man in dieser Minute an den Ufern des Eismeers, der Lena oder des Ob, oder in den Tatarischen Steppen Ihre geistreichen Briefe liest und der Name Montesquieu in den Nomadenlagern der Kalmyken und Samojeden Furore macht.“

Montesquieu: „Ja, man liest die ‚Persischen Briefe‘ im Kerzenschein von Fischtran-Lampen!“

Abbé V.: „Oder beim Schein des Nordlichts... Ja, das ist natürlich seltsam und wunderbar zugleich! — Und wir sprechen mit solcher Geringschätzung von dem großen Moskowien!“

Kantemir: „Die Kalmyken und Samojeden lesen natürlich keine philosophischen Bücher, und werden sie wohl noch lange nicht lesen. Aber im bevölkerungsreichen Moskau, in der aufstrebenden Hauptstadt Peters, in den Klöstern Klein- und Großrußlands gibt es durchaus aufgeklärte und denkende Menschen, die ein schönes Werk der Musen zu schätzen wissen.“

Montesquieu: „Die Zahl dieser Menschen wird wohl sehr klein sein. Bis jetzt dachte ich und denke auch immer, daß Ihr rauhes und unbeständiges Klima, Ihr zumeist unfruchtbare Boden, der im Winter von tiefem Schnee bedeckt ist, die geringe Bevölkerung, die Schwierigkeiten der

Verbindungen, die fast asiatische Regierungsform, die verwurzelten Vorurteile und die Sklaverei, die in Jahrhunderten gewachsenen Gewohnheiten — all das zusammengenommen für lange die Entwicklung des Verstandes und der Aufklärung behindern wird. Die Macht des Klimas ist doch die erste aller Mächte.“

Abbé V.: „Ich teile Ihre Meinung und denke, daß alle Anstrengungen Ihres großen Zaren, alles, was er mit eiserner Hand geschaffen hat — zusammenfallen, untergehen wird, verschwindet. Die Natur, die alten Gewohnheiten, der Aberglaube, die unheilbare Barbarei werden die schwache und oberflächliche Aufklärung überwuchern, und das ganze halbwilde Moskowien wird wieder das wilde Moskowien werden; der ewige Nebel des Vergessens wird die Taten und das Leben der Nachfolger Peters des Großen zudecken.“

Kantemir: „Ich wage, mit dem großen Schöpfer des Buches über den Geist der Gesetze und mit Ihnen, verehrter Abbé, zu streiten. Rußland ist, gleich dem legendären Epimenides, aus einem tiefen Schlaf erwacht. Die Morgenröte, die unser Land erleuchtet hat, verheißt einen schönen Morgen, einen herrlichen Tag und einen klaren Abend: so lautet meine Prophezeiung.“

Abbé V.: „Aber das ist nicht die Morgenröte, sondern — das Nordlicht. Viel Schein, aber kein Licht und keine Wärme!“

Montesquieu: „Der scharfsinnige Abbé hat eine große Wahrheit ausgesprochen. Nehmen wir einmal an — eine unwahrscheinliche Annahme und eine kaum zu realisierende Sache! — nehmen wir also an, daß die Regierung alle zur Aufklärung führenden Wege öffnen wird, daß sie unablässig Ausländer für die Erziehung der Jugend ins Land rufen wird, daß sie warme Häuser für Schulen und Lehranstalten errichtet und aus diesen Treibhäusern der Aufklärung ein paar unreife und saftlose Früchte sammeln kann; nehmen wir an, daß es der Regierung gelingt, einige anständig gebildete Militärs, einige Seefahrer, Artilleristen, Ingenieure usw. heranzubilden. Aber, sagen Sie, wird die Regierung wohl den Menschen den Geschmack am Schönen, an den abstrakten, philosophischen Wissenschaften einhauchen können? Welche Kraft könnte wohl das Klima verändern? Wer kann Ihnen einen neuen Himmel, neue Luft und ein neues Land schenken?“

Abbé V.: „Und eine neue Sonne? Wie kann man die Wissenschaften dort aussäen, wo im Herbst die Sichel des Landmannes nur spärliche Ähren in Furchen erntet, die allein mit seinem Schweiß bewässert sind: wo im Winter vor Kälte das Eisen bricht und man eine Axt benötigt, um Flüssigkeiten zu zerschneiden? — Caeduntque securibus humida vina!“

Montesquieu: „Die Kälte zieht das Eisen zusammen; sollte sie nicht ebenso auf den Menschen wirken? Sie zieht seine Muskeln zusammen, verleiht ihm eine außergewöhnliche Kraft. Diese physische Kraft überträgt

sich auf die Seele. Diese flößt ihm Tapferkeit in der Gefahr, Entschlossenheit, Frische und festes Selbstvertrauen ein; sie ist die geheime Triebkraft vieler schöner Eigenschaften seines Charakters; aber sie entzieht ihm auch die Empfindsamkeit, die er für die Wissenschaften und Künste benötigt. Die Wärme dagegen, indem sie die feinsten Membranen der Haut ausdehnt, öffnet die Nervenenden und verleiht ihnen eine wunderbare Reizbarkeit. In den kalten Ländern ist die äußere Haut durch die Kälte der Luft so stark zusammengezogen, daß die Nerven sozusagen leblos sind und dem Hirn nur selten, sehr selten ihre schwachen Empfindungen übermitteln. Sie wissen natürlich, daß von diesen wenigen schwachen Empfindungen aber die Vorstellung, der Geschmack, die Empfindsamkeit und Lebendigkeit abhängen. Man muß den Hyperboräern schon die Haut abziehen, um sie etwas fühlen zu lassen.“

Abbé V.: „Was können Sie darauf antworten? Wollen Sie etwa Ihre Landsleute wie ein Diplomat verteidigen und auf die unwiderlegbaren Schlüsse des Präsidenten mit diplomatischen, die Wahrheit abschwächenden Phrasen antworten?“

Kantemir: „Ich bin in Konstantinopel geboren. Meine Vorfäder stammen aus einem alten Geschlecht, das einst einen Thron innerhalb des Byzantinischen Reiches innehatte. Folglich fließt in mir noch griechisches Blut, und ich liebe ehrlich den blauen Himmel und die ewig grünen Oliven des Südens. In meiner Jugend reiste ich viel mit meinem Vater, dem unzertrennlichen Begleiter und aufrichtigen Freund Peters des Großen, und sah die großen Ebenen Rußlands vom Dnepr bis zum Kaukasus, vom Kaspischen Meer bis zu den Ufern der majestätischen Moskwa. Ich kenne Rußland und seine Bewohner. Die Hütte des Bauern und der Palast des Bojaren sind mir gleich gut bekannt. Erzogen von meinem Vater, einem der aufgeklärtesten Männer Europas, von Kindheit an gebildet in der Schule der Philosophie und der Erfahrung, von Berufs wegen verpflichtet, ständige und enge Beziehungen mit Ausländern aller Nationen zu haben, überwand ich die barbarischen Vorurteile und lernte, mein neues Vaterland mit den Augen eines leidenschaftslosen Beobachters zu sehen. In Versailles, im Kabinett Ihres Königs, in Anwesenheit der Minister bin ich der Vertreter eines großen Volkes und seiner starken Monarchie: aber hier, in der Gesellschaft von Freunden, des großen Genius Europas, betrachte ich es als meine Pflicht offen zu sprechen; und Sie, Mr. Abbé, werden Kantemir eher der Unwissenheit als der Voreingenommenheit oder Unaufrechtheit verdächtigen können. Hier haben Sie nun meine Antwort: Sie wissen, was Peter für Rußland geleistet hat; er hat aus den Russen Menschen gemacht — nein! er hat in ihnen alle geistigen Fähigkeiten entwickelt; er heilte sie von der Krankheit der Unwissenheit: und die Russen zeigten unter der Führung des großen Mannes in kurzer Zeit, daß Talente der ganzen Menschheit eigen sind. Es vergingen keine fünfzehn Jahre — und schon erfreute sich der

große Monarch der Früchte des Wissens seiner Mitstreiter: alle Hilfswissenschaften des Kriegshandwerks erblühten binnen kurzem in seinem Land. Wir verkündeten mit dem Donner unserer Siege Europa, daß wir eine Artillerie, eine Flotte, Ingenieure, Gelehrte und sogar erfahrene Seeleute haben. Was erwarten Sie noch in so kurzer Zeit? Erfolge des Verstandes, Erfolge in den abstrakten Wissenschaften, in den schönen Künsten, in der Rhetorik, in der Poesie? — Geben Sie uns Zeit, verlängern Sie die günstigen Bedingungen, und Sie werden uns die besten Fähigkeiten des Verstandes nicht mehr absprechen können. Sie sagen, daß die Macht des Klimas die erste der Mächte ist. Dagegen sage ich nichts: das Klima hat tatsächlich seinen Einfluß auf die Menschen; aber dieser Einfluß, — das haben Sie selbst in Ihrem unsterblichen Buch festgestellt, — dieser Einfluß wird durch die Regierungsform, die Sitten, die Gemeinschaftsbeziehungen verringert oder gemildert.

Und das Klima ist ja auch in Rußland unterschiedlich. Ausländer meinen überhaupt, wenn sie von unserem Vaterland sprechen, daß Moskowien von ewigem Schnee bedeckt, von Wilden bewohnt sei. Sie vergessen dabei die unermeßliche Weite Rußlands; sie vergessen, daß zu der Zeit, wo der Bewohner der feuchten Ufer des Weißen Meeres auf seinen schnellen Schneeschuhen den Zobel verfolgt, der glückliche Bewohner der Wolgamündung Weizen und die ergiebige Hirse erntet. Selbst der Norden stellt sich den Blicken des Reisenden nicht so schrecklich dar; gibt er doch dem Landmann alles Erforderliche. Der Pflug ist die Grundlage der Gesellschaft, der wahre Knoten des Bürgersinns, die Stütze der Gesetze; wo aber, in welchem Teil Rußlands hinterließe er nicht seine wohltätigen Spuren? Mit den Erfolgen der Zivilisation und der Aufklärung verändert sich auch der Norden ständig und wächst, wenn ich das so sagen darf, mit dem aufgeklärten Europa zusammen. Sagen Sie: dachte etwa Tacitus, als er die Germanen beschrieb, daß in den wilden Wäldern Germaniens großartige Städte entstehen werden, daß im alten Pannonien und in Noricum bedeutende Leuchten des menschlichen Geistes geboren werden würden? Natürlich nicht! Peter der Große, der das Schicksal der halben Welt in seiner Hand hielt, war von dem großen Gedanken erfüllt, daß der Baum der Wissenschaften an den Ufern der Newa im Schatten seiner Herrschaft erblühen und gewiß, früher oder später, Früchte tragen wird, die die Menschheit bereichern. Sie, Herr Montesquieu, beobachten aufmerksam die politische Welt: in den Trümmern vergangener Jahrhunderte, im Staub des stolzen Rom und des reizvollen Griechenland haben Sie die Ursachen und Quellen der gegenwärtigen Erscheinungen erkannt, haben Sie gelernt, die Zukunft vorauszusagen. Sie wissen, daß sich mit den Erfolgen der Aufklärung unabänderlich und offenkundig alle Formen der Regierung verändern: Sie haben diese Veränderungen auch in Rußland bemerkt. Die Zeit zerstört und schafft, verdirbt und vervollkommenet alles. Vielleicht in

zwei oder drei Jahrhunderten, vielleicht auch früher schenkt uns der gnädige Himmel einen Genius, der den großen Gedanken Peters vollständig erfaßt — und auf seinen schöpferischen Ruf wird das größte Land der Welt zum Hort der Gesetze, der auf ihnen beruhenden Freiheit, von Sitten, die den Gesetzen Beständigkeit verleihen, mit einem Wort — zum Hort der Aufklärung.

Angenehme Hoffnungen! Ihr geht, natürlich, in Erfüllung. Der Wohltäter meiner Familie, der Wohltäter Rußlands ruht im Grab ; aber sein Geist, sein großer, tätiger Geist wird das Land, das ihm teuer ist, nicht verlassen; er ist allgegenwärtig, belebt alles, gibt allem seine Seele, und neues Leben, und neue Kraft. Er ruft Rußland, so scheint mir, unablässig zu: geh vorwärts! Bleibe nicht stehen in dem Werk, das ich begonnen habe, und du wirst das große, von mir gesteckte Ziel erreichen!"

Montesquieu: „Aber die Künste? Können Sie denn in den Nebeln der Newa oder unter dem rauhen Moskauer Himmel erblühen?“

Abbé V.: „Ja, die Künste... Sie brauchen die klare Luft und die grelle Sonne Roms, des alten Hellas oder wenigstens doch das gemäßigte Klima unseres Frankreich.“

Kantemir: „Die südlichen Länder waren die Heimat der Künste; aber die herrlichen Kinder der Phantasie wurden aus ihrem Vaterland oft durch Barbarei, Aberglauben oder das Schwert der Eroberer vertrieben und breiteten sich wie eilige Wogen über unsere Erde aus. Die Musik, die Malerei und die Bildhauerei lieben ihr altes Vaterland, und noch mehr — die volkreichen Städte, den Luxus, die verzärtelten Sitten. Die Poesie aber ist der ganzen Menschheit eigen: Überall dort, wo der Mensch atmet, sich von den Früchten des Bodens nährt, wo er existiert — dort genießt er auch, empfindet er Gut und Böse, liebt und haßt, schmollt und schmeichelt, vergnügt sich oder leidet. Das menschliche Herz ist der beste Quell der Poesie...“

Abbé V.: „Aber, geben Sie es zu, es ist nicht so empfindsam im Norden!“

Montesquieu: „Ich habe Opernaufführungen in England und in Italien gehört. Von der Musik, die die Engländer ruhig anhören, sind die Italiener außer sich und hüpfen wie Pythia auf ihrem Dreifuß.“

Kantemir: „Was beweist das schon? Freilich ist die Empfindsamkeit der südlichen Völker leichter reizbar, mitteilsamer. Aber schwerlich doch so tief und so stark wie die Empfindsamkeit der nördlichen Völker. Während ich in London war, zeigte mir der schottische Gelehrte N.N. die Lieder seiner Landsleute aus den schottischen Bergen. Sie erinnern in der Kraft ihrer Gedanken überzeugend an den alten Homer und übertreffen in ihrer Gefühls-tiefe viele Werke der italienischen Muse.“

Abbé V.: „Das ist kaum vorstellbar!“

Kantemir: „Wir Russen haben Volkslieder, die von der Zärtlichkeit und Beredsamkeit des Herzens erfüllt sind. Aus ihnen spricht jene stille und tiefe

Schwermut, die auch den gröbsten Werken der nördlichen Muse einen unaussprechlichen Reiz verleiht.“

Abbé V.: „Wunderbar! Aber auf Ehre, kaum zu glauben!“

Kantemir: „Nun aber sagen Sie, wenn schon die groben Kinder des Nordens so empfinden können und sich so lebendig und schön auszudrücken verstehen, was kann man dann wohl von Gebildeten erwarten?“

Abbé V.: „Aber..., mein verehrter Verteidiger des Nordens, ... Sie wissen doch sehr gut, daß Volkslieder das — Stammeln von Säuglingen sind!“

Kantemir: „Von Säuglingen, die mit der Zeit erwachsen werden. Wer weiß, ob nicht eines Tages an den wilden Ufern der Kama oder der majestätischen Wolga große Geister, seltene Talente aufstehen werden. Was würden Sie z.B. sagen, Herr Präsident, was würden Sie sagen, wenn Sie hörten, daß im Eis des Nordmeers, inmitten von Halbwilden ein großes Genie geboren wurde? Daß er mit Riesenschritten das ganze Feld der Wissenschaften durchmaß, als Philosoph, Rhetoriker und Dichter seine Muttersprache umgestaltete und unvergängliche Denkmäler hinterlassen hat? Das ist eine reine Vermutung, aber doch durchaus möglich?! Was sagen Sie, wenn...“

Abbé V.: „Wozu diese Hypothesen? Eher glaube ich, daß die Russen Paris eingenommen und alle von Vauban gebauten Festungen zerstört haben!! Im übrigen gibt es für Wunder tatsächlich keine Gesetze, wie mir Fontenelle mit vielsagendem Lächeln sagte, als er mir zum ersten Mal sein tiefesinniges Traktat über die Orakel vorlas. Alle Ihre Hoffnungen werden vielleicht auch in Erfüllung gehen oder Sie finden sie gemeinsam mit den verlorenen Hoffnungen Astolfs im Reich der Frau Luna wieder. Doch verzeihen Sie mir meine Offenherzigkeit... Ich schaue immer noch erstaunt auf Sie und kann nicht begreifen, wie man in Paris — im Lande Racines und Corneilles — russische Verse schreiben kann!“

Kantemir: „Das erinnert an die Frage: wie kann man eigentlich Perser sein?“

Montesquieu: „Sie wollten uns mit unseren eigenen Waffen schlagen. Aber gestatten Sie mir, noch eine Bemerkung zu machen. Sie ahnen doch Horaz und Juvenal nach, schreiben also Satiren, Satiren auf Sitten, ... die sich noch gar nicht herausgebildet haben. Horaz und Juvenal kritisierten die Laster eines verderbten Volkes, das aber einen hohen Grad der Aufklärung erreicht hatte; der scharfsinnige und immer überlegende Boileau schrieb am Hofe des großen Königs und in der glänzendsten Epoche der französischen Monarchie. Die Gesellschaft in Rußland muß doch jetzt ein entsetzliches Chaos darstellen: die gröbste Vereinigung alles Lasterhaften, die Vermischung verwurzelter Vorurteile, der Unwissenheit, der alten Barbarei und tatarischer Sitten mit einem gewissen Glanz asiatischen Luxus', mit einigen Funken europäischer Aufklärung! Was ist das für eine Nahrung für einen satirischen Dichter? Können etwa die zierlichen Pfeile eines

Epigramms durch die dreifache Rüstung der Ignoranz dringen und ein Herz verwunden, das durch Laster versteinert, in Unwissenheit erhärtet ist? Und was richten diese Pfeile in einem Land aus, in dem die Frauen, die Hüterinnen der Sitten, sich gerade aus dem Joch ihrer Männer zu befreien beginnen; in einem Land, in dem die öffentliche Meinung noch schwankt, sich noch nicht gebildet hat und folglich mit ihrem Urteil denjenigen nicht bestrafen kann, der dem Urteil der Gesetze nicht unterliegt? Mit einem Wort: wie kann man lachend Herren und Sklaven die Wahrheit sagen? Sie den ersten zu sagen, ist — gefährlich, den anderen — zwecklos!“

Kantemir: „Da ich die Gunst von Monarchen und Würdenträgern genoß, die höchste Stellen im Staat einnahmen, konnte ich die Wahrheit ohne Furcht sagen und meine Satiren brachten einigen Nutzen. Peter der Große bemühte sich, als er Rußland veränderte, auch die Sitten zu verändern: so erschloß sich dem Beobachter der Menschheit und ihrer Leidenschaften ein neues Feld. Wir erlebten im alten Moskau eine wunderbare Vermischung des Alten mit dem Neuen, zweier Elemente, die sich in unaufhörlichem Kampf miteinander befinden. Die neuen Sitten, die neuen Kleider, die neue Lebensweise und die neue Sprache konnten noch nicht die alten Menschen verändern, den alten Charakter wandeln. Manche Bojaren, die Perücken und neue Kleider anzogen, blieben bei ihren alten Vorurteilen, ihrer alten Dickköpfigkeit und waren dadurch noch wunderlicher anzuschauen; andere, die ihren Bart und den langen altväterlichen Kaftan ablegten, übernahmen mit der europäischen Kleidung alle Laster, alle Schwächen Eurer Landsleute, waren jedoch nicht in der Lege, sich Eure Liebenswürdigkeit und Eure Zivilisation zu eigen zu machen. Häufige Umstürze am Hof führten niedrige und unwürdige Menschen in höchste staatliche Würden: sie kamen und — gingen wieder. Ein Günstling löste den anderen ab, ein Haufen Schmeichler — einen anderen. Stolz und Niedrigkeit, Aberglauben und Lästerung, Heuchelei und zur Schau getragene Verkommenheit, Geiz und unwahrscheinlichste Verschwendungen: mit einem Wort, Leidenschaften, gegensätzlich in jeder Hinsicht, flossen auf wundersame Weise ineinander und lieferten dem gleichgültigen Beobachter wie dem Philosophen ein Schauspiel, in dem letzterer nur tastend, und mit dem Horaz in der Hand, die glückliche Mitte der Dinge finden konnte. Mir gelang es, einige Züge dieser Zeit festzuhalten; ich sage noch mehr: ich war darum bemüht, meinen Landsleuten das Laster in seiner ganzen Nacktheit zu zeigen und den wahren Weg der Ehrlichkeit, guter Sitten und der Tugend zu weisen. Der gelehrt Theophan, der Archimandrit Krolik (beides würdige Hirten), Nikita Trubezkoi und andere Würdenträger lobten meine schwachen Versuche, ermunterten meine unerfahrene, aber kühne und reinherzige Feder. Ich wagte zum ersten Mal, so zu schreiben, wie man sprach: ich reinigte zum ersten Mal unsere Sprache von groben slawischen, ausländischen und dem Russischen nicht eigenen Fremdwörtern — und eröffnete damit unseren

heranwachsenden Talenten einen neuen Weg. Meine Satiren werden für unsere Nachkommen einen bescheidenen Wert besitzen, wie die alten Bilder der ersten Maler, der Vorgänger Raffaels: sie werden darin einen wahren Ausdruck der Sitten und der russischen Sprache finden, der für Rußland glänzenden Periode von Peter bis zur Regierung der glücklichen, von uns vergötterten Jelisaweta, — und mein Name (entschuldigen Sie meine Eigenliebe) wird in Rußland sicher mehr dafür geachtet werden, daß ich als erster in der Sprache der Musen und der Philosophie zu sprechen wagte, als darum, weil ich an ihrem Hof einen wichtigen Platz eingenommen habe.“

Abbé V.: „Großartig! Sie sprechen, wie ein echter Philosoph.“

Montesquieu: „Wir möchten sehr gern Ihre Satiren in französischer Sprache sehen. Teilweise bin ich durchaus mit Ihnen einverstanden: das Sittenbild eines fast neuen Volkes ist immer interessant. Andererseits... aber da ist ja Abbé Guasco, Ihr Freund...“

„Sie kommen gerade zur rechten Zeit“, — sagte Kantemir und umarmte den Abbé. — „Sie haben doch meine Satiren ins Französische übertragen: lesen Sie, dem Herrn Präsidenten zu Gefallen, doch etwas vor; Sie aber, meine Herren, bitte ich um Geduld und Nachsicht...“

Die Lektüre und das Gespräch dauerten lange, sogar über Mitternacht hinaus. Endlich verabschiedeten sich Montesquieu und der Abbé V. mit einer Verbeugung vom Minister und gingen auseinander ... zufrieden mit ihm? ich weiß nicht.

Ich weiß nur, daß Kantemir, der die erlöschenden Kohlen im Kamin noch einmal aufrührte, zum Abbé Guasco sagte:

„Geben Sie zu, mein lieber Freund, Montesquieu ist natürlich ein kluger Mann, ein großer Schriftsteller, aber ...“ —

„Aber er spricht über Rußland wie ein Ignorant“, — fügte Abbé Guasco hinzu. Der bescheidene Kantemir lächelte, wünschte dem Abbé eine gute Nacht, und sie trennten sich.

Denis Dawydow

A N B U R Z O W. E I N L A D U N G Z U M P U N S C H (1804)

Burzow, Raufbold, Zecher, Frechdachs,
Du, mein liebster Trinkkumpan!
Komm um Gottes, um des ...Araks

Willen, schau mein Häuschen an!
 Find'st drin Vase nicht noch Spiegel,
 Draußen keine Bettlerschar;
 Der's besitzt, ist — Gott zum Danke —
 Auch kein hoher Herr. Husar
 Ist er, tüncht, um dich zu täuschen,
 Nichts mit falschem goldnem Lack;
 Keinen Diwan wirst du sehen,
 Dafür einen Hafersack.
 Statt der Weihrauchfässer findest
 Du ein Pfeifchen allemal,
 Statt der Bilder eine Tasche
 Mit dem Zareninitial.
 Statt der Spiegel blinkt die lange
 Säbelklinge an der Wand:
 Darin richtet sich das Bärtchen
 Der Husar mit eigner Hand.
 Hohe, weiße Marmorvasen
 Gibt's dort nicht, bei meinem Eid!
 Dafür stehn fünf Riesengläser
 Auf dem Tisch zum Punsch bereit!
 Und sie sind gefüllt, auf Ehre!
 Himmlisch glüht darin die Glut.
 Komm, ich wart auf dich, mein Bester,
 Zeig mir dein Husarenblut!

E N T S C H E I D U N G S A B E N D

(1818)

Heut, wenn es Abend wird, heut werde ich dich sehen,
 Heut, wenn es Abend wird, bestimmt mein Schicksal du.
 Was ich ersehne, wird heut in Erfüllung gehen —
 Sonst setz ich mich zur Ruh!

Zum Teufel! Morgen laß ich mich gewiß vollaufen,
 Jag mit der Troika, jag schnell wie ein Pfeil vorbei.
 Im Stoff nach Twer gelangt, werd ich dort wieder saufen
 Und eil nach Petersburg zu neuer Sauferei!

Wenn dem, dem lebenslang das Glück wollt niemals winken,
 Glück plötzlich in den Schoß, gesandt vom Schicksal, fällt:
 Wie sollte ich mich nicht... dann wie ein Schwein betrinken,
 Vertrinken, hochbeglückt, den Geldsack und das Geld.

Fjodor Glinka

B R I E F E E I N E S R U S S I S C H E N O F F I Z I E R S

über Polen, die österreichischen Besitzungen, Preußen und Frankreich, mit einer genauen Beschreibung des Feldzugs der Russen gegen die Franzosen 1805 und 1806 sowie des Vaterländischen und auswärtigen Krieges von 1812 bis 1815
 (Auszüge) (1815)

D e r S c h r e c k e n d e s K r i e g e s

Mein teurer Freund! Wenn ich durch die einst blühenden Gegenden fahre, die jetzt durch Schwert und Feuer des Feindes verwüstet worden sind, so wünsche ich mir im Traum oft, alle Völker der Erde könnten die Leiden ihrer untergehenden Brüder sehen — Leiden, die ihnen vom Menschen zugefügt werden! Oh! Welch entsetzlicher Anblick böte sich ihnen! Ganze Landstriche in Wüste verwandelt, teuflische Brände, die herrliche Städte und friedliche Dörfer verschlingen; der Tod in der schrecklichen Gestalt von Krankheiten und Geschwüren, die in den Trümmern der Wohnstätten der Erschlagenen hausen: das würden die Augen der Bewohner dieser Welt erschauen! Sollte das alles nicht ihre Herzen erweichen? — Das ist ein Traum. Viele jedoch fühlen tatsächlich die Schrecken des Krieges. Ihr liebevollen Mütter und leidvollen Frauen! Nicht ohne Grund beunruhigen schreckliche Träume Eure nächtliche Ruhe, nicht von ungefähr schmerzen Eure Herzen; sie fühlen das Sterben Eurer Lieben in der Schlacht : das Herz ist oft der sicherste Unheilkünder! —

Beim Anblick der gewaltigen Wagenkolonnen mit den letzten Gütern der Unglücklichen, neben denen Greise, Frauen und Waisen gramgebeugt

einhereschreiten, erinnern wir uns unwillkürlich der Wanderungen der Völker im tiefsten Altertum: nur damals waren es der Zorn der Natur, die Sintflut, Hunger und Seuchen, welche die Erdenbewohner in Schrecken versetzten; heute vertreiben die rasend gewordenen Völker selbst einander mit bewaffneter Hand vom Antlitz der Erde und baden im Blut ihrer Brüder! Die Besiegten fliehen kummervoll ihre Heimat; die Sieger tafeln gemeinsam mit dem Tod in ihren Behausungen.[...]

F r i e d e

Komm, heiliger Friede!, aus dem Gelobten Land, aus den Stätten der Ruhe und der ewigen Freuden, aus den himmlischen Gefilden, wo du am strahlenden Thron des Weltenschöpfers herrschst, komm und laß dich auf blauen Ätherwellen zur Erde, der Heimstatt der Eitelkeit und des Kummers hernieder! Du bist schöner als die helle Morgenröte, wenn sie nach stürmischer Nacht am hellen Himmelsgewölbe erstrahlt; du bist leuchtender als die segensreiche Frühlingssonne! Dich begrüßt der weißhaarige Greis in seiner ärmlichen Hütte, und die kleinen Waisen seines im Krieg erschlagenen Sohnes hören auf zu weinen, wenn sie die Zeichen der Ruhe auf seiner Stirn erblicken. Dich begrüßen die reichen Würdenträger in ihren prachtvollen Palästen: Ruhe und Frohsinn kehren zu ihnen zurück. Göttlicher Friede! Dich preisen die Herzen aller Sterblichen. [...]

D i e d e u t s c h e n B a u e r n

Wie angenehm ist es, die Bauern in deutschen Landen zu sehen! Sie leben ebenso ruhig, ebenso zufrieden wie die großen Herren; sind aber unvergleichlich fröhlicher als diese! In Schlesien, Mähren, in Nieder- und Oberösterreich sind die Bauern fast alle frei. Jeder von ihnen besitzt seinen Gemüsegarten, seinen Weingarten und die ihm nötige Menge Bodens, die er sorgfältig bearbeitet.

Schaut in seine Hütte hinein: da ist die schöne, gemütliche ‘gute Stube’, große Fenster mit sauberen Scheiben; der Ofen aus Kacheln; Tische und Schränke blitzsauber; an der Wand ein Bett: das ist das Lieblingsstück der Deutschen; sie lieben nach der Arbeit zu ruhen. Gewöhnlich legen sie auf ihre Matratze das allerweichste Daunenbett, mit feinstem Stoff bedeckt; mit diesem Federbett decken sie sich statt einer Decke zu. Stellt Euch zu allem noch anderthalb Dutzend schöner weicher Kissen vor, und Ihr bekommt einen Begriff von dem Bett, in dem die deutschen Bauern schlafen. Die

Wände sind bei ihnen alle geweißt. In der Ecke glänzt auf mehreren Regalen sauberes Zinngeschirr; in einem kleinen Glasschrank stehen Tassen und eine Kaffeekanne; jeder Bauer hat eine Wanduhr und einen Kalender. Außerdem können Sie fast bei jedem Hausherrn die Porträts seiner Familie und einige andere Bilder finden. Auf allen Porträts, die ich sah, sind stille, gute Gesichter abgebildet, die nicht heftige Leidenschaften, sondern Friedfertigkeit ausdrücken; manche lächeln, andere schauen nachdenklich drein. Immer wieder kann man bei den Bauern die Bilder des Großvaters, des Vaters und weiterer Verwandter erblicken; die einen sind beim Tabakrauchen dargestellt, andere mit einem Glas Wein usw.

Ein Familienvater erzählt seinem kleinen Sohn die Geschichte seiner Familie: „Dein Urgroßvater hier hat dem Kaiser treu gedient; er war im Kriege und nahm danach in unserem Dorf den ehrenvollen Platz eines Ratsmannes ein. Das ist Dein Großvater, ein guter und fleißiger Bauer; diese Medaille hat er vom Kaiser für vorbildliche Feldarbeit erhalten... Und da siehst Du Deinen Onkel. Er war Gastwirt: das Gasthaus übernahm er in altem Zustand. Er hat es mit viel Mühe und Fleiß umgebaut und dabei Zimmer für durchreisende Gäste eingerichtet. Er war zuvorkommend, bewirtete jeden aufs beste, und alle kannten und liebten ihn. Freue Dich, mein Sohn! Alle Deine Verwandten waren ehrliche Deutsche und anständige Menschen, von den Nachbarn geliebt und geachtet. Nimm Dir an ihnen ein Beispiel und sei immer gottesfürchtig und ehrlich.“

Auf dem Viehhof der deutschen Bauern findet man reichlich Vieh aller Art. Im Pferdestall stehen Pferde einer ganz besonderen Rasse: sie sind groß und dick und breit gebaut; die Bauern pflegen sie außerordentlich gut; sie fahren nicht anders als Schritt; so dienen sie ihnen auch lange.[...]

Pawel Katenin

DER WALDGEIST

(1816)

Rot ist die Sonne untergegangen.
Wachsende Schatten wirft schon der Hang.
Still liegt das Feld, von Dunkel umfangen.
Fern steht der Wald, so schwarz und so bang.

„Darf ich durch die Felder streifen“, —
 Fragt der Sohn sein Mütterlein, —
 „Sie nach Herzenslust durchschweifen,
 Laufen in den Wald hinein?
 Hitze läßt mich hier nicht ruhen,
 Fliegen schwirren wild umher;
 Und ich träum, mich umzutuen,
 Denk an gar nichts andres mehr.

Vögelchen nisten mit ihren Kleinen;
 Reif sind die Beeren, danach steht mein Sinn.
 Sterne und Mond am Himmel schon scheinen:
 Laß mich doch bis zum Morgen dorthin.“

„Möge Gott Verstand dir schenken!
 Was hat dich darauf gebracht?
 Wie kann einer nur dran denken,
 In den Wald zu gehn bei Nacht!
 Quält beim Schlafen dich die Hitze,
 Leg im Flur ans Fenster dich:
 Keine Fliege, keine Gnitze
 Wagt dort an dein Lager sich.

Hungrige Wölfe schar'n sich und heulen,
 Schlangen bedrohn dich aus Höhle und Spalt.
 Uhus bekämpfen im Dickicht die Eulen,
 Diebe durchschleichen den nächtlichen Wald.“

„Nichts wird mir im Wald geschehen,
 Dort droht keinerlei Gefahr.
 Könntest du das Haus nur sehen
 Tief im Tann, so wunderbar!
 Raum für Raum glänzt dort achaten,
 Gold und Silber sind zu sehn:
 Kein Vergleich mit unsern Katen,
 Die gedrängt am Hügel stehn.

Leuchtend und rein die Springquellen steigen
 Rings um gedeckte Tische im Saal,
 Liebliche Mädchen tanzen im Reigen
 Für uns beim reichen, festlichen Mahl.

Denn der Hausherr, der geehrte,
 Läßt's den Gästen wohlergehn;
 Kindern Freund und Spielgefährte,
 Ist er drollig anzusehn.“
 „Wer hat dir dies aufgebunden?“
 „Er erzählt's, als ich ihn traf.“
 „Wo hast du ihn denn gefunden,
 Wo gehört?“ — „Es war im Schlaf.“

„Schlimm ist dein Traum: Ein Waldgeist habe,
 Sagt man, sein Haus in unserem Tann,
 Locke die Kinder mit süßer Gabe,
 Packe sie jäh und fresse sie dann.

Lauf nicht zu ihm, bleib, mein Knabe,
 Trau dem, was die Mutter sagt!
 Schon mit einem Fuß im Grabe
 Steh ich ja, Gott sei's geklagt.
 Gingst du aber fort im Glauben
 An dein eitles Traumgesicht,
 Würd' der Waldgeist dich mir rauben,
 Ach, ich überlebt' es nicht.

Vor der Ikone sollst du's beeiden,
 Sonst werd ich heute nicht schlafen gehn
 (Was du auch sagst); in Furcht vor dem Scheiden,
 Werd' bis zum Morgen mein Spinnrad ich drehn.“

Sich bekreuzigend beschwört es
 Heuchlerisch bei Gott der Sohn.
 Die beglückte Mutter hört es,
 Atmet auf; der Schlaf naht schon.
 „Soll ich denn am Händchen gehen,
 Folgend meiner Mutter blind?
 Kann auf eignen Füßen gehen;
 Nein, ich bin kein Wickelkind.

Daß ich zu Gast geh, will Mutter nicht leiden,
 Hält mich mit tausend Verboten zurück.
 Wie uns die Alten die Fröhlichkeit neiden!
 Übles nur glaubt zu erspähen ihr Blick!“ —

Knurrt der Sohn. Die Wünsche bohren
In ihm, und sie werden groß.
Er vergißt, was er geschworen,
Sagt sich vom Gehorsam los.
Rasch kann er die Kleider fassen,
Er erhebt sich still — und dann,
Kaum daß er das Haus verlassen,
Läuft er, was er laufen kann.

Grau wirds, als wäre der Mond schon gesunken,
Dunkles Gewölk hat sich vor ihm geballt.
Wind peitscht die Kiefern, als wäre er trunken,
Kaum noch erkennt man den Pfad im Wald.

Doch er nimmt ihn, kühn und heiter,
Mutig schreitet er voran.
Finstrer wird es, er geht weiter,
Erstes Bangen fliegt ihn an.
Doch sein Mut stärkt sich aufs neue.
Dicht und schwarz die Stämme stehn.
Immer öfter plagt ihn Reue,
Nagt die Furcht beim Weitergehn.

Jäh taucht ein Blitz den Himmel in Flammen,
Dumpf in der Ferne ein Donner hallt,
Regengewölk zieht sich drohend zusammen,
Ach, und ein Sturm heult ringsum im Wald.

Er wagt nicht, voranzuschreiten,
Und er traut sich nicht zurück.
Denn der Weg will ihm entgleiten,
Finster wirds vor seinem Blick.
Hilfe sucht er mit dem Auge,
Hilfe ruft er durch den Schrei.
Bittere Tränen weint sein Auge,
Aber keiner kommt vorbei.

Feucht tropfen Blätter hinab in die Stille,
Horch! endlich hört er, wie etwas erhält.
Mondlicht durchdringt die finstere Hülle,
Scharf schrillt ein Pfiff durch den nächtigen Wald.

Holz schleppt dort ein Greis, sein Rücken
 Krümmt sich unter dem Gewicht:
 Klein von Wuchs, mit finstren Blicken,
 Hohn und Bosheit im Gesicht.
 Vor den Alten tritt mit Zagen
 Und voll Furcht der Junge hin,
 Wagt es, ihm sein Leid zu klagen,
 Tief verstört ist noch sein Sinn:

„Tief in den Wald bin ich abends gegangen;
 Regendurchnäßt steh' im Wind ich und frier:
 Väterchen, hilf mir, nach Haus zu gelangen,
 Steh in der Not, ich bitt dich! zu mir.“

„Bursche, sag, wie ist's geschehen,
 Wie geschah die Heldentat:
 Wie ein Kind einherzugehen,
 Achtend nicht auf Weg noch Pfad.
Dieser Weg hier wird dich führen,
 Und er kann dein Heimweg sein.
 Bete, ihn nicht zu verlieren!
 Gehst du fehl, so wirst du mein.“

Lang irrt der Junge, er läuft auf und nieder,
 Hofft noch und bangt und kann nicht mehr fliehn,
 Kehrt, sich verlaufend, zum frühen Fleck wieder.
 Dort harrt geduldig der Alte auf ihn.

„Siehst du, Gott, der Herr des Lebens,
 Zürnt, mein Lieber, sehr mit dir.
 Und nun weinst du — doch vergebens.
 Komm, mein Kind, nun geh mit mir!“
 Folgsam lässt er es geschehen,
 Hat nicht Kraft zu widerstehn.
 Keiner hat sie mehr gesehen.
 Gott nur weiß, wohin sie gehn.

Vögel den nahenden Morgen begrüßen,
 Golden erstrahlt schon der Himmelsrand.
 Über die Täler und Berghöhen fließen
 Läßt nun die Sonne ihr leuchtendes Band.

Neu ein Tagwerk zu beginnen,
Eilt man, die Natur erwacht.
Auch die Mutter — Tränen rinnen —
Flieht den wirren Traum der Nacht,
Sucht, wo mag ihr Sohn nur stecken?
Sucht und ruft und weint und lallt,
Setzt das ganze Dorf in Schrecken,
Mit ihr zieht es in den Wald.

Überall schaun sie, gehn Stunden um Stunden:
Keinerlei Spur, kein Ruf, der erschallt.
Nirgendwo wird, den sie suchen, gefunden,
Unwiederbringlich verschwand er im Wald.

Vielleicht fristet noch ihr Leben
Seine Mutter. Ohne Maß
Ihrem Kummer hingegeben,
Welkt sie wie gemähtes Gras.
Sucht den Sohn, Wahn in den Blicken,
Wald um Wald sie so durchzieht.
Ist's nicht *Hier*, soll Gott es schicken,
Daß sie *Dort* ihn wiedersieht.

Pjotr Wjasemski

A U F E I N S C H I F F

(1819)

Schiff, wohin strebst du, welchem Ufer fliegst du zu?
Des großen Volks Geschick trägst du,
Und wild durchschneidest du die Wellen.
Winkt dir die Stille? Droht dir wilder Stürme Gellen?
Durchquerst du stolz die Zeit, sinkst du zur ew'gen Ruh,
Nachfahr der Fichten, die einst Peters mächtge Hand
Zu Boden warf, wo hell die neue Stadt entstand
Und staunend auf sie fiel des nordischen Beltes Blick?
Der Himmel sende dir ein günstiges Geschick!

Als Spielball der erzürnten Wogen sahn wir dich;
 Zerschmettert war der Mast in der Gewitter Brand,
 Schon türmte sich vor dir des Riffes jähe Wand:
 Dem Anker trauend, mühten deine Schiffer sich —
 Des Muts, des Ruhmes Kinder —, und du hieltest stand.
 Umsonst nicht überwand das Todesriff dein Kiel,
 Dich grüßt das junge Licht, das durch die Wolken blitzt;
 Der dich vor Unheilsstürmen stets geschützt,
 Der unsichtbare Steuermann setzt dir ein hohes Ziel.
 Sechs Meere hältst du unter deiner Macht,
 Halt deinen Feinden stand, du stolzer Herr der Schlacht!
 Dich schirmt der Himmelsbote; doppelköpfig schaut
 Der Aar vom Banner, der den Horst aus Ruhm erbaut.
 Mag er nun ruhn, den wachen Blick ringsum gewandt,
 Mag er beschützen dich auf allen deinen Wegen!
 Geschleudert hast du lang genug des Krieges Brand
 Vom morgendlichen Meer bis an das Abends Land.
 Fahr Friedenssiegen nun auf neuem Kurs entgegen!
 Des Weltalls Segen möge deine Fahrt begleiten!
 Zeig hinterm Horizont uns eine neue Welt!
 Zu jenem Glücksstrand sollst die Schiffer du geleiten,
 Wo kühn die Freiheit herrscht, die ans Gesetz sich hält,
 Sie, welcher immerdar der Völker Träume galten;
 Wo Sklaverei nicht ist, das Klirrn der Ketten schweigt,
 Wo Bürgerglück, damit der Glanz des Herrschers steigt,
 Und Handel, Wissenschaft und Frieden sich entfalten.

Nikolai Gneditsch

R E D E Ü B E R D I E B E S T I M M U N G D E S D I C H T E R S

(Auszüge)

(1821)

[...] Freilich verdienen diejenigen, die sich zusammenschließen, um mit der Waffe in der Hand die Fehde der öffentlichen Ordnung zu besiegen, Ruhmeskränze und das Lob der Mitbürger. Ein nicht geringeres Recht auf solche Dankbarkeit haben aber auch diejenigen waffenlosen Krieger, die sich zu

sammenschließen, um mit der Kraft ihres Geistes den Kampf aufzunehmen gegen Laster, Vorurteil, Unwissenheit und andere unsichtbare, jedoch höchst gefährliche Feinde der Gesellschaft. Doch wenn diese Menschen obendrein ihre Werke wie auch deren Früchte der Allgemeinheit zum Opfer bringen, wenn sie ihre Kräfte anspannen, nicht um irgendeinen Gewinn zu erzielen, vielmehr um Gutes zu tun — wer würde diesen staatsbürgerlichen Wohltätern seine Achtung versagen? Und wenn man gleichzeitig den Ursprung ihrer Tugenden, nämlich Wissenschaft und Bildung erkennt — wie sollte man die Göttlichkeit ihrer Inspiration, die Heiligkeit ihrer Freuden nicht anerkennen? [...] Ich halte es für überflüssig, Ihnen darzulegen, Welch eine Waffe derjenige besitzt, der die Fackel der Wissenschaft zur Hand nimmt, um die Seelen Gleichgesinnter zu erleuchten. Wer sich so erfolgreich wie Sie für die Wissensvermittlung einsetzt, kennt selbstverständlich die Geschichte der Literatur. Und er weiß ebenso, daß ihre Verbreitung ein geistiges Mittel ist, welches mehr als alle anderen zum Ruhm und Glück der Völker beiträgt, zumal in unserer Zeit, da diese Mittel überaus stark vermehrt und beschleunigt wurden. Ebenso schnell, wie die Fackel der heiligen Spiele in der Antike von Hand zu Hand ging, wird heutzutage die Fackel von Kunst und Wissen von Volk zu Volk gereicht. In solcher Zeit kann die Feder des Schriftstellers eine wirksamere Waffe sein als das Schwert in der Hand des Kriegers [...]

Sie, meine Herrschaften, [...] Sie wollen die Aufklärung Ihrer Mitbürger fördern. In der Erkenntnis aber, daß angenehm sein muß, was nützlich sein will, wählten Sie zur Verbreitung Ihrer Absichten die schöne Literatur. Was könnte wichtiger, was heiliger sein als die Verpflichtung, die jeder von uns auf sich nimmt? Jeder von uns ist — oder sollte es wenigstens sein — Autor einer eindrucksvollen Idee oder einer edlen Empfindung, die vielleicht in jugendlichen Seelen tiefen Wurzeln schlagen und die von ihnen Entflammten sozusagen zu Schöpfern menschlicher Moral machen. Ist der Einfluß des Schriftstellers auf den Menschen dergestalt beschaffen, dann gleicht ihm die Wirkung, welche die Literatur auf die Völker ausübt. Mögen sich also die Inspiratoren der Wichtigkeit ihres Vorhabens bewußt sein und es reinen Herzens in Angriff nehmen — wie die Priester, die vor den heiligen Altar der Gottheit treten.

Der Schriftsteller wirkt durch seine Ansichten auf die öffentliche Meinung, und je reicher er begabt ist, um so nachhaltiger ist seine Wirkung. Die öffentliche Meinung beherrscht die Welt. Möge die Feder in der Hand des Schriftstellers dem Zepter eines Königs gleichen — fest, edel, majestatisch! Was seine Feder schreibt, prägt sich den Herzen der Zeitgenossen und Nachkommen ein. Sie ist seine Waffe im Kampf gegen freche Unwissenheit und allmächtiges Laster, mit ihr holt er die Großen der Erde aus ihren stummen Gräbern und stellt sie vor das Gericht der Nachwelt. Wer seine Feder ehrenvoll führen will, muß mehr Mut besitzen

als bei Handhabung des Schwertes. Wenn ein Schriftsteller jedoch seine edle Waffe vor seinen Feinden senkt, wenn er sie mißbraucht, um den Mächtigen zu schmeicheln oder durch anmutige Blumengebinde die Unzucht und das Laster zu verhüllen, wenn er anstelle der edlen Flamme eine zerstörerische Feuersbrunst in den Herzen entzündet und die Nahrung empfindsamer Herzen in Gift verwandelt, dann wird seine Feder zur Mordwaffe! Um die Erinnerung, die der Schriftsteller hinterlassen wird, nicht mit solcherlei schweren Vorwürfen zu belasten, darf er die Liebe zum eigenen Ruhm nicht von jener zum Gemeinwohl trennen. — Möge die stärkste Leidenschaft, die uns beseelt und uns Geist wie Herz inspiriert, die Liebe zur Menschheit sein, jene Liebe, die unwissenden Herzen unbekannt und unerreichbar bleiben wird, jene himmlische Empfindung, welche durch den Wunsch, unsere Umwelt zu beglücken, uns selber glücklicher macht als sie.

Ein Musendiener, der Herzensgüte und einen erhabenen, freien Geist sein eigen nennt, wird in den Wechselpfaden des Lebens niemals Verrat an sich selber begehen, wird vor dem Reichtum nicht katzbuckeln und die Armut nicht fürchten! Die Armut ist eine vorzügliche Lebensschule. Wenn sie den Lebensweg mit harten Dornen bestreut, eröffnet sie dem Menschen auf Schritt und Tritt Erfahrungen und Erkenntnisse, die er aus der Höhe eines Palastes nie zu Gesicht bekommen würde. Auf diesem Wege lernt er die Menschen kennen und lieben, denn er sieht, daß sie größtenteils unglücklich sind. Der Besitzlose ist es gewohnt, alles einzig und allein von sich zu erwarten; dadurch gewinnt er Mut und Seelenstärke, die wichtigsten Eigenschaften edler Geister, Eigenschaften, die den Söhnen des Glückes fremd sind. [...]

Nun zur Sprache. Der Schriftsteller liebt sie über alles. Ist doch die Sprache unserer Väter das stärkste Band, das jede menschliche Gemeinschaft zusammenhält, der Knoten, der uns mit unseren Sitten und Gebräuchen, mit unseren süßesten Erinnerungen verknüpft! Und nichts demütigt ein Volk mehr als die Vernachlässigung, die seine Sprache um einer ausländischen willen erfährt. Möge jeder, der sich für die Aufklärung einsetzt, gegen dieses Übel zu Felde ziehen! Möge er seine Stimme unablässig in Poesie und Prosa erschallen lassen! Möge er seine Feder in die Galle der Empörung tauchen und mit aller Wortgewalt seine Sprache ebenso verteidigen wie Recht und Gesetz, wie seine Freiheit, sein Glück und seinen Ruhm!

Ruhm!... Vor Menschen, deren Herzen beim bloßen Klang dieses Wortes höher schlagen, brauche ich nicht zu sagen, daß der Schriftsteller den Ruhm liebt! Welches edle Herz würde ihn nicht lieben? Aber betrügen wir uns nicht, verwechseln wir die Begriffe ‚bekannt‘ und ‚berühmt‘ nicht miteinander, erkennen wir den Unterschied zwischen Tagesberühmtheit und Nachweltruhm![...] Wenn der Schriftsteller wünscht, daß sein Name die

Jahrhunderte und die Völker überlebt, dann weihe er seine Feder Gegenständen, die in allen Jahrhunderten, bei allen Völkern Geist und Herz stets und ständig nähren, dann schreibe er nicht für den Menschen, sondern für die Menschheit! Plato und Homer, Shakespeare und Dante, Racine und Schiller — in welche neuen Farben und Formen sich die literarische Kunst auch kleidete — werden stets dem Geist, der Phantasie und dem Gefühl Nahrung geben.

Und in der Tat, außer der Liebe, der einzigen Leidenschaft, welche die Poeten unserer Epoche geradezu enthusiastisch besingen, welche aber durch die Macht und die Kultur unseres schönen Geschlechts stärker entflammt und erhoben wird, als es ein Dichter vermochte, — außer dieser Liebe gibt es doch wohl im menschlichen Herzen nichts, das edler, unentbehrlicher für sein Wohlbefinden sein könnte. Erhabene Gedanken, feurige Inspirationen, heiliges Selbstopfer zum Wohle der Menschen — ihr, die ihr den Gedanken und Taten derer, die das Gute lieben, euren Stempel aufprägt und irdische Wesen in himmlische verwandelt — wo seid ihr? Finden sie in unserem Herzen etwa keine Nahrung mehr? Hat unser Herz diese Grundprinzipien der Gesellschaft vernichtet, die Verbindungen zu ihnen zerrissen? Der Mensch kümmert sich anscheinend um nichts mehr, lässt sich von nichts mehr röhren außer der einen Empfindung, der einen toten Leidenschaft, die ihn wie eine kalte Mauer von der Gesellschaft Gleichgesinnter trennt. [...]

Fort mit dieser Idee, welche der Vernunft unwürdig ist! Unter der Herrschaft des Entsetzens, in jenen Tagen, als der christliche Glaube gesetzlich verboten wurde und Gottlosigkeit im Volke herrschte, besang Delille auf den Trümmern der Altäre das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele. — Das sind Heldentaten eines Schriftstellers! Edle Leidenschaften, erhabene Gefühle, Liebe zu Glauben und Vaterland, zu Wahrheit und Tugend zu wecken, zu inspirieren und zu entflammen — das ist seine Aufgabe in einer Zeit, da die besten Eigenschaften der Seele dem Egoismus oder dem sogenannten nüchternen Verstand geopfert werden, da eben dieser Verstand das Herz veröden lässt, da die Niedertracht alles erstickt, was das Leben erhebt. In solcher Zeit ist es notwendiger, die Würde des Menschen übermäßig hervorzuheben als herabzuwürdigen, ist es besser, jenen antiken Bildhauern nachzueifern, die übermenschlich edle, majestätische Gestalten schufen, als die Poesie zu einer Circe zu machen, welche die Gefährten des Odysseus in Schweine verwandelte. [...]

Keiner träume von Ruhm, ohne daß seine Ideen — auch in seinen geistvollsten Werken — jenem edlen Ziel dienen, für das Literatur und Wissenschaft prädestiniert sind. — Mögen unsere Anstrengungen, meine Herrschaften, ausschließlich auf dieses Ziel gerichtet sein. Gleichgültig, ob wir der Welt ein Schauspiel friedlicher Tugend oder heroischer Kampfeskraft geben, stets wollen wir durch den Zauber der Poesie die Zärtlichkeit der Liebe, den Trost der Freundschaft und die Heiligkeit des

Unglücks preisen! Dergestalt wird aus unseren Werken zwar nicht immer eine glänzende Begabung, wohl aber die gute Absicht sprechen; dergestalt werden Sie als *Wohltäter in Wort und Tat* herrliche Zeugnisse jener Segnungen hinterlassen, welche die Wissenschaft seit jeher über die Völker ausgießt. Auch Ihre Hoffnung auf das Gedächtnis der Nachwelt wird Sie nicht enttäuschen. Der Einzelmensch kann vielleicht ungerecht sein; das Menschengeschlecht ist es niemals.

Kondrati Rylejew

A N E I N E N G Ü N S T L I N G

(1820)

Hochmütiger Günstling, tückischer, gemeiner Heuchler,
 Des Zaren undankbarer Freund, verschlagner Schmeichler,
 Des Landes rasender Tyrann, dem es gelang
 Durch List nur, zu erklettern seinen hohen Rang!
 Du wagst, mir deinen Zorn, Verachtung gar zu zeigen,
 Statt schuldbewußt und mit Respekt vor mir zu schweigen!
 Dein Lob jedoch wär mir genauso widerlich.
 Froh wäre ich, du kümmertest dich nicht um mich.
 Doch meinetwegen magst du weiter Unsinn schwätzen,
 Darüber lache ich, du kannst mich nicht verletzen.
 Ich schau auf dich herab, stolz, mit Verachtung nur,
 Ist auch in mir von Hochmut sonst nicht eine Spur.
 Was können Würden, Rang und Ruhm mir schon bedeuten,
 Wenn nichts als eitle Machtgier Tun und Denken leiten?
 Nein! Lieber leb ich einfach, arm und unbekannt,
 Als daß ich eines Tags ein Schurke werd genannt,
 Als Angeklagter gar noch vor Gericht muß stehen,
 Ehrsame Bürger mich als Lotterbuben schmähen.
 Fürwahr, was nützen mir all meine Titel dann,
 Wenn ich mich keiner einzigen Tugend rühmen kann!
 Der Tugendhafte nur ist würdig wahrer Ehren,
 Nicht Rang noch Herkunft, wenn's auch die von Königen wären.
 Wird Cicero ob seines Konsul-Amts geehrt?
 Als Retter Roms vor Catilina ist er's wert!
 Ach, wenn auch wir einmal solch einen Fürsprech hätten,

Der es vermöchte, aus dem Elend uns zu retten!
 Tyrannen, hütet euch, wenn solch ein Königsfeind
 Wie Brutus, Cassius oder Cato uns erscheint!
 Solch einem edlen Mann, der uns von euch befreit,
 Säng ich zum Ruhm ein Lied in tiefster Dankbarkeit.
 Du Heuchler aber, wenn du hoffst, daß deine Sünden
 Verborgen bleiben könnten, keinen Rächer finden,
 Dann irrst du dich und ahnst nicht, daß im ganzen Land
 All deine Missetaten längst schon sind bekannt.
 Mit List und Tücke machst du sie nicht ungeschehen.
 Das Volk weiß, wer du bist, da läßt sich nichts verdrehen!
 Das Volk, das du durch Zins und Fron hast arm gemacht,
 In dessen Wohnstätten du Elend nur gebracht,
 Das Volk, das du in seinen kargen Freiheitsrechten
 Willkürlich noch bekürzt hast, um es ganz zu knechten,
 Hält es Gericht, dann — glaube mir! — ist's fürchterlich.
 Es rast und fegt hinweg die Tyrannei und — dich!
 Sollt — ungerecht wie oft — das Schicksal dich bewahren
 Und Schurken deiner Art verdienten Tod ersparen,
 Als Schandfleck gehst du nur in die Geschichte ein,
 In Ewigkeit verflucht wird dann dein Name sein!

S O L L I C H D E S M E N S C H E N W Ü R D E S C H Ä N D E N

(1824-1825)

Soll ich des Menschen Würde schänden
 In dieser schicksalsschwangren Zeit,
 Als feiger Wicht verweichlicht enden,
 Entartet, wie ihr's längst schon seid? —
 Nein! Ich verschwende nicht mein Leben
 In Wollust nur und Müßiggang!
 Mein heißes Herz kann sich dem Zwang
 Der Selbstherrschaft nicht stumm ergeben!
 Tobt ihr euch aus in eitlen Lüsten,
 Sorgt euch um euer Schicksal nicht,
 Statt euch zum Freiheitskampf zu rüsten,
 Was heut der Jugend höchste Pflicht!
 Schaut nur hochmütig und verrucht
 Herab auf all die Schmach und Schande,

Die lasten auf dem Vaterlande!
 Doch wißt, daß euch das Volk verflucht,
 Wenn es den Fesseln sich entwindet,
 Nach Freiheit wie Riego schreit,
 Doch keinen Brutus weit und breit,
 Nur euch in Lotterbetten findet!

Alexander Gribojedow

V E R S T A N D S C H A F F T L E I D E N
 Komödie

(Auszüge)

(1823)

II. Aufzug

5. Auftritt

Famussow: [...] Und überhaupt — was kann sich mit dem Glanz von Moskau messen? Sagen Sie doch, bitte!

Skalosub: Ja, es ist eine riesige Distanz.

Famussow: Der feine Ton, die auserlesne Sitte,
 Das ist's! Von alters her ist's festgesetzt,
 Daß nach den Eltern man die Söhne schätzt!
 Erbt einer mal zweitausend Seelen,
 Dann — hätt er sonst auch gar nichts los —
 Kann's ihm als Freiersmann nicht fehlen.
 Den andern aber, tu er noch so groß
 Mit sogenannten Geistesgaben,
 Will nirgends man zum Schwiegersohne haben.
 Hier ist der alte Adel noch was wert!
 Und ist es das allein? Wer hätte nicht gehört
 Von unsrer Gastfreundschaft? Gebeten, ungebeten —
 Weit offen steht die Tür für jeden.
 Besonders wird der Fremde hoch geschätzt,
 Und mag man noch so schlecht von einem reden,
 Er wird trotzdem an unsern Tisch gesetzt.
 Wir Moskowiter sind vom Kopf bis zu den Sohlen

Ein ganz besonderer Menschienschlag.
Sehn Sie die Jugend bloß: man schilt sie Tag für Tag,
Dies ist nicht recht und das. Doch jeder denkt verstohlen:
,Du lieber Gott! Es war zu unsrer Zeit
Der Fünfzehnjährige lang nicht so gescheit!’
Und unsre alten Herrn? Wenn sie politisieren
Und über wichtige Fragen debattieren —
Da geht’s hoch her, ein jedes Wort ein Schwert!
Und der Regierung wird zu Leib gegangen —
Sie können’s ja, — daß man mit Angst und Bangen
Sich fragt: ’Wenn das ein Unberufner hört?!’
Nicht etwa, daß sie Umsturzpläne hegen —
Da sei Gott vor! Es geht der ganze Streit
Um irgendeine Kleinigkeit —
Man schreit und lärmst und keiner weiß, weswegen!
Und kommt man nicht mehr weiter, macht man Schluß.
Die richtgen Kanzler sind’s im Ruhestande!
Noch sind wir nicht so weit, doch wenn’s im Lande
Zu etwas kommt, weil’s einmal kommen muß,
Dann machen sie uns keine Schande,
Dann sind sie allesamt dabei!
Ach, und die Damen erst! Wenn zu Gericht sie sitzen,
Da muß der arme Sünder schwitzen,
Und keine Macht der Erde spricht ihn frei.
Wenn sie beim Kartenspiel zum Aufruhr sich erheben,
Bangt jeder für sein teures Leben —
Ich selber hab ja eine Frau gehabt!
Laßt sie Armeen kommandieren,
Im hohen Staatsrat präsidieren —
Ihr werdet staunend sehn, wie glänzend alles klappt!
Irina Wlasowna! Lukerja Alexejewna!
Tatjana Jurjewna! Pulcheria Andrejewna!
Und nun die Töchter gar! Man sieht sie und ist stumm.
Das stärkste Lob ist immer noch zu wenig.
Selbst Seine Majestät der Preußenkönig
War ganz entzückt. Und fragten Sie: Warum
Hat Moskaus Damenwelt so glänzend abgeschnitten?
Nicht den Gesichtern galt das Lob — den feinen Sitten!
Kann jemand wohlerzogner sein?
In Taft und Samt und dünne Seiden
Verstehn sie sich ganz allerliebst zu kleiden,
Und ihre Stimmen tönen süß und fein,
Wenn sie französische Romanzen singen.

Auch wenn sie reden, muß es lieblich klingen.
 Man spricht nicht so, wie Hans und Grete spricht:
 Bei jedem Wort verzieht man das Gesicht.
 Aus tiefstem patriotischem Empfinden
 Schwärmt man natürlich auch fürs Militär ...
 Ja, lieber Freund, es wird sich schwer
 Noch eine Residenz wie Moskau finden.

Skalosub: Der Brand, so find ich, hat sie sehr verschönt.

Famussow: Ach, lassen Sie! Es wird genug gestöhnt.
 Seitdem hat alles, Straßen, Trottoire
 Und Häuser, ganz veränderte Gestalt.

Tschazki: Die Häuser neu, die Vorurteile alt.

Sein Sie getrost — es ändern weder Jahre
 Noch Brand, noch Moden jemals was daran.

Famussow(zu Tschazki): Verehrtester! Du fängst schon wieder an?

(zu Skalosub) :Entschuldigen Sie, ich hatte angenommen,

Die Herren kennen sich von früher schon.
 Hier — Tschazki, meines alten Freundes Sohn,
 Soeben von der Reise heimgekommen.

Im Staatsdienst ist er nicht; er hält nicht viel davon,
 Mit Unrecht, denn mit seinen Geistesgaben
 Könnt er die glänzendste Karriere haben.
 Er ist ein heller Kopf, schreibt einen prächtgen Stil,
 Und darum ist es lebhaft zu bedauern —

Tschazki: Gibt es nicht andre noch, um die Sie trauern?

Mir wird sogar Ihr Lob zuviel.

Famussow: Zum Richter magst du, wen du willst, bestellen,
 Ein jeder wird das gleiche Urteil fällen.

Tschazki: Wer übt denn dieses Richteramt?

Kahlköpfe, die vor alten Zeitungsblättern,
 Aus denen ihre ganze Weisheit stammt,
 Wild gegen jede freie Regung wettern.
 Aufs Nögeln einzig nur erpicht,
 Singt man das alte Lied uns immer —
 Und an sich selber merkt man's nicht:
 Je älter, desto schlimmer.

Wo sind die Großen, wo in aller Welt,
 Die man als Vorbild uns vor Augen stellt?
 Ist's etwa jener, den Sie oft mir nannten,
 Der sich ein Riesenkapital
 Im Staatsdienst nach und nach zusammenstahl
 Und der es nur den gräflichen Verwandten
 Verdankt, wenn das Gericht ihn nicht erfaßt?

Nun röhmt ganz Moskau seine Feste,
 Bis in den Morgen wird gepräßt,
 Und jeden Abend kommen neue Gäste.
 Doch keiner fragt aus der Schmarotzer Schar,
 Was der verehrte Hausherr früher war!
 Wer wagt es, auf den Busch zu klopfen?
 Man ist zu feig und ist zu faul!
 In Moskau läßt das frechste Lästermaul
 Sich durch ein gutes Abendessen stopfen.
 Dann war noch einer da — der Schutzpatron
 Vornehmer Lumpen — mit den Dienerscharen,
 Die Tag und Nacht in harter Fron
 Auf des Gebieters Wohl bedacht nur waren.
 Sie haben an die hundert Mal gerettet
 Ihm Ehr und Leben bei Gelag und Schlägereien,
 Und hat er sie auf Gold dafür gebettet?
 Die Besten tauscht er um ein Windspiel ein!
 Und jener, der die Mägdelein und Knaben
 Aus ihrer Mütter Armen reißen ließ,
 Um Personal für sein Ballett zu haben,
 Das alle Welt begeistert pries!
 Nur seine Gläubiger vergaß er einzuladen,
 Und sie vernichteten sein Glück:
 Die Nymphen, Elfen und Najaden
 Hat man versteigert, Stück für Stück!
 Das nennt man hier ‚Ergraut‘ in Ehren'
 Das soll nun unser Vorbild sein,
 Das will uns richten und belehren! [...]

Alexander Puschkin

A N T S C H A A D A J E W

(1818)

Nicht lange täuschten uns die Wonnen
 Der Hoffnung einer bessern Zeit:
 Die Jugendstürme sind zerronnen
 Wie Rauch, wie Nebel windzerstreut!
 Doch schlägt uns auch manch tiefe Wunde

Die Willkür der Despotenmacht —
 Wir stehn getreulich auf der Wacht
 Des Vaterlands im Brüderbunde;
 Wir harren nur der Siegeskunde,
 Daß uns der Freiheit Frührot lacht —
 So harrt ein Jüngling, liebentfacht,
 Der süßen Wiedersehensstunde.
 Uns lockt der Ehre Himmelsschein,
 Der Freiheitsdrang reißt uns von hinten —
 Laßt uns dem Vaterlande weihn
 All unser Streben, unser Sinnen!
 Freund, sei getrost: bald wirst du sehn
 Das Volk erwacht beim Lenzeswehn,
 Und auf des Thrones morschen Trümmern
 Wird unser Name leuchtend stehn!

D A S D O R F

(1819)

Einsamer Winkel mir, sei tausendmal begrüßt,
 Dem Genius Zufluchtsstatt, der Arbeit und dem Frieden,
 Wo meiner Tage Strom unsichtbar-selig fließt,
 Vom Lärm der großen Welt gemieden.
 Dein bin ich nun: ich floh die lasterhafte Pracht
 Des üpp'gen Fürstenhofs, um Höh'res zu gewinnen —
 Der Felder wogend Gold, des Waldes grüne Tracht,
 Den freien Müßiggang, so hold dem ernsten Sinnen.
 Dein bin ich! Täglich bannt mich neu
 Des Gartens blütenreiches Düster,
 Tief im Gebüscht versteckt der Quelle leis' Geflüster,
 Der saft'ge Wiesenhang mit seinem duft'gen Heu.
 Bewegte Bilder kann das Auge ständig schauen:
 Wie dort die beiden Seen durchs grüne Ufer blauen!
 Ein Fischersegel blitzt hell auf von Zeit zu Zeit.
 Am feuchten Strande siehst du Rinderherden schweifen,
 Dahinter Hügel, Felderstreifen,
 Und Bauernhütten, durch die Ebene verstreut,
 Windmühlen, Scheuern, drin sich goldne Garben häufen —
 Von Fleiß zeugt alles und Zufriedenheit.
 Der eiteln Fesseln frei, lern' ich hier still verborgen
 Des Daseins Seligkeit nur in der Wahrheit sehn,

Mit freiem Geist vor dem Gesetz anbetend stehn,
 Um mich um das Gemurr des blöden Volks nicht sorgen,
 Begegnen teilnahmsvoll der Armut fleh'ndem Blick
 Und nicht beneiden das Geschick
 Des Bösewichts und Narrn in falscher Purpurhülle...
 Orakel großer Zeit! Euch lausch' ich bebend hier,
 In dieser feierlichen Stille
 Tönt lauter eure Stimme mir.
 Wie sie aus träumerischem Schwanken
 Empor die müde Seele reißt!
 Und neue schaffende Gedanken
 Erwachen im bewegten Geist!

Doch ein Gedanke füllt die Seele hier mit Grauen:
 Inmitten dieser schönen Welt
 Muß schmerzlich jeden Tag der Freund der Menschheit schauen,
 Wie stumpfe Barbarei das Volk in Fesseln hält.
 Für Klagen taub und blind für Tränen,
 Der Menschheit zum Verderb begünstigt vom Geschick,
 Legt ein Geschlecht von Herrn, die jedes Recht verhöhnen,
 Sein Joch erbarmungslos dem Landmann aufs Genick.
 Nichts ist dem Sklaven mehr als Eigentum geblieben!
 Es raubte der Tyrann ihm Arbeit, Zeit und Land,
 Er keucht in harter Fron, an fremden Pflug gespannt,
 Von Geißelschlägen angetrieben,
 Es kann von ihrer Last sie nur der Tod befrein!
 Des Herzens Wünsche muß das Mädchen unterdrücken,
 Denn ihre Schönheit soll allein
 Den Herrn zu hemmungsloser Lust entzücken.
 Es wird der junge Sohn entführt dem Elternpaar,
 Dem er in Haus und Feld ein treuer Helfer war:
 Er wird verdammt, am Hof des Herren zu vermehren
 Des zitternden Gesinds freudlose Sklavenschar!
 O warum kann mein Wort die Herzen nicht empören?
 Warum muß diese Glut in mir vergeblich glühn?
 Und warum ward mir nicht Beredsamkeit verliehn?
 Seh' ich einst frei mein Volk? Wann lösen sich die Bande
 Der schnöden Sklaverei, weil es der Zar gebot?
 Wann endlich steigt empor ob meinem Vaterlande
 Der wahren Freiheit schönes Morgenrot?

E R L O S C H E N S I N D D E S T A G E S
G L U T E N

(1820)

Erloschen sind des Tages Gluten
 Im Abendnebel schwand der blaue Meeresplan ...
 Gehorsam Segel, rausche ob den Fluten,
 Erbrande unter mir, du finstrer Ozean!
 Die ferne Küste schwebt vor meinen Blicken,
 Der Mittagslande zaubrisches Gebiet.
 O wie mein Herz der Sehnsucht Weh durchzieht
 Und der Erinnerung Entzücken!
 Die Träne keimt im Blick; ich seh' manch trautes Bild
 Im Geist verjüngt vor mir erstehen —
 Vor Wehmut will die Seele mir vergehen! ...
 Der Zeit gedenk ich', da die Liebe, sinnlos wild,
 Mit Wonne mich durchflammt und Schmerzensglutēn
 Und manche Hoffnung mich getäuscht als Wahn ...
 Gehorsam Segel, rausche ob den Fluten,
 Erbrande unter mir, du finstrer Ozean!
 Flieg hin, mein Schiff, auf trügerischem Pfade
 Der grausen Meeresbahn zu fernem Strand.
 Doch meide jenes traurige Gestade,
 Mein nebeltrübes Heimatland,
 Wo ich zum erstenmal empfand
 Die Glut der Leidenschaft im tiefsten Busen,
 Wo mir geheime Gunst geschenkt die Musen,
 Wo mir verblüht der Jugend Rosenzeit
 Und frühen Tod im Lebenssturm gefunden;
 Wo, leichtbeschwingt, der Freude Traum geschwunden
 Und starrem Weh mein kaltes Herz geweiht ...
 Zu neuem Leben wandt' ich mich entschlossen
 Und floh die Heimat, floh für immerdar
 Der Festgelage jubelnde Genossen,
 Der flüchtigen Jugend flüchtige Freundesschar.
 Auch ihr, verstohlner Lüste Frönerinnen,
 Ihr, denen ohne Liebe Tag und Nacht
 Ruh', Freiheit, Ruhm und all mein Streben, Sinnen
 Zum Opfer ich im Fieberwahn gebracht —
 Vergessen seid ihr ... Doch die Liebesgluten
 Der Herzenswunden sind kein Fieberwahn!...
 Gehorsam Segel, rausche ob den Fluten,
 Erbrande unter mir, du finstrer Ozean!

A N D A S M E E R

(1824)

Lebt wohl, ihr fessellosen Fluten!
 Zum letzten Male vor mir rollt
 In träumerischen Sonnengluten
 Der stolzen Wogen Blau und Gold.

Gleich eines Freundes letztem Lauschen,
 Gleich seinem Abschiedsgruß am Tor
 Grüßt mich dein wehmütiges Rauschen,
 Dein leiser, nachdenklicher Chor.

Der Seele sehnsüchtige Grenze!
 Wie oft irrt' ich an deinem Strand
 Im Wehen jugendlicher Lenze,
 In schöpferischen Traum gebannt.

Wie liebt' ich dein erwidernd Hallen,
 Der Ferne Ruf, des Abgrunds Schrei,
 Die Stille abendlicher Weih',
 Dein jahes eigenwill'ges Wallen.

Kühn gleitet durch das Gischtgewühl
 Der Fischer demütige Flotte,
 Beschützt von deiner Laune Spiel—
 Du schüttelst dich im grimmen Spotte,
 Und hilflos kentert Kiel auf Kiel!

Ich konnte nicht das Ufer meiden,
 Ob müd auch seiner starren Wucht,
 In deiner Herrlichkeit mich weiden,
 Und nicht durch deine Grate schneiden,
 Auf einer dichterischen Flucht.

Du riebst, du harrest ... Nicht gelungen
 Ist mir, zu lösen, was mich band:
 Von einer Leidenschaft bezwungen,
 Blieb ich am seelos starren Strand.

Mich dauert's nicht. Von dieser Küste
 Wo ginge hin die frohe Fahrt?
 Ein einziges in deiner Wüste
 Sich mir als Wegziel offenbart.

Ein Fels, das Grabmal eines Ruhmes,
 Sah einer andern Insel Sohn,
 Gedenkend seines Heldenhumes,
 Erlöschen: dich, Napoleon.

Dort starb er leidend, ein Verwaister ...
 Und wie ein Wirbelsturm entfloß
 Nach ihm ein ander Herr der Geister,
 Ein Genius, verbrennend loh.

Die Freiheit klagt um ihren Ritter:
 Den Lorbeer ließ er dieser Welt,
 Rausch, freies Meer, im Sturmgewitter,
 Dein Sänger war der Dichterheld.

Von deinem Atem war geküßt er,
 Aus deinem Geist war er erwacht:
 Wie du — gewaltig, tief und düster,
 Wie du — voll unbändiger Macht.

Leer ward die Welt ... Von Schicksalswalten
 Sind nirgendwo die Menschen frei,
 Woher auch deine Rufe schallten —
 Dort, wo das Wohl blüht, Wache halten
 Aufklärung oder Tyrannie.

So leb denn wohl, o Meer! Begleiten
 Wird mich dein feierliches Bild,
 Dein Rauschen lang in andern Breiten
 Ertönen mir, bald weich, bald wild.

In Wälder und in stumme Wüsten
 Nehm' mit, erfüllt von Laut und Schaun,
 Ich deine Felsen, deine Küsten,
 Den Glanz, die Schatten, das Geraun.

B A C C H A N T I S C H E S L I E D

(1825)

Warum schweigt der frohe Gesang?
 Des Bacchus Gesang soll nicht schweigen!
 Es lebe der liebliche Reigen
 Der zärtlichen Frauen! Den Schönen sei Dank!
 Die Gläser gefüllt bis zum Rande!
 In funkeln Wein
 Werft die Ringe hinein,
 Dem Glück und der Zukunft zum Pfande!
 Den Musen zur Ehre erhebt die Pokale,
 Die Schönheit und Freiheit des Geistes erstrahle!
 Die heilige Sonne steigt auf!
 Wie Funzeln im Frühlicht verblassen,
 Ertrinkend im glühenden Lauf,
 So werden auch Phrasen und Talmigeist blassen
 Im Leuchten des Geistes! Das Dunkel zerbricht!
 Die Sonne, sie lebe! Es lebe das Licht!

W I N T E R A B E N D

(1825)

Schneesturm hat der Sterne Funkeln
 Ganz in Finsternis gehüllt,
 Wimmert wie ein Kind im Dunkeln,
 Heult gar wie ein Wolf und brüllt,
 Zaust das morsche Strohdach kreischend,
 Pocht an Tür und Fenster an,
 Lärmt und poltert, Einlaß heischend,
 Wie ein nächtiger Wandersmann.

Unsre Hütte ist so trübe,
 Sieht wie wir so traurig aus!
 Babuschka, horch nicht, du liebe,
 Länger in die Nacht hinaus!
 Ach, der Sturm will nicht verstummen,
 Und das kleine Spinnrad spinnt ...
 Bist schon müd von seinem Summen,
 Schläfrig schon vom ewigen Wind.

Babuschka, komm laß uns trinken!
 Tröstung braucht mein junges Herz!
 Lassen wir im Wein versinken
 Unsern Kummer, unsern Schmerz!
 Sing das Lied mir von der Meise
 Fern am Meerestrande, sing
 Von der Jungfrau mir die Weise,
 Die zum Brunnen morgens ging.

Schneesturm hat der Sterne Funkeln
 Ganz in Finsternis gehüllt,
 Wimmert wie ein Kind im Dunkeln,
 Heult gar wie ein Wolf und brüllt.
 Babuschka, komm laß uns trinken,
 Unser Kummer, unsre Pein
 Wird vergehn, im Wein versinken,
 Fröhlich werden wir dann sein.

D E R P R O P H E T

(1826)

Getrieben von des Geistes Gier,
 Darbt' ich in Wüsten, als sich neigte
 Ein sechsflüglicher Seraph mir,
 Wo sich der Weg zum Kreuz verzweigte.
 Und seines Fingers Lichtgebild
 Berührte meine Augen mild:
 Und Seheraugen, furchtlos-wahre,
 Erwachten wie erschreckte Aare,
 Und in mein Ohr sein Finger drang,
 Und es erfüllte Schall und Klang:
 Und ich vernahm des Himmels Beben.
 Der Engel sternumwehten Flug,
 Des Meergetiers verborgnen Zug,
 Das Tasten erdennaher Reben.
 Und er griff tief in meinen Schlund
 Und riß die Zunge aus dem Mund,
 Die eitle, sündhafte und bange,
 Und durch erstarrter Lippen Rand

Stieß seine blutbespritzte Hand
 Den weisen Stachel ein der Schlange.
 Und meine Brust sein Schwert durchstob,
 Und ihr mein bebend Herz entrang er,
 Und in die offene Wunde schob
 Er eine Kohle, flammenschwanger.
 Ich lag im Wüstensand wie tot,
 Und Gottes Stimme mir gebot:
 „Steh auf, Prophet, und sieh und höre,
 Verkünde mich von Ort zu Ort.
 Und wandernd über Land und Meere,
 Die Herzen brenn mit deinem Wort.“

I C H L I E B T E S I E ...

(1829)

Ich liebte Sie: vielleicht ist dieses Feuer
 In meinem Herzen noch nicht ganz verglüht;
 Doch Ihre Ruh ist mir vor allem teuer;
 Durch nichts betrüben will ich Ihr Gemüt.
 Ich liebte Sie, stumm, hoffnungslos und schmerzlich,
 In aller Qual, die solche Liebe gibt;
 Ich liebte Sie so wahrhaft und so herzlich,
 Gott geb, daß Sie ein anderer je so liebt.

Ü B E R D I E P R O S A

(1822)

D'Alembert sagte einmal zu Laharpe: Preisen Sie mir Buffon nicht; dieser Mann schreibt: „Die edelste aller Erwerbungen des Menschen ist dieses stolze, leidenschaftliche Tier“ usw. — Warum es nicht einfach sagen: das Pferd? — Laharpe wundert sich über die trockene Auffassung des Philosophen — aber d'Alembert war ein sehr kluger Mann, und, ich gestehe, ich bin mit seiner Meinung fast einverstanden. [...]

Ich lese den Bericht irgendeines Theaterliebhabers: „Diese junge Schutzbefohlene der Thalia und der Melpomene, reichbeschenkt von Apoll ...“ Mein Gott, so setz doch einfach „diese junge, tüchtige Schauspielerin“ hin

und fahre fort — und sei überzeugt, daß niemand deine Redensarten bemerken und dir Dank sagen wird. [...]

Bestimmtheit und Kürze, das sind die vornehmsten Eigenschaften der Prosa. — Sie verlangt Gedanken und nochmals Gedanken — glänzende Ausdrücke dienen zu nichts. [...]

Ü B E R D I E V O L K S T Ü M L I C H K E I T I N D E R L I T E R A T U R

(1826)

Seit einiger Zeit ist es bei uns zur Gewohnheit geworden, von Volkstümlichkeit zu sprechen und sich über Mangel an Volkstümlichkeit zu beklagen, aber niemand denkt daran zu definieren, was er unter dem Worte *Volkstümlichkeit* versteht.

Einer unserer Kritiker meint, scheint mir, daß die Volkstümlichkeit in der Wahl der Vorwürfe aus der vaterländischen Geschichte bestehe. Andere sehen die Volkstümlichkeit in Worten, Wendungen, Ausdrücken, das heißt, sie freuen sich darüber, daß man russisch sprechend russische Ausdrücke gebraucht...

Volkstümlichkeit bei einem Schriftsteller ist ein Vorzug, der nur von seinen Landsleuten geschätzt werden kann: für andere existiert sie entweder nicht oder kann sogar als Fehler erscheinen. Der gelehrte Deutsche ist über die Höflichkeit der Helden bei Racine empört; der Franzose lacht, wenn er bei Calderon Coriolan seinen Gegner zum Zweikampf fordern sieht usw. Alles das jedoch trägt den Stempel der Volkstümlichkeit.

Das Klima, die Lebensart, der Glaube geben jedem Volk seine besondere Physiognomie, welche sich mehr oder weniger auch in der Dichtung spiegelt.

Es gibt eine Art des Denkens und des Fühlens, eine Unmenge Sitten, Aberglauben und Gewohnheiten, die ausschließlich einem Volk angehören.

B O R I S G O D U N O W
H i s t o r i s c h e T r a g ö d i e
(1825)

(Auszug: Monolog des Boris)

II. Aufzug

1. Szene

Der Palast des Zaren
Zwei Höflinge

Erster: Wo ist der Zar?

Zweiter: Mit einem Astrologen

Hat er im Schlafgemach sich eingeschlossen.

Erster: Mit Hexenmeistern, Träumedeutern, Hexen

Pflegt er am liebsten Umgang. Wie ein Mädchen

Läßt er sich prophezein. Gern möcht' ich kennen

Die Fragen, welche er der Zukunft stellt.

Zweiter: Da kommt er selbst — willst du vielleicht ihn fragen?

Erster: Wie ernst und düster blicken seine Augen!

(Gehen ab.)

Der Zar tritt auf.

Der Zar: So hab' ich denn die höchste Macht erreicht,
Das sechste Jahr schon herrsche ich in Frieden —
Doch meine Seele kennt kein Glück. Ganz so
Verlieben wir uns in der Jugend, schmachten
Nach Liebeslust — doch ist des Herzens Durst
Gestillt im augenblicklichen Genusse,
So quält uns Überdruß und Langeweile...
Umsonst verheißen mir die Astrologen
Ein langes Leben, ungetrübte Macht —
Das Leben und die Macht erfreut mich nicht:
Des Himmels Donner ahn' ich, ahne Leiden!...
Mich flieht das Glück. Ich wähnte meinem Volk
Zufriedenheit und Ehre zu verleihen,
Durch Güte seine Liebe zu gewinnen —
Doch diese eitle Mühe gab ich auf:
Der lebende Beherrscher wird gehaßt,

Der tote ist nur seines Volkes Abgott.
Wie töricht sind wir, wenn des Pöbels Beifall
Und grollend Murren unser Herz erregt!
Gott schickte eine Hungersnot ins Land,
Es jammerte das Volk, verging in Qualen —
Ich öffnete die Speicher, ich verteilte
Geld unter sie, ich schaffte ihnen Arbeit:
Sie aber rasten und verfluchten mich!
Des Feuers Gier verzehrte ihre Häuser —
Ich baute ihnen neue Wohnungen:
Sie aber zeihten mich der Schuld am Brande!
So ist das Volk, erwirb dir seine Liebe! —
Ich suchte Trost in dem Familienkreise:
Der Tochter Glück wollt' ich im Eh'stand gründen —
Da rafft den Bräutigam der Tod hinweg.
Und wiederum verleumdet das Gerücht:
Gibt mir die Schuld am Witwenstand der Tochter —
Ich schuld daran, ich unglücksel'ger Vater!
Wer immer stirbt — ich bin der Meuchelmörder!
Boris beschleunigte Feodors Tod,
Boris vergiftete die Zarin-Schwester,
Die demutsvolle Nonne — alles er!
Ach, tief empfind' ich's: Nichts gewährt uns, nichts
Beruhigung im Drangsal dieser Welt,
Als unser eignes ruhiges Gewissen:
Ist's rein, so triumphiert es über Haß
Und über der Verleumdung dunkle Waffen.
Doch haftet nur ein einz'ger Flecken dran,
Ein kleiner Flecken, den der Zufall zeugte —
Dann wehe uns: wie glüher Pesthauch zieht's
Durch unsre Seele, Gift erfüllt das Herz,
Der Vorwurf dröhnt wie Hammerschlag ins Ohr,
Die Seele bangt, es braust und kreist im Kopfe,
Die Augen sehen blutige Kinderleichen ...
Man möchte fliehn, doch ach! Wohin? — Entsetzlich!
Unselig der, den das Gewissen quält!

E U G E N O N E G I N
R o m a n i n V e r s e n

(Auszug aus dem 3.Kapitel)

(1823-1831; 1833)

T A T J A N E N S B R I E F A N O N E G I N

(1824)

„Ich bin so kühn, an Sie zu schreiben —
 Ach, braucht es mehr als dies allein ?
 Nun wird gewiß — was soll mir bleiben? —
 Verachtung meine Strafe sein !
 Doch wenn, wo Angst und Qual mich treiben,
 Ein Fünkchen Mitleid für mich spricht —
 O dann verwerfen Sie mich nicht!
 Erst wollt' ich schweigen, hätte nimmer,
 Was nun zu Schmach und Schande ward,
 Dem strengen Auge offenbart,
 Ach, bliebe nur ein winz'ger Schimmer
 Von Hoffnung, Sie von Zeit zu Zeit
 In unsrer Abgeschiedenheit
 Zu sehn, zu grüßen, im geheimen
 Mich Ihres klugen Worts zu freun,
 Um selig-froh für mich allein
 Vom nächsten Wiedersehn zu träumen...
 Doch heißt's, Ihr Stolz vertrüge nicht,
 In niedren Hütten einzukehren;
 Und wir — sind klein, gering und schlicht,
 Nur dankbar einen Gast zu ehren.
 Ach, warum kamen Sie aufs Land,
 Wo wir so still verborgen waren?
 Ich hätte nimmer Sie gekannt
 Und nie solch Herzeleid erfahren.
 Ich hätte, klüger mit den Jahren,
 Vielleicht ein ander Ziel erstrebt
 Und, einem andern treu verbunden,
 Ein friedlich Glück bei ihm gefunden
 Und frommer Mutterpflicht gelebt.
 Ein andrer...Nein! Es kann auf Erden
 Mein Herz sich keinem andern weih'n!
 So ließ des Schöpfers Hand mich werden,
 So will's der Himmel: ich bin Dein.

Dich zu gewinnen, war mein Leben
 Ein einzig' Pfand nur, fort und fort;
 Gott selber hat Dich mir gegeben,
 Bis an das Grab bist Du mein Hort...
 Du warst's, der mich im Traum beglückte,
 Längst liebt' ich Dich, eh' ich Dich sah;
 Dein Antlitz strahlte mir so nah,
 Und Deiner Stimme Klang entzückte
 Mich längst... das war kein Traum, o nein!
 Sowie Du eintratst, gleich erkannte
 Mein Herz Dich wieder, jauchzte, brannte
 Und rief: er ist's, er muß es sein!
 War's nicht Dein Hauch, der mich umwehte,
 Mir zusprach, wenn ich einsam stand,
 Wenn ich der bittren Armut Nöte
 Zu lindern ging, wenn im Gebete
 Die bange Seele Tröstung fand?
 War's nicht Dein Bildnis, glanzumwoben,
 Das nächtlich dann vom Himmel droben
 Herabglitt in mein Schlafgemach,
 Sich flüsternd an mein Kissen schmiegte
 Und mich mit süßen Worten wiegte,
 Aus denen sel'ge Hoffnung sprach?
 O komm und löse meine Zweifel:
 Wer bist Du, Engel oder Teufel,
 Versucher oder Schutz und Freund?
 Ach, wenn nun Träume nur mich narren,
 Mein töricht' Herz vergeblich weint,
 Und andre Lose meiner harren ...?
 Gleichviel! Es ruht ja mein Geschick
 Von nun an doch in Deinen Händen,
 Dich sucht mein tränенfeuchter Blick,
 Nur Du vermagst mir Trost zu spenden...
 O sieh: hier steh' ich ganz allein,
 Niemand versteht mich, unbeachtet
 Verwelkt mein Herz, mein Geist verschmachtet,
 Ich muß vergehn in stummer Pein.
 O komm: der Seele banges Hoffen
 Belebt ein einz'ger Blick von Dir;
 Wenn anders — dann zernichte mir
 Dies Wahngesbilde hart und offen!

Ich schließe! Wie mich Wort um Wort
 Schon reut — ich fühle Scham und Grauen...
 Doch Ihre Ehre sei mein Hort:
 Ihr will ich frei mich anvertrauen...“

O N E G I N S R E I S E

(Auszüge)

(1830)

Schön bist du, Tauriens Gestade,
 Wenn vor dem Schiff im Morgenstrahl
 Du aufsteigst aus dem Meerespfade,
 Wie ich dich sah zum erstenmal:
 Verklärt von bräutlich holdem Schimmer,
 Mit deiner Bergesgipfel Flimmer
 Zerschmelzend in des Äthers Blau,
 Und Hain und Fluren, Dorf und Au
 In reichem Kranz vor meinen Blicken.
 Und drüben, wo am Abhangsgrün
 Tatarenhütten niederziehn —
 Ach, was genoß ich an Entzücken,
 Ertrug ich dort an süßer Pein!
 O Muse, schone mich, halt ein!

Was ich so stürmisch einst empfunden,
 Erkaltet ist's, erloschen heut,
 Vergessen längst und überwunden...
 Ruh denn in Frieden, schöne Zeit!
 Damals, da sucht' ich wilde Lande,
 Den Wogensturm am Perlenstrande,
 Der Klippen Gischt im Prall der Flut,
 Des hehrsten Mädchens stolze Glut
 Und namenlose Leidenschaften...
 Doch andre Zeiten, anderer Sinn:
 Der Rausch der Jugend schwand dahin
 Mitsamt dem Wahn, dem dünnelhaften.
 Ich goß in meinen Dichterwein
 Seitdem manch Tröpfchen Wasser drein.

Nun sind mir andre Bilder lieber:
Im Heidegrund mein Häuschen hier,
Der morsche Hofzaun gegenüber,
Zwei Ebereschen vor der Tür.
Am Himmel graue Wolkenschleier,
Das Weidendickicht um den Weiher,
Drauf Enten plätschern, klein und groß,
Und vor der Tenne Haufen Strohs.
Das Landvolk tanzt, ich unterhalte
Mich köstlich, wenn es trunken springt
Und hell die Balalaika klingt.
Mein Ideal ist jetzt die Alte,
Die mich verpflegt, mein Wunsch die Ruh',
Und mittags Kohl und Speck dazu.

Russische Literatur von der Mitte des 17. Jahrhunderts bis A.S. Puschkin (1650-1825) — Literatur einer werdenden Nation

Nachwort zum Lesebuch

Rußlands Nationalliteratur ist das Kind des in der Mitte des 17. Jh. ins russische Mittelalter eindringenden Geistes der Neuzeit und der nachfolgend von Zar Peter I. radikal weitergeführten frühbürgerlichen Umgestaltungen. Peters Reformen verliehen der bürgerlich-nationalen Entwicklung in Rußland unleugbar wesentliche Impulse. Er förderte Handel und Gewerbe, Wissenschaft und Kultur, die wichtigsten Medien des bürgerlichen Fortschritts. Als erste emanzipierte Persönlichkeit seiner Zeit gab Peter vielen Zeitgenossen ein nachahmenswertes Beispiel und erhob Entscheidungsfreudigkeit und persönliche Fähigkeiten zur gesellschaftlichen Norm, indem er sie höher stellte als die adelige Herkunft. Er schuf den modernen russischen Staat als Wiege der werdenden Nation.

Gleichzeitig jedoch blieb Peter der mittelalterlich-feudalen Denkweise verhaftet. Die Unfreiheit der Bauern blieb nicht nur unangetastet, sie wurde, im Gegenteil, unter Peter verschärft. Peter war ein mittelalterlicher Despot nicht weniger als eine überragende bürgerlich-emanzipierte Persönlichkeit, und despotisch-feudal waren seine Methoden der Wirtschafts- und Staatslenkung. So festigte er andererseits die Herrschaft des Adels und den absolutistischen Staat und wappnete sie für ihren langen und im wesentlichen erfolgreichen Widerstand gegen den bürgerlichen Fortschritt.

Trotz aller Hemmnisse aber erwies sich die von Peter in Gang gesetzte bürgerliche Entwicklung Rußlands als lebenskräftig und unumkehrbar. Vom spontanen ökonomischen Voranschreiten, dem wachsenden Selbstbewußtsein der Menschen, den Wissenschaften und Künsten, der sich entwickelnden internationalen Kommunikation gefördert, faßte das bürgerliche Denken in Teilen des Adels und zögerlich auch in den mittleren Klassen Fuß. Es bildete sich ein russisches aufklärerisches Denken heraus, das wesentliche Impulse der historisch fortgeschrittenen westeuropäischen Aufklärung aufnahm, sich von ihr anregen und leiten ließ, das aber letztlich in seiner Tiefe immer eine Antwort auf die Bedürfnisse der russischen Gesellschaftsentwicklung war: den Drang nach ökonomischer, sozialer Befreiung, nach Leben in einer aufgeklärten Regierungsform, die immer fordernder werdende Sehnsucht nach Freiheit der Persönlichkeit, das erstarkende Nationalbewußtsein.

Dieses aufklärerische Denken wurde trotz Behinderung und Verfolgung zum bestimmenden Denken des 18. und beginnenden 19. Jh. in Rußland. Wie die Wissenschaften, die in den 60er Jahren aufkommende Journalistik, wie das Theater und andere Formen der aufstrebenden Nationalkultur, wurde auch die Literatur des 18. und beginnenden 19. Jh. zum künstlerisch

vielfach noch unvollkommenen, aber beredten und reizvollen Ausdruck des voranschreitenden nationalen Lebens.

Morgendämmerung der Neuzeit (1650-1700)

Rußlands allmähliche Hinwendung zur Neuzeit begann bereits vor der Herrschaft des großen Reformators und Erneuerers Peter I. in der Regierungszeit seines Vaters, des Zaren Alexei Michailowitsch (1645-1676) und dessen Nachfolgers auf dem Thron, des Zaren Fjodor Alexejewitsch (1676-1682). In den Jahren ihrer Regierung ging das russische Mittelalter unwiderruflich seinem Ende entgegen. Die neue Rolle der Kaufmannschaft und der städtischen Bevölkerung, die Produktion von Waren und deren Austausch über das ganze Territorium des Reiches zeigten die Entstehung des russischen Kapitalismus in seinen frühen Formen an. Zar Alexei Michailowitsch trug dieser Entwicklung in seinem Gesetzbuch des Jahres 1649 sowie den Handelsstatuten der Jahre 1654 und 1667 Rechnung. Durch die Umwandlung der bisher ständischen zur absoluten Monarchie machte sich der Zar von der einflußreichen Landaristokratie unabhängig; mit den zentralen staatlichen Verwaltungsinstitutionen entstanden die neue Schicht der Staatsbeamten (Djaken) und ein dem Zaren verpflichteter neuer Dienstadel. Im Lande vollzog sich eine Machtverschiebung, die schließlich die Zurückdrängung der alten Geschlechter zur Folge hatte. Der neue Adel aber, von den Zaren für persönliche Verdienste mit Gütern und Leibeigenen belohnt, wurde endgültig durch die Reformen Peters zur einflußreichsten Klasse des 18. Jh. Aus seiner Mitte kamen nicht wenige Befürworter und Anhänger der frühbürgerlichen, progressiven Gesellschaftsveränderungen des 18. und beginnenden 19. Jahrhunderts.

Die neuen Tendenzen strahlten unmittelbar auf die Entwicklung der Literatur aus. Handel und Wandel, die unmerklich steigende Bedeutung von Wissenschaft und Bildung, die vorsichtige Öffnung des Landes nach Westeuropa lockerten die mittelalterliche Starre des Lebens, machten einer neuen Denkweise Platz, weckten erste Keime eines neuen Persönlichkeitsbewußtseins: die Welt und das Leben begannen, ihre gewohnte Bewegungslosigkeit einzubüßen, und wurden durch Beobachtungen und Eindrücke verdrängt, in denen der Mensch seine Welt in Veränderung und Entwicklung, voller vielfältiger, einander ablösender Ereignisse erlebte. Die Literatur brachte sowohl in den traditionellen mittelalterlichen Formen als auch in solchen, die von den neuen Erscheinungen in der russischen Wirklichkeit selbst hervorgebracht wurden, diese eingetretenen Veränderungen des Lebens künstlerisch verdichtet zum Ausdruck.

In dieser Hinsicht ist die breite Entwicklung der Erzählung aus dem Alltagsleben besonders bemerkenswert. Die Helden dieser Erzählungen, zunehmend Vertreter der benachteiligten, armen Volksschichten, treten erst

zaghaft, dann immer freier aus den vom mittelalterlichen Leben gezogenen Grenzen, erschließen sich zunehmend selbstbewußter neue geographische Räume, neue soziale Bewährungsfelder, beginnen aktiv und bewußt ihr Leben zu meistern, ihren persönlichen Gefühlen, Entscheidungen zu folgen. Die Widrigkeiten des Lebens werden von ihnen nicht mehr bedingungslos akzeptiert, sondern als Herausforderung angenommen, Ungerechtigkeiten und Willkür der Mächtigen mutiger aufgedeckt, verlacht oder ihren Urhebern mit Gleicher Vergolten, wie es der arme Bauer in der Erzählung vom „Urteil des Schemjaka“ (2.H.17.Jh.) tut, der die Bestechlichkeit seines Richters mit Courage, Klugheit und List zu seinen Gunsten zu nutzen versteht. A. v. Chamisso hat die Erzählung im Jahre 1832 in den eingängigen Rhythmus eines populären Versmaßes übertragen.

Zu den bemerkenswerten Zeugnissen der heraufdämmernden Neuzeit gehört auch die „Lebensbeschreibung des Protopopen Awwakum“ (1675), der als Altgläubiger für seinen Widerstand gegen die Reformen des Patriarchen Nikon verfolgt und schließlich auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Diesen Platz verdient das Werk wegen seiner hohen, bereits ganz und gar neuzeitlichen Auffassung vom Menschen. Awwakum schrieb sein Werk zwar in der kanonischen Gattung der Vita, der altrussischen Heiligenlegende. Der traditionellen Auffassung widerspricht jedoch die Anschaulichkeit des eigenen erschütternden Leidensweges, der Entbehrungen und Qualen, die er und seine Nächsten erdulden mußten. Die dokumentarische Authentizität des Berichts, die aus betroffenem Herzen fließende Schilderung der Gefühle und Empfindungen der Verfolgten und Gequälten, die Aufrichtigkeit und leidenschaftliche Expressivität machen das „Leben Awwakums“ nicht nur zu einem herausragenden Sittengemälde des 17. Jh., sondern zu einem Spiegel des erwachenden Selbstbewußtseins des spätmittelalterlichen Menschen und zu einem bemerkenswerten Kunstwerk.

Einen bedeutenden Platz in der Literatur des ausgehenden 17. Jh. nimmt das Wirken der ersten neuzeitlichen Autoren ein. Zu ihnen zählt der gelehrte Mönch Simeon Polozki (d. i. aus Polozk), eine der markanten Persönlichkeiten des von Zar Alexei Michailowitsch begünstigten ‘Moskauer Barock’. Seinem „Blumenreichen Ziergarten“ (1678) entnehmen wir künstlerisch und sprachlich noch unbeholfene Muster der russischen syllabischen Lyrik, die jedoch Wesentliches über die Denkart jener frühneuzeitlichen Jahre aussagen.

Die Reformen Peters des Großen (1700-1730)

Hinwendung zur Neuzeit — Geburt der neuen Literatur

Peters I. Reformen führen Rußland in einer opferreichen Kraftanstrengung ohnegleichen an die europäischen Staaten heran, ordnen es in die neuzeitliche fröhligere und aufklärerische Bewegung Europas ein. Unter Peters

harter und zugleich weitsichtiger Führung wurde der absolutistische Staat kurzzeitig zur entscheidenden Triebkraft der Aufklärung Rußlands und seines gesellschaftlichen Voranschreitens, ungeachtet der Tatsache, daß sich in diesem Fortschritt die soziale Kluft zwischen dem sich europäisierenden Adel und der Masse des in Finsternis und Unfreiheit verbleibenden Volkes tief aufstut. Trotz allem: mit der Emanzipation des Adels als der ersten kulturellen Führungsschicht des ‘veränderten Rußland’ war die Tür zur bürgerlichen Befreiung des Menschen aufgestoßen. Über die Standesgrenzen des Adels weit hinausgehend eröffnete Peters I. „Rangordnung“ (1722) vielen befähigten gesunden Kräften den Weg in höchste Staatsämter. A. D. Menschikow, talentierter Heerführer und erster Vertrauter Peters, war einfachster Herkunft und hatte in seiner Jugend Piroggen verkauft. Rußlands militärische Siege im Türkischen und Nordischen Krieg, das Wachsen seiner staatlichen Autorität, seine ökonomische und gesellschaftliche Entwicklung entsprachen den Interessen des aufsteigenden Landes, verliehen der werdenden Nation bedeutende Impulse, förderten die Entstehung von Nationalstolz und Nationalbewußtsein.

Im politischen und geistigen Leben drängte Peter den Einfluß der Religion resolut zurück und orientierte seine gesamte staatslenkende, gesetzgebende und aufklärerische Tätigkeit auf das in Westeuropa führende frühaufklärerische Denken (Pufendorf, Grotius, Leibniz, Wolff u.a.). Eine entschiedene Verweltlichung des gesamten Lebens war die Folge.

Von Zar Peter selbst oder seinen Beauftragten geknüpfte Kontakte (z.B. zu Leibniz, Wolff u.a.) leiteten die produktive Zusammenarbeit russischer und ausländischer Aufklärer ein, die sich nach Peters Tod und der Gründung der Petersburger Akademie der Wissenschaften (1725) voll entfaltete. Für die literarische Entwicklung der Petrinischen Zeit sind Peters Schriftreform — die Schaffung der ‘bürgerlichen Schrift’ —, die rasche Entwicklung der Übersetzertätigkeit, des Buchdrucks und der Beginn der Herausgabe von „Nachrichten“ und Zeitungen von außerordentlich großer Bedeutung.

Rußlands Literatur der Petrinischen Zeit ist noch die Literatur einer Übergangszeit. Sie bewegt sich äußerlich in den Bahnen des ausgehenden 17. Jh., im gesellschaftlichen und kulturellen Untergrund jedoch vollziehen sich gewichtige Veränderungen, die die qualitative Erneuerung der künstlerischen Formen der nachpetrinischen Etappe unmittelbar vorbereiten. Das Schrifttum der Petrinischen Zeit ist von den Stürmen der Umgestaltung und der Kriege geprägt, trägt sachlichen oder publizistischen Charakter. Es sind Verordnungen, Ukase des Zaren, Berichte von den Kriegsschauplätzen, Predigten, Würdigungen bedeutender Zeitereignisse. Bemerkenswerte Zeugnisse der geistlichen und weltlichen Rhetorik sind z. B. die Predigten des Erzbischofs von Nowgorod, Theophan Prokopowitsch (1681-1736), eines der herausragenden Kirchenführer und gebildetsten Männer jener Jahre. Prokopowitsch gehörte mit seinen politischen Stellungnahmen und juristischen Traktaten zu

den wirkungsvollsten Befürwortern des aufgeklärten Absolutismus und den noch wenigen bemerkenswerten Autoren der frühen russischen Neuzeit.

Neue Denkweisen und Sitten der Zeit spiegeln deutlich die in der Form noch traditionellen anonymen Erzählungen, so auch unsere Episode aus der „Geschichte vom russischen Edelmann Alexander“, die auf bedeutende Veränderungen in der Psyche und im Verhalten des russischen Adels hinweist. Die Emanzipation der persönlichen Gefühle, die Entwicklung von Anfängen einer Courtoisie, der Kultur eines freien Umgangs der Geschlechter als Folge der Lösung eines Teils des Adels von den strengen kirchlich-mittelalterlichen Moralvorschriften und die Übernahme westeuropäischer Sitten gehörten zu den bemerkenswerten Neuerungen der Petrinischen Zeit. Sie eben suchten sich ihren originalen Ausdruck zuerst in der Poesie, so daß die Liebeslyrik in der Petrinischen Zeit ihre frühe Entwicklung erlebte. Ihr huldigten u.a. der in Liebesdingen erfahrene Kammerherr der Zarin Katharina, W. Mons, der, vom Zaren ertappt, seine amourösen Abenteuer mit dem Leben bezahlte, und auch die Tochter Peters, die spätere Zarin Jelisaweta. Seinen künstlerischen Niederschlag fand der Zeitgeist ebenso im Theater der Petrinischen Zeit. Und auch einer der ersten russischen Unternehmer, Iwan Possoschkow (1652-1726), der in seinem „Buch von Armut und Reichtum“ (1724) Verschwendungssehnsucht und Schlamperei kritisierte und zur Sparsamkeit, zum ökonomischen Denken mahnte, gehört zu den bekannten Vertretern des Schrifttums der Zeit Peters.

Thronrevolten und Glanz der Adelsherrschaft (1730-1762) Die russische Aufklärung im Aufbruch — Literaturentwicklung im Zeichen des Klassizismus

In eine neue und wichtige Etappe tritt Rußlands Gesellschaftsentwicklung mit dem Jahr 1730, der Thronbesteigung der Zarin Anna (1730-1740), der Nichte Peters, mit der ein historischer Abschnitt eingeleitet wird, der sich bis zum Tod der Zarin Jelisaweta Petrowna (1741-1762), der Tochter Peters I., erstreckt. Dieser Abschnitt ist, mit Ausnahme der letztgenannten Regierungszeit, durch Thronrevolten, Anarchie und allgemeine Unsicherheit um das Erbe Peters charakterisiert. Lediglich Jelisawetas Herrschaft bildet einen gewissen Glanzpunkt; ihre Regierungszeit ist zusammen mit der Herrschaftsphase ihrer Nachfolgerin Katharina II. als Blütezeit des russischen Absolutismus, als ‘Goldenes Adelszeitalter’ in die russische Geschichte eingegangen. Eben die Zeit 1730-1762 schuf die Bedingungen für eine bemerkenswerte aufstrebende Entwicklung der russischen Nationalkultur und -literatur.

Die Thronbesteigung der Zarin Anna (1730) war von einer wichtigen Neuerung im gesellschaftlichen Leben Rußlands begleitet: der Unterstützung Annas gegen ihre restaurativen Widersacher durch eine im kleinen und

mittleren Adel entstehende Bewegung (den Erzbischof Th. Prokopowitsch, den Diplomaten und Dichter A. D. Kantemir, den Beamten und Wissenschaftler W. M. Tatischtschew u.a.), die in der Verteidigung des Petrinischen Erbes ihre wichtigste Aufgabe erblickten. Als Annas absolute Herrschaft die in sie gesetzten Hoffnungen nicht erfüllte, Anna dem Petrinischen Geist zuwiderhandelte, gingen aus dieser, freilich noch schmalen aufgeklärten Adelsbewegung die Anfänge einer öffentlichen Meinung hervor, die nunmehr ihre eigenen aufklärerischen Erwartungen auch in kritischer Distanz gegenüber dem absoluten Herrscher formulierte.

Die ideelle Grundlage dieser jungen national-aufklärerischen Bewegung ist die Orientierung auf eine gesellschaftlich-staatliche Entwicklung nach Peters Vorbild. Sie verbindet das erwachende Nationalbewußtsein, einen schon erkennbaren Nationalstolz, die Idee des Allgemeinwohls mit der Kritik an höfischen und adlig-aristokratischen Sonderinteressen, an der Rechtswillkür, dem um sich greifenden Luxus, der Verachtung alles Russischen, jedoch ohne noch Anstoß an der Leibeigenschaft zu nehmen. Sozial erweitert sich die Basis des aufklärerischen Denkens der Jahre 1730-1762 durch die heranwachsende bürgerlich-demokratische Intelligenz, die — bildungshungrig und resolut —, der Adelsintelligenz zur Seite tritt, und — nicht zuletzt, durch den Aufbruch der nationalen Wissenschaften selbst — deren hohe Schulen — die Petersburger Akademie (seit 1725) und die von Lomonossow ins Leben gerufene Moskauer Universität (1755) — zu wichtigen Zentren der Aufklärung, der Entwicklung der nationalen Produktivkräfte und des Nationalbewußtseins werden. Als förderlich erweist sich in diesem Zusammenhang das erwachende Interesse an der Reinhaltung, Bereicherung und Erforschung der russischen Sprache. National bedeutsame Arbeiten Trediakowskis (1735) und Lomonossows zur Rhetorik (1748) und Grammatik (1755; 1757) kommen unmittelbar der Entwicklung der russischen Literatur und Literatursprache zugute: Literatur und Literatursprache durchdringen und befruchten sich von jetzt an wechselseitig in ihrer Entwicklung.

Nun, da sich die Keimformen einer öffentlichen Geselligkeit entwickelt hatten, da Aufklärung, Bildung und Nationalbewußtsein in ausreichendem Maße gereift waren, um das Fehlen einer eigenen neuen Literatur als Mangel erkennen zu können, war die Entstehung und Entwicklung ästhetischer und literarischer Bedürfnisse und Interessen in der russischen Gesellschaft der 30er Jahre eine natürliche Folge. Als Teil der jungen nationalen Kultur entwickelt sich eine weitere geistige Kraft: die Literatur. Und so gewichtig waren die literarischen Bedürfnisse bereits geworden, so spürbar das Verlangen, eine moderne Literatur zu besitzen, daß bereits in den 40/50er Jahren die neue russische Literatur klarer erkennbar war. In der Entstehung der neuen russischen Literatur im eigentlichen Sinne, in der Ausprägung ihrer ersten bedeutenderen Stilrichtung, des Klassizismus, und damit der Grundlagen für das Wachsen und Erblühen der russischen Nationalliteratur über-

haupt liegt die eigentliche Bedeutung des Zeitabschnitts zwischen 1730 und 1762.

Nun sollte man sich diesen Klassizismus nicht einseitig als normativ erstarrt, lebensfern, gleichsam als Spiegelbild der Hierarchie des allmächtigen Feudalstaats vorstellen. In seiner konkreten Ausprägung in Rußland geht er vielmehr ursächlich direkt aus der neu entstandenen aufklärerischen Bewegung der 30-50er Jahre hervor, verbinden sich deren Impulse mit den Anregungen der antiken und westeuropäischen Vorbilder zu einer eigenständigen nationalen Form des Klassizismus, die unmittelbar auf die ästhetischen Bedürfnisse der russischen Gesellschaft eingeht. Die Ideale der weiteren Erhebung und Befreiung der menschlichen Persönlichkeit und der von dem erwachten Nationalgefühl inspirierte Wille, mit Hilfe der Vernunft, der Wissenschaft und der neuen Literatur dem Wohl und Ruhm des Vaterlandes zu dienen, werden als die entscheidenden Triebkräfte und Motive der Literatur des aufklärerischen Klassizismus erkennbar. Eine angespannte theoretische Arbeit begleitet das poetische Schaffen der russischen Klassizisten: das Erfassen und Durchdringen der eigenen Erfahrungen im Traktat, in Programmschriften, Kritiken, Mustersatzungen etc. Auf beiden Gebieten verdeutlichen die Jahre zwischen 1735 und 1762 die bedeutenden Fortschritte der russischen Nationalliteratur.

Einen guten Einblick in das aufklärerische Denken der ersten Jahre der neuen Periode gestattet ein umfangreiches philosophisch-publizistisches Werk, das sich — eine Art enzyklopädischer Wissenskatechismus — die Darstellung des Gesamtgebäudes des damaligen Wissens zum Ziele setzt. Sein Verfasser ist der uns schon bekannte Wissenschaftler, Ökonom und Wirtschaftsorganisator W. N. Tatischew (1686-1750), neben Th. Prokopowitsch und Kantemir einer der herausragendsten Protagonisten der aufklärerischen Partei der nachpetrinischen Zeit. Entstanden aus dem Disput mit Gegnern und Gleichgesinnten, ist das „Gespräch zweier Freunde über den Nutzen der Wissenschaften und der Lehranstalten“ (1733) selbst als Disput aufgebaut. Angeregt von den westeuropäischen Aufklärern, stellt es zugleich eine eigenständige Programmerklärung der russischen Aufklärung, ein Plädoyer für die Vernunft und die Wissenschaften, ein Bekenntnis zur Humanität, Wahrheit und Freiheit dar.

Rußlands Dichtkunst im engeren Sinne setzt am Beginn der neuen Etappe zu jenem Qualitätssprung an, von dem wir soeben sprachen. Das neue, in den Petrinischen Umgestaltungen gereifte Selbstbewußtsein der Menschen trug nun auch in der Literatur selbst seine Früchte: erste bekannte Autoren (Trediakowski, Kantemir) erheben sich aus der bisher für die Literatur typischen Anonymität und lenken sowohl durch die Neuartigkeit ihres Dichtens als auch ihre Talente die Aufmerksamkeit auf sich. Allen vorgefaßten Meinungen über den Charakter des russischen Klassizismus zum Trotz steht die persönlich empfundene lyrische Dichtung, stehen Liebesgedichte, Stim-

mungsgedichte am Beginn der neuzeitlichen russischen Dichtkunst. Im Jahre 1725 fließt die erste neuzeitliche russische Elegie, die „Elegie über den Tod Peters des Großen“ aus der ergriffenen Feder W. K. Trediakowskis. Innere Bewegtheit und Heimatliebe erfüllen seine Gedichte auf die Abreise ins Ausland, Liebesgedichte, die poetische Beschreibung eines Gewitters oder die „Lobesverse auf Rußland“ (1726-1730). 1730 erscheinen die meisten dieser Gedichte als Anhang zur Übersetzung des galanten Romans von P. Tallemant „Reise auf die Insel der Liebe“, die erste gedruckte Sammlung von Liebeslyrik in der russischen Literatur. Unter Mühen ist die holprignaive Gefälligkeit der poetischen Form der Widerspenstigkeit und Roheit der russischen Literatursprache abgerungen. Auch A. D. Kantemirs erste dichterische Werke sind der Ausdruck von Liebesleidenschaft und Lebensfreude (vor 1729).

Es hat seine Ursachen in der Bedrohung der Petrinischen Hinterlassenschaft und zeugt vom erwachten politischen und künstlerischen Selbstbewußtsein, wenn beide Dichter sich um 1729/30 zu einer Dichtung der gesellschaftlichen Verantwortung, zur Verteidigung des Petrinischen Erbes mit den Mitteln der Poesie bekennen. Ausdruck dieser Wende sind in hervorragender Weise die Satiren A. D. Kantemirs (1708-1744) der Jahre 1729-1731 (1.-5. Satire), in denen er den Verächtern von Anstand, Vernunft und Fortschritt den Kampf ansagt. Einen plastischen Eindruck von diesem Ringen Kantemirs vermittelt die dem Mitstreiter Theophan Prokopowitsch gewidmete 3. Satire „Von der Verschiedenartigkeit menschlicher Leidenschaften“, die dem egoistischen Verhalten vieler Zeitgenossen poetisch-anschaulich das Tätigsein für das Wohl und Gedeihen der Gesellschaft entgegenstellt.

Kantemirs Satiren sind in den Traditionen der — am polnischen Vorbild orientierten — alten barocken russischen Verskunst, im syllabischen Langvers verfaßt. Spätestens am Beginn der 30er Jahre wurden aber den mit dem tonischen System der Westeuropäer vertrauten Dichtern auch die gewichtigen Mängel des syllabischen Verses offenbar: seine unpoetische Schwerfälligkeit, fehlende Flexibilität, mangelnde Kongruenz mit dem Charakter der russischen Sprache. Die schon erreichte Vielfalt des nationalen Lebens als Gegenstand der neuen Literatur erforderte jetzt eine den Gesetzen der russischen Sprache entsprechende nationale Versifikation. Diese nationale Verskunst wurde das Ziel des Sinnens und Suchens der russischen Dichter zu Beginn der 30er Jahre.

Eine den Eigenarten und Regeln der russischen Sprache abgelauschte neue Verskunst zu definieren gelang W. K. Trediakowski (1703-1769) im Jahr 1735. Beobachtungen, Studien und Lösungsvarianten verdichten sich zu einem theoretischen Traktat, dem er den Titel „Neue und kurze Anleitung zur russischen Verskunst“ (1735) gab. Es machte ihn zum Entdecker der nationalen Variante des syllabo-tonischen Prinzips: jener Kunst, das Metrum der Verse an der natürlichen Betonung der russischen Sprache zu orientie-

ren. In der praktischen Verwirklichung jedoch beschränkte Trediakowski seine so bedeutsame Versreform selbst inkonsequent auf einen Bruchteil der möglichen Versmuster.

Trediakowskis tonisches Prinzip eroberte sich jedoch umgehend Anerkennung in der russischen Literatur. Dessen praktische und theoretische Inkonsistenzen überwand M. W. Lomonossow (1711-1765), der die eingeleitete Reform in seinem „Brief über die Regeln der russischen Verskunst“ (1739) zu Ende führte. Er setzte das syllabo-tonische Prinzip vollends durch und schuf damit die Grundlage für die reale Vielfalt der künstlerischen Ausdrucksformen der russischen Poesie, die im Bereich der syllabo-tonischen Dichtkunst ihre Bedeutung bis in unsere Tage behalten haben. In der poetischen Praxis kam es ihm auf die Praktikabilität aller Versmuster, besonders jedoch auf den Nachweis der Anwendbarkeit des Jambus — und nicht nur des Trochäus — im wichtigsten Genre der lyrischen Poesie des Klassizismus, der Ode, an. Diesen Nachweis führte er in seiner „Ode auf die Einnahme von Chotin“ (1739), die er seinem „Brief“ an die Leitung der Petersburger Akademie gleich beigefügt hatte. Diese Ode eröffnete die dominierende Stellung des Jambus in der Dichtkunst des russischen Klassizismus.

Im Bemühen um die Entwicklung der russischen Nationalliteratur und die Ergründung der Gesetze der russischen Sprache, die Festigung ihrer Normen, ihre Reinheit und Bereicherung schuf Lomonossow im Lauf der 40er Jahre als allgemeine Theorie der Literatur eine „Kurze Anleitung zur Redekunst (Rhetorik)“ (1748) und in der Mitte der 50er Jahre seine „Russische Grammatik“ (1755; erschienen 1757). In der Widmung zur „Russischen Grammatik“ spricht er auch seine stolze Überzeugung von der Kraft, Schönheit und Überlegenheit der russischen Sprache über die bedeutendsten europäischen Sprachen aus. Das gewichtige Werk der theoretischen Begründung der russischen Nationalliteratur in ihrer ersten klassizistischen Etappe führt er schließlich im Traktat „Über den Nutzen der kirchlichen Schriften in der russischen Sprache“ (1758) und der Schaffung einer zeitgenössischen Stilistik — der ‘Lehre von den drei Stilen’: einem ‘hohen’, ‘mittleren’ und ‘niederen’ Stil — zu Ende. Sie geht vom antiken Vorbild aus, regelt die differenzierte Zuordnung der sprachlichen Mittel von der Ebene der gehobenen Kirhenslavismen bis zur Umgangssprache des Volks sowie die Hierarchisierung der literarischen Genres in hohe (heroische Poeme, Oden etc.), mittlere (theatralische Werke, Briefe, Satiren, Eklogen, Elegien) und niedere (Komödien, Epigramme, Lieder etc.). Der produktive Gedanke der Schaffung unterschiedlicher stilistischer Ebenen mit differenzierten sprachlichen Mitteln hat auch nach dem Abrücken von der Normativen Stiltheorie Lomonossows seine Spuren hinterlassen.

Aus der neuen syllabotonischen Verskunst der russischen Literatur ging bereits im 18. Jh. eine in ihren Ausdrucksformen und Handschriften vielfältige klassizistische Poesie hervor. Dieser Prozeß wurde durch die Aufnahme

der Anregungen der französischen und deutschen Verskunst des 17./18. Jh. wie auch die immer breitere Erschließung der Poesie des griechischen und römischen Altertums wesentlich gefördert. Trediakowskis „Lobgedicht auf das ländliche Leben“ (1752) — der 2. Satire des Horaz nachempfunden — stellt neben der zweifellos dominierenden erhaben-odischen und der satirischen Linie in der russischen Poesie des 18. Jh. den gelungenen Versuch dar, schon relativ früh das einfache bäuerliche Leben zum Gegenstand liebevoll-wirklichkeitsnaher Beschreibung zu machen. Das kleine idyllische Poem widerlegt das verbreitete Vorurteil, der Klassizismus sei prinzipiell zur Gestaltung des Individuellen, des national und sozial Konkreten nicht bereit oder fähig gewesen, und zeigt das frühe Auftreten des Genres, das in der Anakreontik und im Sentimentalismus schließlich zum vorherrschenden wurde. Im Schaffen M. W. Lomonossows erreicht die neue russische Literatur der Entstehungszeit ihren Gipfelpunkt; in ihm kulminieren — freilich nicht unangefochten — breite Bemühungen, der russischen Literatur eine aufklärerisch-patriotische Grundrichtung, nationale, demokratische und humanistische Züge, gesicherte theoretische und literatursprachliche Grundlagen zu verleihen. Lomonossow führt das Ringen seiner Vorgänger zur Verteidigung des Petrinischen Erbes mit der genialen Begabung und Energie seiner Persönlichkeit fort, er wird auch dank seiner poetischen Fähigkeiten zum eigentlichen Begründer der neuen russischen Literatur, vergleichbar darin Peter dem Großen selbst, den er als unermüdlichen Arbeiter für das Wohl des Vaterlandes verehrte (u.a. in der „Inschrift für das Standbild Peters des Großen“; 1751).

Lomonossows poetisches Werk ist in seinem innersten Wesen mit den wichtigsten Tendenzen und Strömungen seiner Zeit verbunden. Unsere Auswahl veranschaulicht u.a.: seinen Glauben an die Kraft der Wissenschaft, seine Überzeugung von der Erkennbarkeit und Veränderbarkeit der Welt (z. B. im „Brief an Schuwalow“; 1750), sein Ringen gegen Fortschrittsfeinde, Autoritätsglaube und Afterweisheit, wie er ihn z. B. in der Satire „Hymne auf den Bart“ (1756/57) führte. Wie wenig dem engagierten Wissenschaftler und Dichter Zeit für Muße, Gelegenheit zu unbeschwertem Genuss der Natur blieb, verdeutlicht das rührende kleine Gedicht „Die Grille“ (1761), das mit der neid- und liebenvollen Beobachtung einer kleinen Grille das philosophische Nachdenken über das eigene Leben verbindet.

Früher als Lomonossow, der sich als Befürworter der Monarchie und gleichzeitig als Anwalt des Volkes und aller Patrioten verstand, bringt A. P. Sumarokow (1717-1777) Entfremdung und Skepsis gegenüber dem Hof und den Zaren zum Ausdruck. Eindeutig rückt er den aufgeklärten Adel als ‘erstes Glied des Vaterlandes’ in den Mittelpunkt, kritisiert ihn aber gerade darum wegen seines Müßiggangs und Dünkels und ruft ihn zu pflichtbewußter, verantwortlicher Tätigkeit für das allgemeine Wohl auf („Über den Adel“, 1771). In verschiedenen literarischen Genres — neben seinen ge-

rühmten Tragödien und Komödien stehen Oden, Poeme, Chöre, Satiren, Epistel, Fabeln, Elegien und nicht zuletzt lyrische Gedichte in großer Vielfalt — kam er den literarischen Bedürfnissen des Adels entgegen, wirkte als dessen politischer und sittlicher Erzieher und Former des ästhetischen Geschmacks. Er begründete das russische Nationaltheater und leistete einen bedeutenden theoretischen Beitrag zur Weiterentwicklung der russischen Nationalliteratur, wie u. a. seine bekannten Epistel über die Dichtkunst und „Über die russische Sprache“ (1747) bezeugen. Sumarokow ragt mit seinem Spätwerk bereits in die Regierungszeit Katharinas II. hinein. Mit dem Übergang zur offenen Kritik an der Zarin, mit der er sich der russischen Aufklärung weiter nähert, kündigt er gleichzeitig das Erstarken und die größere Differenzierung der aufklärerischen Literatur an, die für die Regierungszeit Katharinas charakteristisch sind.

Das Zeitalter Katharinas II. (1762-1796)

Das Erstarken der Aufklärung — Literatur zwischen Ideal und Wirklichkeit

In der Mitte des 18. Jh. tritt Rußland in eine neue Etappe seiner Entwicklung ein, die durch die weitere Ausprägung bürgerlicher Beziehungen innerhalb der vorherrschenden Feudalverhältnisse und das Anwachsen sozialer Gegensätze gekennzeichnet ist. Besonders die leibeigenen Bauern, deren Unterdrückung sich weiter verschlimmert, erfaßt eine Protestbewegung, die am Beginn der 70er Jahre im Großen Bauernkrieg unter der Führung des Kosaken J. Pugatschow (1773/74) ihren Gipelpunkt erreicht. Dieses Ereignis hatte tiefen Auswirkungen auf den Zustand der russischen Gesellschaft und das geistige Leben Rußlands.

Katharina II. (1729-1796), geborene Prinzessin von Anhalt-Zerbst, hatte ihren Gatten Peter III. nach kurzer glückloser Regierungszeit mit Hilfe eines Staatsstreiches im Jahre 1762 gestürzt und selbst die Regierungsgeschäfte übernommen. Klug, auf der Höhe der zeitgenössischen Bildung stehend und energisch, verstand sie durchaus die dringendsten Bedürfnisse Rußlands und versuchte, ihnen in ihrer frühen Regierungspolitik, deren Grundsätze sie in der „Großen Instruktion“ (1767) formulierte, zu entsprechen. Die „Instruktion“ diente gleichzeitig als Grundlage für die Tätigkeit der „Großen Gesetzgebenden Kommission“, die 1767 zur Beratung eines neuen Gesetzbuches zusammengrat. 1769 jedoch nahm Katharina den Ausbruch des Russisch-Türkischen Krieges zum Anlaß, die Tätigkeit der „Kommission“ zu beenden. Trotz dieses Abrückens von ihren anfänglichen liberalen Vorhaben gelang es ihr zumindest bis zur blutigen Befriedung der aufständischen Bauern 1774, den Ruf einer ‘aufgeklärten Monarchin’ — nicht zuletzt auch in den Augen der französischen Aufklärer (Voltaire, Diderot) — zu wahren. Nach 1774 nahm aber ihre Regierungspolitik immer stärker repressiven Charakter an, der sich am Ende der 80er Jahre, gegen Ausbruch der Französi-

schen Revolution, noch verstärkte. Ihre Gegner erblickte sie nun in den russischen Freidenkern und Aufklärern. Dennoch hat Katharina, während sie die Positionen des Adels festigte, bürgerliche Entwicklungen mit beharrlicher Konsequenz gefördert. A. S. Puschkin charakterisierte ihre Regierungszeit treffend als „Despotismus in der Maske der Milde und Toleranz“.

Rußlands aufklärerisches Denken erhielt nach der Auflösung der „Großen Gesetzeskommission“ 1769 durch wachsende Unruhen in der Gesellschaft neue Nahrung. Die russischen Aufklärer übten jetzt auch mit Hilfe der neu entstehenden satirischen Journalistik immer deutlicher Kritik an den Grundlagen der Feudalordnung: der Leibeigenschaft, der sich zur Despotie wandelnden Autokratie. Diese weitere Radikalisierung des aufklärerischen Denkens nach der Niederschlagung des Baueraufstandes und besonders in den 80er Jahren fand vor allem in A. N. Radischtschew ihren Ausdruck.

Rußlands Literatur nimmt auch in diesen Jahren die gesellschaftlichen Impulse mit großer Sensibilität auf und erfährt eine weitere Wandlung in den ideellen und ästhetischen Grundrichtungen. So differenziert sich z. B. der Klassizismus einerseits in eine stärker konservativ-loyale Richtung, andererseits in eine aufklärerisch-regimekritische (Sumarokow, Knjashnnin). Aus dem Klassizismus heraus bringen die demokratischen Sympathien eines Teils der Aufklärer auch eine sozialkritische, die wahren Zustände aufdeckende Richtung hervor (Nowikow, Fonwisin, Radischtschew). Es wächst die Tendenz zur größeren Gegenständlichkeit und Wirklichkeitsnähe, zur Verstärkung der nationalen, sozialen und volkstümlichen Komponenten (Dershawin, Krylow). Ebenfalls im Klassizismus entwickeln sich seit den 60er Jahren die Anfänge des Sentimentalismus (Cheraskow, Murawjow), die später in den reifen Sentimentalismus N. M. Karamsins münden. Die Literatur als Ganzes erschließt sich trotz polemischer Auseinandersetzungen zwischen den Richtungen immer erfolgreicher die zeitgenössische Wirklichkeit, vordringend sowohl in das nationale und soziale Leben, als auch in die Psyche des Individuums. Immer vielseitiger erfüllt sie die ästhetischen Erwartungen der Gesellschaft und Nation. Die künstlerische Qualität macht deutliche Fortschritte: die Breite und Vielfalt der Genres, individuellen Handschriften und Strömungen wird ergänzt durch die wachsende Meisterschaft eines beträchtlichen Teils der Dichter. Dank der Bemühungen N. I. Nowikows und später N. M. Karamsins erweiterte sich der Leserkreis territorial und sozial rasch auf neue Leserschichten. Die Literatur wird immer mehr zu einem wirksamen sozialen Faktor.

Die Literaturentwicklung der ersten Hälfte der Regierung Katharinas steht infolge zunehmender Widersprüche im Zeichen einer stärkeren Sensibilisierung der öffentlichen Meinung. In dem Wunsch, die Äußerungen der kritischen Geister in genehme Bahnen zu lenken, stellte sich Katharina II. zunächst selbst an deren Spitze: ihre publizistischen und literarischen Versuche bezweckten Signalwirkungen. Diese jedoch übertrafen bei weitem die Ab-

sichten der Zarin. So leitete ihre maßvoll satirische Zeitschrift „Buntes Allerlei“ (1769) die rasche Entwicklung der satirischen Journalistik ein, die die Willkür der Regierung und die sozialen Mißstände bald schärfer bloßstellte, als es der Zarin lieb war, und ihre konservative Sittenkomödie „O, diese Zeit!“ (1772) verlieh nicht nur der Entwicklung der progressiven und freisinnigen Komödie Impulse, sondern lieferte auch N. I. Nowikow die Argumente für die Herausgabe seiner Zeitschrift „Der Maler“ (1772/73), die bis zu ihrem Verbot eine der besten satirischen Zeitschriften der aufklärerischen Literatur des 18. Jh. war und das Vorbild für weitere bedeutende Zeitschriften des ausgehenden Jahrhunderts abgab.

In N. I. Nowikow (1744-1818), einem der herausragenden Anreger der russischen Aufklärung, fand Katharina II. einen ebenbürtigen Gegner. Bereits das Erscheinen der satirischen Zeitschrift der Zarin („Buntes Allerlei“) hatte Nowikow zur Herausgabe seiner Zeitschrift „Die Drophne“ (1769) nutzen können. In ihr stellte er der unkonkreten Kritik der Zarin an allgemeinen Charakterschwächen die sehr konkrete und entschiedene Entlarvung sozialer Mißstände entgegen, (z. B. in den „Verhaltens-Rezepten“). Erstmal gab es nun auch eine Stimme, die für die unfreie Bauernschaft eintrat und die Inhumanität der herrschaftlichen Nichtstuer („Drohnen“) bloßstellte. Diese Kritik Nowikows und der russischen Aufklärung an der Leibeigenschaft erreichte in der Zeitschrift „Der Maler“ (1772/73), besonders jedoch in den „Briefen eines Landadligen an seinen Sohn Falalej“ und dem „Bruchstück einer Reise nach x x x“ (von I. T.) (1772) ihren Höhepunkt. Als bemerkenswerte Leistung muß auch Nowikows „Wahre Begebenheit“ (1770), gelten: der im wesentlichen gelungene Versuch des Schriftstellers, das Bild eines im Sinne der Aufklärung erzogenen adligen jungen Mannes in seiner sozialen und psychologischen Entwicklung wahrheitsgetreu darzustellen.

Die in den 70/80er Jahren voranschreitende Entwicklung humanistischer Ideen, ideeller Aussagekraft und künstlerischen Könnens wird auch in den Schriften des zweiten großen Aufklärers sichtbar: D. I. Fonwisis (1745-1792). Zeigte schon das frühe „Gespräch mit den Dienern“ (1769) des Dichters warmherziges Gefühl und feine Ironie, waren schon die der Zarin gestellten „Fragen“ (1783) ein Muster herausfordernden Bürgermutes, so offenbart sich der politische Theoretiker und Freigeist vollends in dem anklagenden Traktat „Über staatliche Grundgesetze“ (um 1783), das sowohl als Belehrung für den künftigen Zaren Paul I., wie auch als Zuarbeit zu einem Verfassungsprojekt für die Einführung der konstitutionellen Monarchie gedacht war. Allein erst in der Komödie „Der Landjunker“ (1781) erreicht D. I. Fonwisin den Gipfel seiner künstlerischen Meisterschaft. Aus dem Kreis der Komödien und komischen Opern der 60/80er Jahre ragt sie durch ihre mutige Kritik an der Leibeigenschaft, der Borniertheit des herrschenden Adels und die Anklage der despotisch-unpatriotischen Regierungspraxis und verschwenderischen Hofhaltung heraus. Zum ersten Mal standen lebensvol-

le, unverwechselbar russische Charaktere auf der Bühne. Aus dem Literaturverständnis des Klassizismus, dem die Komödie noch in ihrer Architektonik folgt, war Fonwisin ein bedeutender Schritt zum Realismus gelungen.

Den Anschauungen Nowikows und Fonwisis über den Adel stehen A. P. Sumarokows aufklärerische Satire „Über den Adel“ (1771) und dessen poetische Bearbeitung des 145. Psalms (1772) nahe, die chronologisch ihren Platz in der ersten Hälfte der Regierungszeit Katharinas II. haben. Am Ende der 60er Jahre (1769) erblickte auch die „Russische Universalgrammatik“ oder „Der Briefsteller“ das Licht der Welt und trat mit insgesamt 11 Auflagen (bis 1837) einen bemerkenswerten Erfolgsweg an. Das gleichzeitig als Lehrbuch für Schulen und Autodidakten, Realienbuch, Ratgeber, Fremdwörterbuch, Sprachbildner, Anthologie russischer Poesie und nützlicher Kurzgeschichten, Anekdoten und Schwänke aus aller Welt verfaßte Werk des aufklärerischen Schulmanns N. G. Kurganow (1725-1796) trug als wahres Volkslesebuch Bildung und Aufklärung unterhaltsam in breiteste Leserkreise und genoß bis 1825 und darüber hinaus große Popularität.

Der Ausbruch des Bauernkrieges (1773/74) hatte auf Rußlands öffentliche Meinung differenzierende Wirkung. Außer der Verängstigung der Mehrzahl bewirkte er auch die Weiterentwicklung des politischen Denkens der entschlosseneren Kräfte, die durch die Verschärfung der kaiserlichen Repression zusätzlich motiviert wurde. Die höher gesteckten Ziele werden auch von der Literatur aktiv thematisiert: das Idealbild des aufgeklärten Bürgers, mögliche Wege zum bürgerlichen Fortschritt, Patriotismus und Widerstandspflicht gegen tyrannische Monarchen, die republikanische Alternative. In allem erkennen wir den Beginn der neuen Entwicklungsetappe der russischen Aufklärung: in der Entwicklung offen antileibeigenschaftlicher und antiabsolutistischer Anschauungen erfährt die russische Aufklärung nach der Pugatschowerhebung, am Beginn der 80er Jahre, ihren Höhepunkt, von sympathisierenden und nahestehenden Schriftstellern unterstützt. Fonwisis „Fragen“ an die Zarin (1783), sein „Landjunker“ (1781), Dershawins Psalmenübertragung „Den Herrschern und Richtern“ (1780) und J. B. Knjashnins „Wadim von Nowgorod“ (1789) erschienen in dieser Zeit, Radischtschews vom Geist der sozialen Empörung durchdrungenes Werk „Reise von Petersburg nach Moskau“ (1790) krönt die Entwicklung, bevor sie durch die um 1789/90 einsetzende verstärkte Verfolgung aufklärerischer Ideen unterbrochen wird.

Zunächst jedoch machte das nach damaligem Verständnis wohl bedeutendste Werk des russischen Klassizismus, Cheraskows „Rossiade“ (1779), eine Art Nationalepos (in 12 Gesängen), auf sich aufmerksam, das M. M. Cheraskow (1733-1807) nach dem Vorbild der klassischen Poeme des Altertums wie der Poeme T. Tassos, Ariosts, Camões und Voltaires geschrieben hatte. Eine herausragende Episode der russischen Geschichte, die Niederwerfung des Tatarenchanats Kasan (1552) durch Iwan IV. lieferte dafür

den Entwurf; ihn nutzte der Dichter zu einer vorsichtig antiabsolutistischen Aussage, indem er speziell dem Patriotismus und der Tapferkeit des russischen Adels im Ringen um Rußlands endgültige Befreiung vom tatarischen Joch ein Denkmal setzte.

Gleichzeitig (1777/78) trat ein anderer Dichter, J. B. Knjashnin (1742-1791) — Autor eines bewegten und teilweise tragischen Lebensschicksals — in die Blüte seines dramatischen Schaffens und errang mit einer Reihe von historischen Tragödien im Stile des Klassizismus, die er wirksam zur Bloßstellung tyrannischer Herrscherwillkür und zum Lob bürgerlicher Tugenden nutzte, in den russischen Theatermetropolen größte Popularität. Besonders in „Wadim von Nowgorod“ (1789), die bei ihrem Erscheinen 1793 der Bannstrahl traf, hatte Knjashnin demonstrativ eines der neuralgischsten Ereignisse russischer Geschichte thematisiert und der absoluten Monarchie das demokratisch-republikanische Ideal des alten Nowgorod entgegenstellte. Resonanz, nicht zuletzt, der auch auf Rußland ausstrahlenden französischen Ereignisse, zählt die Tragödie zu den am deutlichsten oppositionellen Werken der russischen Aufklärung.

Schließlich war am Ende der 70er Jahre ein Stern erster literarischer Ordnung in der Nachfolge Lomonossows aufgegangen, ein Dichter erschienen, der, aufgeschlossen für die neuen Tendenzen der europäischen Literatur — den englischen Sentimentalismus (Young), die Gefühlsstärke Klopstocks, die schweizerische und deutsche Vorromantik (A. v. Haller, E. v. Kleist) und die antike Dichtung — der russischen Poesie einen ‘neuen Weg zum Parnaß’ eröffnete: G. R. Dershawin (1743-1816), zeitweilig Sekretär der Zarin Katharina II., der wegen seiner mutigen Geradlinigkeit und Ehrlichkeit in Rußland immer hohes Ansehen genoß.

In der Dichtkunst löste sich Dershawin 1779 von Lomonossow und beschritt, u. a. in den Oden „Auf den Tod des Fürsten Meschtscherski“ (1779), „Feliza“ (1782), einer Huldigung für Katharina II., und der Ode „Gott“ (1784), seinen eigenen Weg. In ihnen sprengte der geniale Dichter die vorgegebenen Muster der klassizistischen Genres und verlieh in der russischen Lyrik erstmalig so umfassend und tief seiner Betroffenheit und Erschütterung angesichts des Todes, persönlichen Empfindungen und freimütiger Kritik an Katharinas Hofhaltung, der Gottesfurcht und tiefen Verbundenheit mit der Allnatur Stimme und Ausdruck. Wie keiner vor ihm vermochte er die russische Natur, Wesen und Denkart der russischen Menschen, Schwermut und Lebensfreude in ihren nationalen Farben zu erfassen, wie keiner besaß er ein Gefühl für das Gegenständliche, Greifbare, Dingliche, war vielfacher Neuerer der poetischen Form, was ihn zu einem der bedeutendsten Vorläufer Puschkins werden ließ. Drei wesentliche Richtungen seines poetischen Bekennnisses sind in unserer Anthologie repräsentiert: die Übertragung des 81. Psalms „Den Herrschern und Richtern“ (1780) war ein Bekenntnis hohen und beispielhaften Bürgermuts; Dershawins Hedonismus und Lebens-

freude werden durch vier seiner anakreontischen Lieder vermittelt; in die vielgestaltige Poesie des Realen führt uns das wiederum von Horaz ange-regte Sendschreiben „An Jewgeni. Das Leben in Swanka“ (1807) ein, in dem der Dichter den Alltag auf seinem Gut bei Nowgorod beschreibt.

Neben der genannten bestimmt eine zweite wesentliche Tendenz seit den 60er und beginnenden 70er Jahren die russische Literaturentwicklung entscheidend mit: das Aufkommen — im und neben dem Klassizismus (vgl. Dershawin) — neuer Sichtweisen, ästhetischer und formaler Prinzipien, literarischer Tendenzen, die, auf das menschliche Individuum konzentriert, einer Literaturerneuerung im Zeichen der Empfindsamkeit, des Sentimentalismus, der Vorromantik den Weg bereiten. Rußlands bürgerliche Entwicklung hatte gerade in den 60/70er Jahren Fortschritte gemacht. Es wuchs das Selbstwertgefühl der Persönlichkeit. Neben dem Rationalismus gewannen neue sensualistische Theorien an Boden; ein wachsendes Interesse für die Dichter der westeuropäischen empfindsamen Literaturerneuerung (Geßner, Wieland, Kleist, Rousseau, Milton, Pope, Young, Thomson u.a.) vertiefte die bodenständigen neuen Entwicklungstendenzen. Ein stärkeres Hervortreten persönlicher Motive, lyrischer Emotionalität hatte schon in dem unabhängigen adligen Dichterkreis um M. M. Cheraskow am Beginn der 60er Jahre begonnen, eigentliche Anfänge des Sentimentalismus gehen auf M. N. Murawjow (1757-1807) zurück und erfassen später Dichter wie N. A. Lwow (1751-1802), I. F. Bogdanowitsch (1743-1803), J. A. Nelédinski-Melezki (1752-1828), I. I. Chemnizer (1745-1784), G. R. Dershawin (1743-1816), W. W. Kapnist (1758-1823) u. a., von denen wir ausgewählte Miniaturen in unsere Sammlung aufgenommen haben. Es wird dabei erkennbar, daß die vom Sentimentalismus eingeleitete Literaturerneuerung bald dessen Rahmen sprengt und in ihrem Verlauf immer neue Quellen einer national-eigenständigen Entwicklung der russischen Literatur — die Folklore, die nationale Geschichte, antike Dichtung, Kunst, Mythologie etc. — erschlossen werden, die für den künftigen Literaturprozeß grundlegende Bedeutung erlangten. N. M. Karamsin (1766-1826), der bedeutendste Repräsentant des russischen Sentimentalismus und Erneuerer der russischen Nationalliteratur, greift auf wesentliche von seinen Vorgängern ausgehende Anregungen zurück.

Während jedoch Karamsins Schaffen seinen Höhepunkt erst nach 1790 und in der nachfolgenden Literaturetappe, erreicht, gipfelt die wechselvolle und kämpferische Geschichte der russischen Aufklärung der Katharinäischen Epoche als Bewegung für die bürgerliche Befreiung der Menschen zweifellos im Werk des Radikalaufklärers A. N. Radischtschew (1749-1802). Dieser hatte bekanntlich wesentliche Impulse sowohl für seine weltanschaulich-philosophische und wissenschaftliche Entwicklung als auch seine literarische Bildung an der Universität Leipzig (1766-1771) erhalten: neben den Anregungen anerkannter Professoren der Universität (Hommel, Platner, Garve,

Gellert, Prittman, Schott, Zoller u. a.) waren das die nachhaltige Bekanntschaft mit dem Werk Klopstocks und Herders sowie die in Leipzig gewonnenen Einsichten in das Werk der französischen Aufklärer. Diese wie auch die unmittelbaren persönlichen Erfahrungen mit der Selbstherrschaft setzten ihn schon bald nach seiner Rückkehr in die Lage, die russische Autokratie aus der Sicht eines konsequenten Humanismus und Demokratismus zu beurteilen: die von ihm unternommene Übersetzung (1773) von G. B. de Mablys „Observations sur les Grecs“ enthält eine seiner ersten persönlichen Stellungnahmen gegen die absolute Gewalt. Am Beginn der 80er Jahre schrieb Radischtschew dann eine seiner bedeutendsten Dichtungen, die im Stil des aufklärerischen Klassizismus verfaßte Ode „Freiheit“ (1781/83), in der er, mit Beispielen aus der Weltgeschichte, die Freiheit als die Quelle der Rechtssicherheit, der Wohlfahrt und des Glücks der Völker preist und tyrannischen Herrschern ihre unausweichliche Strafe prophezeit. 1782, im Jahr der Einweihung des berühmten, von E.-M. Falconet für Peter I. geschaffenen Denkmals in Petersburg, des ‘Ehernen Reiters’, äußert Radischtschew, wiederum als Demokrat und Patriot, seine Gedanken über den großen Zaren und Umgestalter Rußlands („Brief an einen Freund in Tobolsk“). Seine bekannte „Reise von Petersburg nach Moskau“ (1790), eine von tiefer Menschenliebe getragene Gesamteinschätzung der beklagenswerten Lage Rußlands unter der Leibeigenschaft und einer aufklärerisch verbrämten Despotie und zugleich das Werk eines neuen aufgeschlossenen Konzepts künstlerischer Wirklichkeitsdarstellung, schließt sich in Auszügen an. Eben die in der „Reise“ niedergeschriebenen Lebensbeobachtungen führen Radischtschew zur Einsicht in die Unausweichlichkeit sozialer Eruptionen in seinem Land und bestätigen seinen Glauben an die Stärke des Volkscharakters, den er mit allen europäischen Aufklärern teilte. Für dieses wahrhafte Buch, für das man ihn als einen ‘schlimmeren Aufrührer als Pugatschow’ ansah, mußte Radischtschew seinen schweren Gang in die sibirische Verbannung, das ferne Ilimsk, antreten. Auf dem Weg nach Sibirien schrieb er als Zeugnis seiner Standhaftigkeit die aufrechten Verse „Du möchtest wissen ...“ (1790/91). Nach dem Tode Katharinas II. gestattete ihm der neue Zar Paul I. seine Rückkehr. Das neue Säculum begrüßte er mit dem Gedicht „Das achtzehnte Jahrhundert“ (1801), einer Würdigung des Jahrhunderts der Aufklärung und Bekräftigung seiner festen Hoffnungen auf neue Fortschritte zur Freiheit der Völker. Von Alexanders I. Scheinliberalismus enttäuscht, schied er am 12. September 1802 aus dem Leben; ‘Radischtschew — der Freiheit Freund’ (Puschkin) blieb immer eine der hochgeachteten Traditionen für das freiheitliche Rußland.

Rußland 1796-1825.

Despotie — liberale Hoffnungen — nationaler Aufbruch Literatur auf der Suche nach nationaler Identität und Modernität

In den 80er Jahren hatten sich das aufklärerisches Denken und die aufklärerische Literatur selbstbewußter entwickelt. Dazu hatten die Einflüsse aus dem vorrevolutionären Frankreich, der Unabhängigkeitskampf der englischen Kolonien Nordamerikas, die Ausstrahlungen der deutschen Aufklärung, das gesamte politische und geistige Leben Europas beigetragen. Bei Ausbruch der Französischen Revolution ergriff Katharina jedoch harte Maßnahmen, um das Übergreifen der Revolution auf Rußland zu verhindern. Ebenso verfuhr Zar Paul I. (1796-1801). Die politische Reaktion berührte auch Rußlands Literaturverhältnisse nach 1789 entscheidend. Nun wurde z. B. I. A. Krylow (1769-1844) zum Zurückweichen gezwungen, der noch so eben seine angriffslustige Zeitschrift „Geisterpost“ (1789) herausgegeben hatte. In seiner schon vorsichtigeren Zeitschrift „Der Zuschauer“ (1792) erscheinen nur noch wenige bissige Satiren, wie z. B. die „Lobrede zum Gedanken an mein Großväterchen“ (1792). Der Krylowsche „Sankt-Petersburger Merkur“ (1793) verzichtet ganz auf die Behandlung politischer Themen, und bald verläßt Krylow unter dem Druck der Verhältnisse die Hauptstadt. Erst in der Weiterentwicklung der klassizistischen Fabel zur realistischen Satire und dramatischen Miniatur erschließt er sich nach Alexanders Thronbesteigung (1802) neue Möglichkeiten literarischer Wirksamkeit. In diesen kleinen Meisterwerken, die geistreich und treffend zuzupakken verstanden, wie die Sprache des Volkes, aus der sie schöpften, wurde er nicht nur zum Bahnbrecher des Gribojedowschen und Puschkinschen Realismus, sondern auch zum ersten anerkannten Volksdichter Rußlands. W. W. Kapnist (1757-1823), ein anderer Vertreter der aufklärerischen Literatur, schuf unter Paul I. aus Empörung gegen die allgemeine Rechtsunsicherheit und persönlich erlittenes Unrecht seine satirische Gesellschaftskomödie „Das Ränkespiel“ (1796). Es gelang ihm sogar, sie veröffentlichen und in Petersburg aufführen zu lassen (1798), doch bald folgt das Verbot auch dieses Werkes.

Der für die Weiterführung des progressiven Literaturprozesses nach 1790 bedeutendste Dichter trat jedoch in Karamsin hervor. N. M. Karamsin (1766-1826) fiel es zu, dem immer stärkeren Verlangen der Menschen nach Selbsterkenntnis und Selbstbestätigung künstlerisch zu entsprechen, die der neuen Etappe gemäßen Ideen, Themen und künstlerischen Formen zu entwickeln. Damit wurde er zum Begründer einer neuen, der ‘Karamsinschen Periode’ der russischen Nationalliteratur. Seine neue Sprache der Melancholie, der feinsinnigen Empfindungen ermöglichte jenen selbstbewußten aufklärerischen Konsens, der unter den Bedingungen der verordneten Schweigepflicht anders nicht erreicht werden konnte.

Karamsins Leistung besteht in der Festigung und Erhebung des Sentimentalismus zu einer nationalen Literaturbewegung. Aus dem Kreis um N. I. Nowikow hervorgehend, von der russischen und europäischen Aufklärung geprägt, beginnt er um 1788 selbst zu schreiben. 1789 erblickte in der „Lektüre für Kinder“ die erste empfindsame Novelle der russischen Literatur „Eugen und Julia“ das Licht der Welt. Bald danach tritt Karamsin eine Reise durch Westeuropa — Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England — an, deren bedeutsame literarische Ernte, die „Briefe eines russischen Reisenden“, 1791/92 in der von ihm herausgegebenen neuen „Moskauer Zeitschrift“ und 1797/1801 in Buchform erschien.

In den „Reisebriefen“ lernte Rußland seinen führenden und zukunftsweisenden Dichter kennen. Karamsin entdeckte das neue Europa für den russischen Leser mit wachen Sinnen und einem aufgeschlossenen Herzen. Mit geschärftem Blick für das Bedeutsame, Neue beschreibt er, vielfach mit Episodischem und Anekdotenhaftem verwoben, Gesehenes und Erlebtes, verleiht er den Gefühlen und Empfindungen, die ihn bewegten, Ausdruck. Eine tiefe Sympathie für die erreichten Fortschritte der Aufklärung, Bildung und Kultur durchdringt das Werk, mit seinem historischen Optimismus auch Rußland Weg und Ziel suggerierend. Der mit Kant, Wieland, Herder und zahlreichen weiteren europäischen Geistesgrößen persönlich bekannte Dichter, der seine Aufenthalte in Dresden, Leipzig, Weimar, Frankfurt, Darmstadt, Mannheim — später in Genf, im revolutionären Paris und London — so fesselnd beschrieb, wird hoffentlich auch unserem Leser etwas zu sagen haben.

Nachdem Karamsin seine „Reisebriefe“ veröffentlicht hatte, war er bereits ein angesehener Autor; die empfindsame Erzählung „Die arme Lisa“ (1792) machte ihn zum meistgelesenen und beliebtesten Dichter Rußlands. Karamsins Erzählkunst entwickelte sich nun rasch, nahm neue weltliterarische Anregungen auf, trug dem verfeinerten Geschmack seiner Leser Rechnung. Die Erzählung „Die Insel Bornholm“ (1793) dokumentiert die erreichte höhere Stufe poetischer Meisterschaft eindrucksvoll, neu und anziehend der Stoff, brillant der Stil der Erzählung, in der Karamsin in Anknüpfung an seine Reiseerlebnisse das Thema einer unerlaubten Liebe behandelt. Die düsteren Farben einer wilden ossianischen Natur, das geheimnisumwitterte Vergehen der Helden, die merkwürdige Atmosphäre des Schlosses und seiner Bewohner, der das Geheimnisvolle verstarkende fragmentarische Charakter verleihen dieser Erzählung ihr einmaliges Kolorit, deuten schon auf das Heraufziehen der Romantik.

Karamsin, der ‘Republikaner in der Seele’, liberaler und kritischer Monarchist war, glaubte an den Fortschritt der Menschheit durch die Fortschritte der Aufklärung, die er vom Voranschreiten der Völker im Rahmen ihrer nationalen Kulturen, von ihren nationalen Beiträgen zur Menschheitskultur erwartete. Karamsins modernes und einflußreiches Journal „Der Bote Euro-

pas“ (1802-03) stand ganz im Dienst dieser Ideen. Sein Aufsatz „Über Vaterlandsliebe und Nationalstolz“ (1802) vermittelt einen Eindruck von seiner politischen Publizistik. — Als russischer Reichshistoriograph arbeitete er von 1803 bis zu seinem Tod an der „Geschichte des russischen Reiches“ (1818-1824). Auf den Dokumenten des russischen Mittelalters fußend, schrieb er die russische Geschichte auf aufklärerischen Grundlagen und schuf gleichzeitig ein Nationalepos, das die Herausbildung des russischen Nationalbewußtseins wesentlich beeinflußt hat. Auch Puschkin („Boris Godunow“) und die Dekabristendichter nutzten seine Stoffe. Mit dieser Nationalgeschichte krönt Karamsin sein Lebenswerk. — Als Freund und Dichtergefährte Karamsins ging I. I. Dmitrijew (1760-1837) einen nahegelegenen, aber eigenen Weg. Sein romanzenhaftes Lied im Volkston („Traurig seufzt ein graues Täubchen“, 1792) gehört einem Genre zu, das sich seit dem ausgehenden 18. Jh. bei Dershawin, Lwow, Kapnist, Nelédinski-Melezki, Mersljakow u. a. wachsender Beliebtheit erfreute.

Karamsins dichterische Leistung hatte der russischen Literatur zu gesellschaftlicher Resonanz und internationaler Wirkung verholfen. Nach der Jahrhundertwende wurde der Sentimentalismus von der Romantik abgelöst, die dessen Wirken für die Ausprägung der russischen Nationalliteratur und die Emanzipation der Persönlichkeit weiterführte. Gefördert und bestätigt wird sie in diesem Anliegen von der europäischen, besonders der englischen und der deutschen Romantik (Eschenburg, die Brüder Schlegel, Goethe, Schiller, E. T. A. Hoffmann), der Shukowski und andere russische Romantiker bedeutende Anregungen verdanken. Aus diesen Impulsen heraus reift die frühe russische Romantik im Kreis der unmittelbaren Schüler und Jünger Karamsins, der ‘Karamsinisten’, und verdankt ihre Entstehung der ausgeprägt-individuellen Genialität eines Dichterpaars: W. A. Shukowski und K. N. Batjuschkow, die mit ihrem Schaffen das Antlitz der russischen Literatur zwischen 1800 und 1818 wesentlich bestimmen. Beider Werk spiegelt auf seine besondere Weise die Unzufriedenheit der Generation mit der freudlosen Realität, bedeutete jedoch — in der Entdeckung der seelischen Vielfalt und der Größe des Menschen — zugleich Befreiung von ihr, Erhebung über sie.

In W. A. Shukowskis (1783-1852) Lyrik steht die an Gefühlen und Gedanken reiche Elegie mit ihrer freien Form an beherrschender Stelle. Eine seiner frühen und schönsten Elegien, „Der Abend“ (1806), veranschaulicht in vorher nicht erreichter poetischer Vollendung die Farben, Töne und Stimmungen einer herabsinkenden Nacht und die Empfindungen des sich mit der Natur vollends vereinigenden Menschen. Diese Linie wird von der späten Elegie „Das Meer“ (1822) meisterlich fortgesetzt, in welcher der Dichter die natürlichen Abhängigkeiten von Meer und Himmel als leidenschaftliche Zuneigung zweier Liebender poetisiert. Puschkin schätzte die Gefühlstiefe und überragende Wortkunst seines Lehrers über alle Maßen und be-

gann seinen dichterischen Weg zur Meisterschaft als dessen gelehriger Schüler. Wie in einem Tautropfen spiegelt sich Shukowskis entsagungsbereite Philosophie — sein Glaube an die Seligkeit als Frucht irdischer Mühen — in der Elegie von „Theon und Aischines“ (1814). Die große Wirkung Shukowskis als Dichter der russischen Romantik ist nicht zuletzt mit dem Genre der Ballade verbunden, das er in die russische Literatur eingeführt hat und das er in der genialen Übertragung — Shukowski übersetzte nicht weniger als 34 Balladen deutscher und englischer Dichter, darunter Schiller, Goethe, Uhland — wie im Original meisterhaft beherrschte. In der Ballade „Swetlana“ (1808/12) gelang ihm zweifellos die schönste, von echtem, russischem Nationalkolorit erfüllte Bearbeitung des Lenore-Stoffes (G. A. Bürgers Ballade, 1774), dem er sich in „Ludmila“ (1808) schon einmal zugewandt hatte.

Im Unterschied zur elegischen und mystischen Grundhaltung Shukowskis und der beeindruckenden Musikalität seines Verses schenkt K. N. Batjuschkow (1787-1855) der Literatur der Romantik in erster Linie die ‘leichte Poesie’ der epikuräischen Sinnesfreude, der seine geniale Fähigkeit zur bildhaften, plastischen Gestaltung des Dinglichen, Gegenständlichen entgegenkam: die vom Ideal der persönlichen Freiheit durchdrungene Kultur des Lebensgenusses als Gegensatz zur Eitelkeit und Leere der Adelswelt war seine spezifische Form der romantischen Opposition gegen die drückenden Gesellschaftsverhältnisse. Dieses Lebensgefühl hat er in kleinen poetischen Meisterwerken voller Klarheit, Reinheit und Vollkommenheit des Ausdrucks, Harmonie und Elastizität des Verses gestaltet. Die gleiche Leichtigkeit des fließenden Verses, Einfachheit und Ungezwungenheit in der Beschreibung des idealisierten Lebensstils lässt das Sendschreiben „Meine Penaten“ (1811/12) erkennen, das zum Vorbild für Puschkins Lyzeumsgedicht „Das Städtchen“ (1815) geworden ist. Die Schrecken des Napoleonischen Eroberungskrieges (1812/14) führen Batjuschkow zur Suche nach ernsthafteren Stoffen, gewichtigeren Gattungen. Der Dichter findet sie in der monumentalen historischen Elegie, die sich bedeutende geschichtliche Stoffe oder tragische persönliche Schicksale zum Thema wählt, und dem kühnen Vorstoß in die Prosa. Die Elegie „Der Schatten des Freundes“ (1814), Gedanken an den bei Leipzig gefallenen Freund, ist ein Beispiel. In seinen Prosastückchen machte Batjuschkow den interessanten Versuch, wichtige Episoden aus den Werdejahren der russischen Kultur im literarischen und nationalen Bewußtsein seiner Zeit wachzuhalten, wie in dem fiktiven Gespräch des russischen Dichters und Aufklärers A. D. Kantemir mit seinem französischen Zeitgenossen und Freund Montesquieu („Ein Abend bei Kantemir“, 1816).

Shukowskis und Batjuschkows frühes Schaffen fiel in die erste Hälfte der Regierungszeit Alexanders I. (1801-1825), die voller liberaler Hoffnungen war. Die Literaturverhältnisse gestatteten eine ruhige Entfaltung vielfältiger

literarischer Tendenzen, ein zukunftsorientiertes poetisches Schaffen, das von den verschiedensten Traditionen und dem Wunsch genährt war, die russische Literatur als nationale Literatur noch lebensvoller, volksnäher zu machen. Aus diesem Spektrum der Literaturlandschaft vor dem Vaterländischen Krieg wählten wir als dritten typischen Repräsentanten mit zwei Texten („An Burzow“, 1804, und „Entscheidungsabend“, 1818) den Dichter der Trinkgelage und Biwakfeuer, den legendären Partisanenkommandeur Denis Dawydow (1784-1839) aus, der mit seinem poetischen Werk gleichzeitig die Dichtung des Krieges gegen Napoleon und der Nachkriegszeit vertritt.

Der Vaterländische Krieg 1812-14 leitete die Phase einer rascheren Entwicklung des demokratischen und oppositionellen Denkens ein. Die Erhebung von großen Teilen des Volkes gegen die Napoleonische Okkupation und die Vertreibung des Aggressors bestätigten die von den patriotischen Teilen des Adels in die Volkskraft gesetzten Hoffnungen. Die Tapferkeit und Siege der Soldaten, Partisanen, Bauern und patriotischen Offiziere und die gemeinsam gebrachten Opfer motivierten das Aufflammen des Patriotismus und Nationalstolzes als gemeinsame Empfindung der übergroßen Mehrheit der Nation. Da sich die konservative Partei des Landes dem demokratischen Verständnis dieser Entwicklung jedoch verschloß, dem Vernunftsgebot der Stunde, den russischen Bauern jetzt zu befreien, nicht stattgab, war der offene Ausbruch des Unwillens unausbleiblich. Adlige Offiziere schlossen sich in geheimen Organisationen zusammen, betrieben die Gewinnung der öffentlichen Meinung und bereiteten die revolutionäre Erhebung vor, um den Absolutismus zu stürzen; in der Geschichte der dekabristischen Geheimgesellschaften erlebte Rußland seine erste revolutionäre Bewegung zur Überwindung seiner feudalen Rückständigkeit und für die Einführung einer bürgerlich-republikanischen Verfassung. In sie mündeten historisch letztendlich Gedanken und Bemühungen der russischen Aufklärer des 18./19. Jh. um bürgerliche Veränderungen in Rußland. Doch der Aufstand des 14. Dezember 1825 scheiterte: die Führer der Erhebung bezahlten ihre mutige Tat mit dem Leben, die beteiligten Offiziere und Soldaten erwartete eine harte Abrechnung. Das Vermächtnis der Dekabristen jedoch blieb auch in der Folgezeit lebendig.

Rußlands Literaturentwicklung aber steht in den Jahren nach dem Vaterländischen Krieg unter dem entscheidenden Einfluß der politischen Entwicklung des Landes. Sowohl die Dichter der Dekabristenbewegung selbst als auch Gribojedow, Puschkin u.a. sind Kinder ihrer bewegten Zeit. Gleichzeitig krönen sie den sich über mehr als ein Jahrhundert erstreckenden Aufstieg der russischen Nationalliteratur mit bedeutenden dichterischen und theoretischen Werken, die nicht nur Synthese und Abschluß, sondern gleichzeitig Ausgangspunkt sind für den Aufstieg zur russischen Klassik des 19. Jh.

Die patriotische Woge der Jahre 1812/14 hatte unmittelbar literarische Folgen. Offiziere, künftige Dekabristen, schrieben als erste Eindrücke und Empfindungen nieder, aus denen die aufgeklärten Ideale ihrer Autoren: Humanismus, Friedensliebe, Mitgefühl mit dem einfachen Volk klar hervortreten (F. N. Glinkas „Briefe eines russischen Offiziers“, 1815). Auch Glinkas Gedanken über eine zu schaffende Geschichte des Vaterländischen Krieges (1816) sollten für das patriotische, nationale Antlitz der Literatur generell Bedeutung erlangen. Nationale und aufklärerische Ideale inspirierten N. I. Gneditzsch (1784-1833) Rede „Über die Bestimmung des Dichters“ (1821), in der der angesehene Homer-Übersetzer die jungen russischen Dichter darin bestärkte, ihre Begabungen in den Dienst der Menschenliebe, der Wahrheit und des Wohls des Vaterlandes zu stellen.

Die Dichter der frühen dekabristischen Organisationen (F. N. Glinka, P. A. Katenin, W. F. Rajewski, der ihnen nahestehende P. A. Wjasemski u.a.) hatten diesen Weg bereits beschritten. Romantiker in ihrem dichterischen Bekenntnis, waren sie daran beteiligt, der Romantik entgegen der subjektiv-elegischen Grundrichtung, die ihr W. A. Shukowski verliehen hatte, in den Idealen der politischen und sozialen Freiheit neue Inhalte zu geben: in ihrem Werk vollzieht die russische Romantik den Übergang zu ihrer zweiten Phase, in der sie unmittelbar zur Stimme der russischen antiabsolutistisch-bürgerlichen Bewegung wird (Rylejew, Bestushev etc.). Auch Gribojedow und Puschkin stehen unter ihrem starken Einfluß.

Dichterische und theoretische Leistungen von nationalliterarischer Geltung, die wesentlich den Gang der russischen Literatur des 19. Jh. beeinflussen, reifen in dieser Zeit. Literatur und Leben nähern sich um ein weiteres Stück. Die Dekabristen gehen bedeutsame Schritte zur nationalen Eigenständigkeit der russischen Literatur und weisen ihr mit ihren Vorstellungen vom Nationalcharakter, der nationalen Identität den Weg zu ihrer weiteren Demokratisierung und Volksnähe. Die Literatur wird in ihrem Schaffen zu einem bedeutsamen geistigen und ästhetischen Faktor. P. A. Katenin z. B. sah, im Unterschied zu W. A. Shukowski, die wahre Volkstümlichkeit der Ballade („Der Waldgeist“, 1815) sowohl im einfachen Thema als auch der ungeschönten Umgangssprache des Volkes. P. A. Wjasemski deutet in seiner Zueignung „Auf das Schiff“ (1819) in den Jahren erfolgreicher oppositioneller und liberaler Aktivitäten der Dekabristen eine freiheitlich-demokratische Gesellschaftsperspektive an, die das Ziel der dekabristischen Pläne war. K. F. Rylejew war einer der bedeutenden dekabristischen Dichter: seine mutige Bloßstellung des mächtigen Zarengünstlings Araktschejew (1820) und seine Elegie „Soll ich des Menschen Würde schänden“ (1824) stellen Musterbeispiele politischer dekabristischer Lyrik dar.

A. S. Gribojedow (1795-1829), vom Klassizismus kommend, ging dem Realismus ein beträchtliches Stück entgegen. Er, der Anhänger aufklärerisch-liberaler Ideale, folgte mit seinen künstlerischen Fähigkeiten der For-

derung der Zeit nach der nationalen Komödie progressiv-bedeutsamen Ideengehalts. „Verstand schafft Leiden“ (1824) wurde zur eindrucksvollen Anklage der verknöcherten und unbelehrbaren ‘Welt des Gestern’; in Tschazki erhielt diese ihren impulsiven, unbestechlichen Kritiker. Als politische, kühn aus der Umgangssprache schöpfende Komödie erwarb sich „Verstand schafft Leiden“ große Popularität und hat bis heute nichts von ihrer Bühnenwirksamkeit verloren; nicht wenige ihrer einprägsamen Verse sind als geflügelte Redewendungen fest in den Gebrauch des heutigen Russisch eingegangen.

A. S. Puschkin (1799-1837) soll am Ende unserer Auswahl stehen. Puschkin hat nicht wenige bedeutsame Anregungen der Weltliteratur aufgenommen; vor allem jedoch wächst er aus den Traditionen der Literatur seines Vaterlands, die er — Kraft schöpfend aus den eigentlichen Quellen: der Sprache, den Sitten, der Geschichte, den Liedern und Märchen des russischen Volkes — im Voranschreiten kritisch aufgenommen hat. Seine ersten Anreger und Lehrer waren Dershawin, Krylow, Karamsin, die Romantiker Shukowski, Batjuschkow u.a.. Seit dem Lyzeum stand er den Dekabristen nahe, teilte viele ihrer aufklärerischen, bürgerlich-liberalen Ideale und wesentliche ihrer nationalliterarischen Grundsätze. Die Gedichte „An Tschaadajew“ (1818) und „Das Dorf“ (1819) zeigen ihn als Sprecher der dekabristischen Romantik, einer Romantik der politischen Opposition gegen den Absolutismus und des freiheitlichen Bekenntnisses. Von diesen Idealen erfüllt, vom Nachdenken über das russische Volk und die Berufung der Literatur geleitet, näherte sich der Dichter in seiner Verbannung im Süden (1820-23) und den Jahren seines Aufenthalts auf dem mütterlichen Gut Michailowskoje (1823/26) dem als ‘wahre Romantik’ beschriebenen Realismus, in dem er die erstrebte ideale, wahrhafte und volksnahe Art der Darstellung des Lebens erkannte, die Rußlands Literatur nach seiner Überzeugung benötigte, um zum geistig-künstlerischen Ausdruck der Nation zu werden. Puschkins Elegien — „Verloschen sind des Tages Gluten“ (1820), „An das Meer“ (1824) u. a. — sind voller tiefen Empfindens, seine Gedichte, die genial wie einfühlsam und einfach die Poesie der Natur, des Lebens, die Schönheit der Liebe („Ich liebte Sie“, 1829) ausdrücken, zeigen die mächtvolle poetische Bewegung, mit der er zur Stimme der Gedanken und Gefühle seines Volkes wurde. Puschkins erstes weitgehend realistisches Werk, die Erprobung der neuen objektiven Sichtweise auf den Einzelnen als Teil der Geschichte seines Volkes, war das historische Drama „Boris Godunow“ (1825). In dem Roman in Versen „Eugen Onegin“ (1823/31) entstand Puschkins Hauptwerk, der erste Gesellschaftsroman der russischen Literatur. Er zeigt in der berührend-schicksalhaften Lebensgeschichte seiner einprägsamen Helden — Onegin, Tatjana, Lenski —, im Sittenbild des Rußlands der 20er Jahre gleichzeitig den Weg des Dichters zu der endlichen Er-

kenntnis, daß Poesie und Wahrheit allein in der einfachen, unbeschönigten Wirklichkeit selbst ruhen.

Rußlands Literaturentwicklung — seit etwa 1650 der fortschreitende Ausdruck der Herausbildung der russischen Nation — erreichte in A. S. Puschkins Schaffen ihren Abschluß und Höhepunkt. Puschkins historisches Verständnis der vergangenen Literaturentwicklung ebenso wie ihrer gegenwärtigen und künftigen Aufgaben zur geistigen Repräsentation der russischen Nation ermöglichte und erforderte die sorgsame Bewahrung der Tradition. Puschkin schuf in seinem Stil des objektiv-wahrhaften Sehens und Gestaltens der Wirklichkeit die solide Grundlage, auf der alle bisherigen nationalliterarisch bedeutsamen Errungenschaften Teil einer genialen Synthese, Funktionselemente der nachfolgenden Entwicklungsetappen der russischen Literatur werden konnten.

Allein erst die bis zu Puschkin von der russischen Literatur zurückgelegte Wegstrecke ermöglichte deren Aufstieg zur Klassik und zur weltliterarischen Geltung.

Anmerkungen

Seite

- 13 *Alexei Michailowitsch* (1629-1676) — russischer Zar von 1645-1676, Vater Peters des Großen..
Belinski, Wissarion Grigorjewitsch (1811-1848) — demokratischer Kritiker und Publizist, Theoretiker des künstlerischen Realismus.
Klutschewski, Wassili Ossipowitsch (1841-1911) — russischer Historiker, Autor des Geschichtswerkes „Kurs russischer Geschichte“ (5 Bde, 1904-1922)
- 14 *Schemjáka* — Eigename, hier Name des Richters. Der russische Titel der Erzählung „Šemjákin sud“ bezeichnet seit deren Erscheinen ein ungerechtes, willkürliches Gericht.
- 18 *Salomon/Salomo* (gest. um 925 v.u.Z.) — König von Israel, berühmt durch seine Weisheit und Gerechtigkeit.
- 21 *Nikon* — Patriarch der russisch-orthodoxen Kirche von 1652-1666, führte von 1653 an Reformen (Veränderungen im Gottesdienst, Korrekturen an kirchlichen Texten) durch, die den Widerstand breiter demokratischer Schichten von Gläubigen und der niederen Geistlichkeit hervorriefen und zur Kirchenspaltung (Schisma, russ.: raskol) führten. Die Bewegung der am alten Glauben festhaltenden „Altgläubigen“ (Raskolniki) wurde grausam verfolgt.
Solowezki-Kloster — Kloster der russisch-orthodoxen Kirche auf den Solowezki-Inseln in der Onega-Bucht des Weißen Meeres.
- 22 *Tschudow-Kloster* — Kloster der russisch-orthodoxen Kirche im Moskauer Kreml.
- 23 *Daurien* — Gebirgslandschaft zwischen dem Baikalsee und der Mongolei.
- 25 *Werchoturje* — Stadt hinter dem Ural in Westsibirien.
Ritschtschew, Fjodor Michailowitsch (1625-1673) — russischer Staatsmann unter der Regierung des Zaren Alexei Michailowitsch.
Morosowa, Feodossija Prokopjewna (gest. 1672) — Bojarin, bekannte Anhängerin der Altgläubigen, Förderer des Protopopen Awwakum, starb in der Verbannung. (Gemälde von Wassili Surikow [1848-1916]: „Die Bojarin Morosow“).
- 26 *Mesén* — Stadt, Verwaltungszentrum im Gebiet Archangelsk am Weißen Meer.
Pafnutjew-Kloster — Kloster der russisch-orthodoxen Kirche in Moskau.
Pustosersk — Siedlung unweit der Petschora im Gebiet Archangelsk.
- 31 *Fjodor Alexejewitsch* — Sohn des Zaren Alexei Michailowitsch und Halbbruder des späteren Zaren Peter I., russischer Zar von 1676-1682, führte die Besetzung zentraler Ämter auf der Grundlage persönlicher Fähigkeiten ein (1682).
- 32 *Herzen*, Alexander Iwanowitsch (1812-1870) — revolutionär-demokratischer Publizist, Schriftsteller, Gegner der russischen Autokratie, wirkte seit 1847 oppositionell vor allem von Frankreich und England aus.
Solowjow, Sergei Michailowitsch (1820-1879) — russischer Historiker, Autor einer „Geschichte Rußlands“ (29 Bde, 1851-1879).

- Nesterow, Alexei* (hingerichtet 1724) — Generalfiskal (unter Peter I. — oberster Leiter einer geheimen Aufsichtsbehörde).
- Schafirow, Pjotr Pawlowitsch* (1669-1739) — Mitstreiter Peters I., Baron; Diplomat, Vizekanzler.
- Menschikow, Alexander Danilowitsch* (1673-1729) — engster Mitstreiter Peters I., talentierter Heerführer, Inhaber hoher Staatsämter.
- Jagushinski, Pawel Iwanowitsch* (1683-1736) — einer der hervorragenden Mitstreiter Peters I., Generaladjudant, Generalfiskal, Generalprokurator (Generalstaatsanwalt) des Senats.
- 33 *Academie marine* — See-Akademie, Marine-Akademie.
- Maitres* — (frz.) Meister.
- Buddaei großes Lexikon* — Budde (lat.: Buddeus), Johann Franz (1667-1729), deutscher protestantischer Theologe und Philosoph, gab von 1709 an in Leipzig das „Allgemeine historische Lexikon, in welchem das Leben und die Taten der Patriarchen, Propheten..., Gottesgelehrten, Ketzer..., Kaiser, Könige vor gestellt werden“ (²1722) heraus.
- Pufendorf, Samuel, Freiherr von* (1632-1694) — deutscher Historiker und Staatsrechtsgelehrter, Verfasser des geschichtswissenschaftlichen Standardwerks „Einleitung zu der Historie der vornehmsten Reiche und Staaten“, Frankfurt/M. 1684.
- Colloquia Erasmi Roterodami* — Erasmus von Rotterdam (1469-1536), Hauptvertreter des Humanismus des 16. Jh., veröffentlichte ab 1518 zur Verteidigung vernunftgemäßer Anschauungen seine sog. „Colloquia“ (= Schülertgespräche).
- Arndts wahres Christentum* — Arndt, Johann (1555-1621), protestantischer Theologe, früher Wegbereiter des Pietismus; seine gegen die starre protestantische Orthodoxie gerichteten „Vier Bücher vom wahren Christentum“ (1605) waren in Rußland populär.
- Orbis pictus* — (lat.) „Gemalte Welt“ (1658): pädagogisches Hauptwerk des tschechischen Theologen und Pädagogen Jan Amos Komenský (lat.: Comenius) (1592-1670).
- 34 *das utile mit dem jucundo* — (lat.) das Nützliche mit dem Angenehmen, Vergnüglichen.
- jets d'eau* — (frz.) Springbrunnen.
- Wolinski/Wolynski, Artemi Petrowitsch* (1689-1740) — russischer Diplomat und Staatsmann.
- 35 *Strafe des großen Adlers* — Verstöße gegen die von Peter I. angewiesenen neuen europäischen Sitten, gegen den Anstand etc. wurden auf Befehl des Zaren mit dem Austrinken des mit Branntwein oder Wein gefüllten „Großen Adler-Pokals“ „auf einen Zug“ bestraft.
- 36 *Weber, Christian Friedrich* (Lebensdaten unbekannt) — 1714-1720 Hannoverscher Resident (Gesandter) in St. Petersburg; Autor des bedeutenden Berichts „Das veränderte Rußland...“ (1721), ein Bild Rußlands zur Zeit der Petrinischen Reformen.

- 37 *Charakter* — Verdienste, Ansehen, die die Verleihung eines Rangs rechtfertigen.
- 39 *Herberstein/Herberstain*, Sigmund, Freiherr von, Graf (1486-1566) — österreichischer Staatsmann, Geschichtsschreiber; er bereiste als kaiserlicher Gesandter Rußland 1516/18 und 1526/27; sein interessanter und zuverlässiger Bericht über Land und Leute erschien unter dem Titel „*Moscovia*“ 1549 in lateinischer Erstausgabe, 1557 in einer deutschen Ausgabe.
- 40 *Samson* — dem biblischen Samson bzw. Simson wurden außergewöhnliche Kräfte zugesprochen.
- 41 *Die Geschichte vom russischen Edelmann Alexander* gehörte neben der „Geschichte vom russischen Matrosen Wassili Koriotski“ und der „Geschichte vom russischen Kaufmann Iwan“ zu den bekanntesten überlieferten Erzählungen des I. Drittels des 18. Jh. In der weiteren Handlung wird Alexander auch Hedwig-Dorothea untreu und entflammmt für Tirra, die Tochter des Hofmarschalls. Nach ritterlichen Abenteuern und Siegen, die ihm die Achtung der ganzen europäischen Ritterschaft einbringen, stirbt Alexander während einer seiner Fahrten beim Baden im Meer. Die Erzählung vereint Züge der galanten und Abenteuererzählung und bringt sowohl in der Handlung als auch im Verhalten der Helden anschaulich Züge der Petrinischen Zeit zum Ausdruck.
- 52 *Ulošenije* — (russ.) Gesetzgebung, Gesetzeswerk.
- Mordwinen* — finnougrisches Volk im mittleren Wolgagebiet; die M. besaßen zu Peters Zeiten weder eine Schriftsprache noch eine gebildete Schicht.
- 57 *Romanows von Braunschweig-Wolfenbüttel* — das russische Herrscherhaus Romanow hatte sich durch dynastische Heiraten eng mit den Herrscherhäusern von Braunschweig-Wolfenbüttel und Holstein-Gottorp verschwägert. Nachkommen aus diesen Häusern waren entscheidend an den Machtkämpfen um den russischen Kaiserthron beteiligt.
- Manich/Münnich*, Burchard Christoph von (1683-1767) — Graf, Generalleutnant und Feldmarschall in russischen Diensten, russischer Staatsmann, Ingenieur. Entmachtete 1740 den mächtigen ehem. Favoriten der \nearrow Kaiserin Anna Iwanowna, den Regenten von Rußland \nearrow Biron. Während der Regentschaft Anna Leopoldownas (1740-1741), die Münnich erhoben hatte, wurde er zunächst zum Rücktritt vom Amt des 1. Ministers gezwungen und mußte nach der Thronbesteigung der Kaiserin Jelisaweta Petrowna im Nov. 1741 Biron in die Verbannung folgen..
- Biron/Böhren*, Ernst Johann (1690-1772), kurländischer Emporkömmling, führ seit etwa 1720 den Namen v. Biron, Favorit \nearrow Anna Iwanownas vor und während ihrer Regierungszeit (1730-1740), Herzog von Kurland, Okt.-Nov. 1740 Regent Rußlands.
- Anna Iwanowna* (1693-1740) — Tochter des Zaren Iwan V. Alexejewitsch, des Halbbruders Peters I., Kaiserin von Rußland 1730-1740. Sie hatte nach ihrer Heirat mit dem Herzog Friedrich Wilhelm von Kurland und Semgallen ihren langjährigen Sitz in Mitau (Mitava), dem heutigen Jelgava (Lettland).

- 58 *Jelisaweta Petrowna* (1709-1761) — Tochter Peters I., Kaiserin von Rußland 1741-1761.
- Zarewna Sofja/Sophie* — Sofja Alexejewna (1657-1704), Halbschwester Peters I., Regentin von Rußland 1682-1689.
- Rasumowski*, Kirill Grigorjewitsch (1728-1803) — Graf (1744), Hetman.
- Kirchenfürst Platon* — Platon Lewschin (1737-1812), Erzbischof, seit 1755 Metropolit von Moskau.
- Zarin* — Katharina II., Kaiserin von Rußland 1762-1796.
- russischer Klassizismus* — nach dem nur partiell und lokal entwickelten ‚Moskauer Barock‘ die erste ausgeprägte Richtung der neuzeitlichen russischen Literaturentwicklung (dominierend etwa 1730-1800), entstand unter französischem Einfluß, aber in ausgeprägter nationaler Spezifik.
- 59 *Fjodorow*, Valentin Iwanowitsch — sowjetisch-russischer Literaturwissenschaftler, Kenner des 18. Jh.
- Rastrelli*, Bartolomeo Francesco (1700-1771) — in Rußland tätiger Baumeister und Architekt italienischer Herkunft .
- Wolkow*, Fjodor Grigorjewitsch (um 1729-1763) — russischer Schauspieler, Gründer des ersten russischen Berufstheaters 1748 (in Jaroslawl), wirkte seit 1752 in Petersburg.
- Schuwalow*, Iwan Iwanowitsch (1727-1797) — Favorit der Kaiserin Jelisaweta Petrowna, erster Kurator der 1755 gegründeten Universität Moskau, erster Präsident der Akademie der Künste (gegr. 1757), Gönner M. W. Lomonosows.
- Stählin*, Karl (1865-1939) — Historiker, Verfasser einer „Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart“ (4 Bde, 1923-1939)
- 62 *Wicif*, John (um 1320-1384) — englischer Reformator, Bibelübersetzer.
- Hus*, Jan (um 1371-verbrannt 1415) — tschechischer Reformator.
- Calvin*, Johann (frz. Chauvin, Jean) (1509-1564) — Reformator.
- Grotius*, Hugo (1583-1645) — niederländischer Jurist, Philosoph, Staatsmann, einer der Mitbegründer der bürgerlichen Theorie vom Natur-, Völker- und Staatsrecht.
- Pufendorf* — (Anm. S. 33) vertiefte in den Naturwissenschaften, im Staats- und Völkerrecht sowie der Philosophie den Gebrauch der menschlichen Vernunft, die Anwendung rationaler wissenschaftlicher Methoden.
- Cartesius (lat.)/Descartes*, René (1596-1650) — französischer Philosoph, Mathematiker und Physiker, Wegbereiter des rationalen Denkens und einer rationalen Beherrschung der Natur.
- Copernikus/Kopernikus*, Nikolaus (1473-1543) — Astronom, Mathematiker und Arzt, lehrte, im Gegensatz zur Theologie, daß die Sonne im Mittelpunkt der Welt stehe (Begründer des heliozentrischen Systems).
- Galilei*, Galileo (1564-1642) — italienischer Naturforscher und Astronom, verteidigte und vertiefte durch eigene wissenschaftliche Entdeckungen das kopernikanische Weltsystem.

- Bruno, Giordano* (1548-1600) — italienischer Naturforscher und Philosoph, ging in der Erkenntnislehre von der Vernunft aus und lehrte, u.a. von Kopernikus beeinflußt, die Eigenbewegung und Unendlichkeit des Universums; von der Inquisition auf dem Scheiterhaufen verbrannt.
- 64 *Theophan*, Prokopowitsch — Freund und Gesinnungsgefährte Kantemirs (s. auch Autoren).
- 66 *Chrysipp* — Chrysipp und alle weiteren in der Satire genannten Namen sind fiktiv.
- 68 *Kroesus* (6. Jh. v.u.Z.) — König von Lydien (Kleinasiens), war berühmt durch Reichtum und Freigebigkeit.
- Asow — 1695/96 wurde die damalige türkische Festung Asow zweimal durch Peter I. belagert und schließlich eingenommen.
- 70 *Staatsgeld unterschlug* — die Schankwirte waren Angestellte des Staates.
- 71 *Warlaam* — Anspielung auf den Hofgeistlichen der Kaiserin Anna Iwanowna.
- 74 *Demokrit* (um 460-370 v.u.Z.) — griechischer Philosoph, Gelehrter von enzyklopädischer Vielseitigkeit, lehrte in der Ethik u.a., daß eine vernünftige Lebensführung einen heiteren Seelenzustand hervorbringt.
- 79 *Schtschi* — (russ.) Kohlsuppe.
- 80 *Kwass* — (russ.) leicht alkoholisches bäuerliches Getränk aus einer Mischung von Wasser mit Malz und Roggenmehl bzw. Roggenbrot.
- 81 *Chotin* — ehem. türkische Festung, Stadt am Dnestr in der westlichen Ukraine.
- erschien der Held — Peter I..
- am Don — Peters Sieg über die Türken bei Asow, das 1696 eingenommen wurde; weiter erinnert Lomonossow an die Siege Peters über die Perser und besonders die Schweden („Goten“).
- Bezwinger von Kasan — Zar Iwan IV. (1530-1584), „der Schreckliche“, unterwarf 1552 das tataromongolische Chanat Kasan und führte damit die Befreiung Rußlands vom Tatarenjoch fort.
- 82 *Anna* — die regierende Kaiserin Anna Iwanowna (1730-1740).
- 83 *Pforte* — (histor.) offizielle Bezeichnung für das Osmanische Reich.
- 84 *Kaiser Karl V.* (1500-1558) — deutscher und römischer Kaiser; der Ausspruch Karls V. über die Sprachen wird in dem im 18. Jh. sehr bekannten Buch von Dominique Bouhoirs „Les Entretiens d’Ariste et d’Eugène“ (1671) erwähnt.
- Vergil (70-19 v.u.Z.) — römischer Dichter.
- Ovid (43v.u.Z.-17. u.Z.) — römischer Dichter.
- 85 *griechisch-christliches Gesetz* — Übernahme der orthodoxen christlichen Lehre von Byzanz im Jahre 988. Die Übersetzung erfolgte in das damals noch allen Slawen verständliche „Slawische“ („Altslawische“, „Kirchenslawische“) auf der Grundlage der im ausgehenden 9. Jh. von Kyrill und Method geschaffenen kyrillischen Schrift.
- Homer — am Anfang der griechischen und damit der europäischen Literatur stehender Dichter (etwa 8. Jh. v.u.Z.), gilt als Schöpfer der Heldenepen „Ilias“ und (vermutlich) „Odyssee“.
- Pindar (um 520-446 v.u.Z.) — griechischer Dichter.

- Demosthenes* (384-322 v.u.Z.) — athenischer Redner und demokratischer Politiker.
- Damaszener* — Johannes von Damaskus, meist genannt Johannes Damascenus („der Damaszener“) (etwa 670-753), byzantinischer Kirchenlehrer und Schriftsteller, Hauptwerk „Quelle der Erkenntnis“, ferner Streitschriften, Predigten, Abhandlungen und geistliche Hymnen, die große Popularität genossen.
- Usus* — (lat.) allgemeiner Gebrauch.
- 87 *Eklogen*, Elegien — Genres der klassizistischen Lyrik.
- Herrschaft Wladimirs* — Wladimir (gest. 1015), Großfürst von Kiew (980-1015); unter seiner Herrschaft erfolgte 988 die Christianisierung der Kiewer Rus', des frühfeudalen russischen Staates mit der Hauptstadt Kiew.
- 88 *sine ira et studio* (lat.) ohne Zorn und Eifer, d.i. unvoreingenommen.
- Horaz/Horatius* (65-8 v.u.Z.) — römischer Dichter, Satiriker.
- Agamemnon* — König von Argos, befehligte das griechische Heer im Trojanischen Krieg, besungen in Homers „Ilias“.
- 89 *Hektor und Achill* — bei Homer die tapfersten Helden Trojas und der Griechen im Trojanischen Krieg.
- Cicero gegen Catilina* — Cicero (106-43 v.u.Z.), römischer Redner und Politiker, Konsul, entlarvte 63 v.u.Z. die Verschwörung des Catilina (108-62 v.u.Z.), der 62 v.u.Z. hingerichtet wurde.
- Maecenas* (gest. 8 v.u.Z.) — römischer Edler, Förderer junger römischer Dichter wie Vergil (70-19 v.u.Z.), Horaz u.a. (daher: Mäzen).
- Peter* — Peter I..
- Elisabeth* — Jelisaweta Petrowna (Anm. S. 58).
- neuen Parnaß* — Lomonossow rühmt die Gründung der Universität Moskau 1755 durch den Grafen I. I. Schuwalow.
- 90 *Ceylon im Norden* — unter der Regierung der Kaiserin Jelisaweta Petrowna erfolgte der Auf- und Ausbau von Schlössern und Parks (u.a. Peterhof, Zarskoje Selo) zu prachtvollen Ensembles und blühenden Gärten.
- Beim Feuer muß ich...* — Lomonossow beschreibt seine hingebungsvolle Arbeit als Chemiker.
- 94 *Die Grille* — Lomonossows Gedicht ist frei nach Motiven eines Gedichts von Anakreon geschrieben, es enthält autobiographische Züge.
- 95 *Mordwinen und Wotjaken* — (= Udmurden), finnougrische Völkerschaften im Osten des europäischen Rußland, besaßen zu Sumarokows Zeit keine Schriftsprache.
- Athene* — Pallas Athene, Tochter des Zeus, griechische Göttin der Weisheit und der Künste. Die *russische Athene* = die russische Literatur.
- 97 *Bowa; Peters goldne Schlasselein* — russische volkstümliche Märchenerzählungen des 17.-19. Jh..
- aščę, točju* — in der russischen Sprache des 18. Jh. ungebräuchliche Wörter kirchenlawischen Ursprungs.
- Katharina II.* (1729-1796), geb. Sophie Auguste von Anhalt-Zerbst — Kaiserin von Rußland 1762-1796.

- 103 *Philosophen/Voltaire* — Katharina II. wurde von Voltaire und Diderot, mit denen sie enge Beziehungen unterhielt, zeitweilig als mustergültige aufgeklärte Monarchin betrachtet.
- magnum ignotum* — (lat.) das Große Unbekannte.
- Paria* — Angehöriger einer „unreinen“ Kaste in Indien; übertr.: Entrechteter, Verfemter.
- Pugatschow*, Jemeljan Iwanowitsch (1742-1775) — Anführer des Großen Russischen Bauernkrieges von 1773-1775.
- 104 *1812* — A. Herzen erinnert an den Massenkampf russischer Bauern und Partisanen gegen Napoleons „Große Armee“.
- 105 *Seume*, Johann Gottfried (1763-1810) — Schriftsteller und Publizist.
- Peter III.* — Katharina II. gelangte 1762 durch einen Staatsstreich gegen ihren Gemahl, den regierenden Kaiser Peter III., auf den Thron. Peter wurde kurz darauf ermordet. Pugatschow, Anführer der russischen Bauernerhebung 1773-1775, führte den Namen Peters III..
- 106 *Herren Orlow* — Die Katharina nahestehenden Brüder Orlow gehörten zu den Anführern und Nutznießern der Thronrevolte Katharinias II. 1762. Es waren Grigori Grigorjewitsch Orlow (1734-1783), Günstling Katharinias und später Generalfeldzeugmeister der russischen Armee, Alexei Grigorjewitsch Orlow (1737-1808), Fjodor Grigorjewitsch Orlow (1741-1796). Iwan Grigorjewitsch, der älteste Bruder (1733-1791), nahm an den Staatsaffären keinen aktiven Anteil.
- 107 *General Männich* — (Anm. S. 57) M. wurde 1762 von Peter III. aus der Verbannung zurückgeholt.
- 108 *Menschikow*, Alexander Alexandrowitsch (1714-1764) — Fürst, Sohn des Vertrauten und Weggefährten Peters I. Alexander Danilowitsch M. (Anm. S. 32), gehörte zur Gruppe der Offiziere, die Katharinias Thronbesteigung gegen Peter III. unterstützten, 1762 General-en-chef.
- Fürst Golizyn*, Alexander Michailowitsch (1723-1807) — Vizekanzler unter Peter III..
- General Ismailow*, Michail Lwowitsch (gest. 1790) — Vertrauter Peters III., wechselte auf die Seite Katharinias über und wurde von ihr mit der Gefangennahme Peters beauftragt.
- 111 *Instruktion* — Die 'Instruktion' Katharinias, angeregt von den Ideen der Aufklärung, Montesquieus und Beccarias, diente der „Großen Gesetzeskommission“ 1767 als Richtlinie für das Vorhaben einer aufklärerisch-liberalen Reformierung der Gesetzgebung. Zu Beginn des Krieges gegen die Türkei (Dez. 1768) beendete Katharina die Tätigkeit der Kommission; deren reale Ergebnisse waren unbedeutend.
- 120 *Dobronraw* — (russ. „sprechender“ Name): „der von guter Sitte“.
- Iwan Wassiljewitsch* (Iwan IV., „der Schreckliche“, 1530-1584) — russischer Großfürst (1533-1547) und Zar (1547-1584).
- Dobroserd* — (russ. „sprechender“ Name): „der Gutherzige“.
- 121 *Milowida* — (russ. „sprechender“ Name): „die lieblich Anzuschauende“.

- 123 „Geist mit der Trommel, „Scapins Streiche“... — Titel populärer Komödien, zumeist Übersetzungen aus westeuropäischen Literaturen. Dobroserd's (Nowikows) Kritik richtet sich gegen die Überschwemmung der russischen Bühne mit Übersetzungen, leichten Vaudevilles und Intrigenkomödien, deren erzieherische Bedeutung er gering bewertete, weil sie nicht russische Sitten darstellten. Unter den genannten Titeln befinden sich drei Komödien von Molière.
- 124 *Ispoddoljni* — (russ.) etwa „Tolpatsch“.
- 126 *Ostoroshna* — (russ. „sprechender“ Name): „die Vorsichtige“.
- „Reise nach xxx“ von I. T. — Das vorliegende Fragment stellt eine der schärfsten Kritiken an der Leibeigenschaft vor Radischtschew dar; Nowikows Autorenschaft gilt als weitgehend gesichert, andere Wissenschaftler hielten → A. N. Radischtschew für den Verfasser.
- 135 *Verfasser des „Wahren und Erdachten“* — In der von Katharina II. geförderten und mitredigierten Zeitschrift „Sobesednik ljubitelej rossiskogo slova“ („Gesprächspartner der Freunde der russischen Literatur“; 1783-84) veröffentlichte die Kaiserin anonym, jedoch von den Lesern erkannt, ihre Feuilletons „Wahres und Erdachtes“, deren scherzhafte, unverbindlich-beschwichtigende Kritik an Nichtigkeiten die Gesellschaft von schärferer Kritik abhalten sollte. Fonwisin beabsichtigte, durch seine „Fragen“ Katharina zur Stellungnahme über die wesentlichen gesellschaftlichen Mängel herauszufordern. Die Zarin reagierte scharf und belehrend.
- 136 *Frage 14* — die zweimalige Nennung der Frage 14 entspricht dem Original
- 141 *Obrok* — (russ.) Zwangszins der Leibeigenen.
- 142 *Traktat über das Hinscheiden...* — Rußlands aufklärerische und liberale Opposition arbeitete in Vorbereitung auf eine evtl. Regierungsübernahme durch den legitimen Thronfolger, Pawel Petrowitsch, den künftigen Kaiser Paul I., an Verfassungsprojekten für Rußlands Übergang zur Konstitutionellen Monarchie. Fonwisins „Traktat“ (1783) begründet die Notwendigkeit eines solchen Schritts. Ein Verfassungsprojekt war vom Grafen Nikita Iwanowitsch Panin (1718-1783) ausgearbeitet worden.
- 144 *Werst* — altes russisches Wegemaß, 1 Werst = 1066,80 m .
- Perikles* (495-429 v.u.Z.) und *Alkibiades* (450-404 v.u.Z.) — bedeutende athenische Politiker.
- 145 *der große Alexander* — Alexander der Große von Makedonien (346-323 v.u.Z.), bedeutender Staatsmann und Feldherr.
- König Friedrich* — Friedrich II. von Preußen (regierte von 1740-1786).
- Petropolis* — Petersburg.
- Peter* — Peter I..
- Katharina* — Katharina II., russische Kaiserin von 1762-1796.
- 146 *er hat Paul viel gelehrt* — Graf Nikita Iwanowitsch Panin (1718-1783), russischer Staatsmann und Diplomat, war der Erzieher Pauls I., des späteren Kaisers von Rußland (1796-1801).

- Spiridow*, Grigori Andrejewitsch (1713-1790) — russischer Admiral.
- Orlowsche Schiffe* — Alexei Grigorjewitsch Orlow (1737-1808) kommandierte die russische Flotte in der Seeschlacht von Tschesme (1770), die mit dem Untergang der türkischen Flotte endete.
- Rumjanzew*, Pjotr Alexandrowitsch (1725-1796) — russischer Feldherr.
- Turenne* — Henri de La Tour d'Auvergne, Viconte de Turenne (1611-1675), französischer Heerführer.
- Golizyn*, Alexander Michailowitsch (1718-1783) — russischer Feldherr.
- Panin*, Pjotr Iwanowitsch (1721-1789) — russischer Feldherr, Bruder von Nikita Panin.
- Marlborough*, John Churchill, Herzog von Marlborough (1650-1722), englischer Feldherr und Politiker.
- Jeropkin*, Pjotr Dimitrijewitsch (1724-1805) — russischer General, unterdrückte 1771 in Moskau während der Pest den Volksaufstand.
- Megare* — (griech.) eine der Erinnen, Rachegöttinnen (röm. Furien), gemeint ist der Moskauer Volksaufstand 1771.
- Augustus* (63 v.u.Z.-14. u.Z.) — römischer Imperator.
- Kascha* — (russ.) Grützbrei.
- 147 *den mutigen Helden* — Zar Iwan IV. Wassiljewitsch (1530-1584) vollendete mit der Niederwerfung der Chanate Kasan (1552) und Astrachan (1556) die Befreiung Rußlands vom Tatarenjoch.
- 148 *den blutigen Mond* — Symbol der mohammedanischen Tataren, welche Kasan beherrscht hatten, war der Halbmond.
- Batu* — mongolischer Herrscher und Feldherr (1202-1255), Enkel Tschingis-Chans. B. führte die mongolischen Raubzüge nach Europa; Begründer der Goldenen Horde.
- Moskau* — verallgemeinernd für „Rußland“. Batu unterwarf die russischen Fürstentümer in den Jahren 1237-1240. Das Fürstentum Moskau entstand erst 1263. Unter seiner Führung befreite sich das geeinte Rußland 1480 während der Herrschaft Iwans III. (1440-1505) vom Tataromongolenjoch. Iwan IV. (Anm. S. 147) setzte dessen Werk fort.
- jungen Monarchen* — ahistorisch; erst Iwan IV. gab sich 1547 den Titel „Zar“.
- 155 *Obrok* — Anm. S. 141.
- 158 *Löwen, Adler selbst* — Dershawin spricht im Original davon, daß der Liebreiz der russischen Mädchen selbst „die Seelen der Löwen und die Herzen der Adler“ besiegt. Dahinter verbergen sich die zeittypischen Charakteristika des russischen Soldaten, des in schwersten Prüfungen standhaften Mannes überhaupt.
- 159 *Jachontow*, Michail Petrowitsch — Cousin der Frau Dershawins.
- 160 *An Jewgeni. Das Leben in Swanka* — Dershawin widmete das Gedicht seinem Freund, dem Bischof Jewgeni Bolchowitinow (1767-1837). Es beschreibt Dershawins Leben auf seinem Gut Swanka bei Nowgorod.
- Petropol* — Petersburg

- 161 *Ein Duft ... mandshurisch oder libanesisch ... — d.i. von chinesischem Tee bzw. Kaffee, der nach Rußland durch den Levante-Handel gelangte.*
- 163 *Rus — das alte, frühmittelalterliche Rußland (vgl. Kiewer Rus).*
Saft der Heimatbäume — Schaumwein aus Apfel- bzw. Birkensaft.
Schrägen — hier: die gekreuzten Tischbeine.
- 164 *wie Maria es verhieß — die Witwe Pauls I., Kaiserin Maria Fjodorowna, hatte aus England eine hochproduktive Spinnmaschine nach Rußland kommen lassen.*
die Königin der Felder — Flora, Göttin der Blumen
Vom Leiselauten — (scherhaft nach Pianoforte) Klavier.
dem neuen Tamerlan — Napoleon.
- 166 *Das finstre Grab des Zauberers — nach einer alten Legende liegt in einem Hügel unweit des Dershawinschen Gutes Swanka der Namenspatron des Flusses Wolchow begraben; Wolchow — bei den alten Slawen Zauberer und Priester.*
- 167 *Feliza — Katharina II..*
- 172 *Die absolute Gewalt... — eine der Anmerkungen, die Radischtschew seiner Übersetzung (1773) der „Observations sur les Grecs“ des französischen Aufklärers G. B. de Mably (1709-1785) anfügte.*
- 173 *A.M.K. — Radischtschew widmete die „Reise von Petersburg nach Moskau“ seinem Leipziger Studienfreund Alexei Michailowitsch Kutusow (1749-1797)*
- 174 *Fesseln der Sklaverei... — die russischen Aufklärer charakterisierten in ihren Streitschriften die in Rußland erst 1861 aufgehobene Leibeigenschaft wiederholt und treffend als Sklaverei.*
Söhne des Ruhms... — der Ursprung des Wortes slavjane (Slawen) wurde im Zeitverständnis auf das Wort Slava (Ruhm) zurückgeführt.
- 176 *Kibitka — (russ.) bedeckter Reisewagen.*
- 178 *Minerva — röm. Göttin, Schirmherrin der Künste (entspr. der griech. Athene).*
- 181 *Wetsche — (russ., histor.) Volksversammlung, höchstes Entscheidungs- und Machtorgan in einigen altrussischen Städten und Stadtrepubliken (u.a. Nowgorod, Pskow).*
- 184 *Simson — dass. Samson (Anm. S. 40).*
Kolumbus, Christoph (1451-1506) — spanischer Seefahrer, Entdecker Amerikas.
Alexander, der Zerstörer der halben Welt — Alexander von Makedonien (356-323 v.u.Z.) (Anm. S. 145).
- 185 *von seiner Würde aufgibt — Dazu bemerkt Radischtschew bei der Herausgabe seines „Briefes“ Anfang des Jahres 1790: „Wäre dies im Jahre 1790 geschrieben worden, so hätte das Beispiel Ludwigs XVI. dem Verfasser andere Gedanken eingegeben.“ Ludwig XVI., König von Frankreich 1774-1793, hatte sich Ende 1789-Anfang 1790 unter dem Druck des revolutionären Volkes und der Nationalgarde in die Rolle eines konstitutionellen Monarchen gefügt und die Revolutionsdekrete von 1789 unterzeichnet. Die späteren Handlungen des Königs, beginnend mit seinem Fluchtversuch aus Paris im Juni 1791, bekräftigten allerdings die ursprüngliche Schlußfolgerung Radischtschews.*
- 188 *Zephir — (griech.) milder, leichter Westwind.*

340

190

Cartesius; Galilei — Anm. S. 62.*Macchiavelli, Nicolo (1469-1751)* — italienischer Staatsmann, Philosoph, Historiker.*Bolingbroke, Lord Henry (1678-1751)* — englischer Staatsmann, Philosoph, Schriftsteller.*Hume, David (1711-1776)* — schottisch-englischer Philosoph, Historiker.*Robertson, William (1721-1793)* — englischer Historiker.*Gibbon, Edward (1737-1796)* — englischer Historiker.*Ferguson, Adam (1724-1816)* — schottischer Historiker und Moralist.*Gillies, John (1747-1837)* — englischer Historiker.*Montesquieu, Charles de (1689-1755)* — französischer Philosoph, Staatstheoretiker.*Mably, Gabriel Bonnot de (1709-1785)* — französischer Philosoph und Historiker.*Rousseau, Jean-Jacques (1712-1778)* — französischer Philosoph, Schriftsteller.*Condillac, Étienne Bonnot de (1715-1780)* — französischer Philosoph.

195

Paul I. — Kaiser von Rußland 1796-1801.*gegenüber der Mutter* — Katharina II., Kaiserin von Rußland 1762-1796.*Zar Alexei Michailowitsch* — Anm. S. 13*Alexander I.* — Kaiser von Rußland 1801-1825.

196

Katastrophe des 14. Dezember 1825 — die Erhebung der russischen Adelsrevolutionäre, die den Absolutismus stürzen und eine bürgerliche Republik schaffen sollte. Die Erhebung wurde niedergeschlagen.

197

Bestushew-Marlinski, Alexander Alexandrowitsch (1797-1837) — führender Adelsrevolutionär, Dekabrist, Teilnehmer der Erhebung vom 14. Dezember 1825, Dichter.

200

Mushik — (russ.) Bauer (verächl.).*Swenigolow* — (russ.) „Hohlkopf“.

207

Sohn der Maja (und des Zeus) — Hermes (griech. Gott; röm.: Merkur); „in alten Zeiten weihten die Pilger, wenn sie in ihr Vaterland zurückkehrten, ihre Stäbe Hermes“ (persönl. Anm. Karamsins); Hermes war der Gott der Wege und der Schutzherr der Wanderer und Pilger.

210

Wieland, Christoph Martin (1733-1813) — deutscher Schriftsteller, Verserzähler.*Nil mortalibus arduum est* — (lat.) Nichts ist den Sterblichen zu schwierig.

212

Peristyl — (griech.) Säulenalle, Haus.*Karnies* — architektonisches Zierelement, häufig an Gesimsen.*Pilaster* — (architekt.) flach aus der Wand heraustretender Pfeiler, dient überwiegend der ästhetischen Gliederung.

214

Druide — keltischer Priester.

217

ins Meer hinab... — die Ankündigung einer Fortsetzung durch den Autor muß als Teil der künstlerischen Absicht gesehen werden; die Erzählung blieb gewollt fragmentarisch.

219

Voltaire, François-Marie Arouet (1694-1778) — französischer Schriftsteller und Philosoph, Aufklärer.*Deo erexit Voltaire* — (lat.) Gott hat Voltaire erhoben.

- 221 *Laharpe*, Frédéric-César de (1754-1838) — schweizerischer Schriftsteller, Politiker, Erzieher des späteren russischen Kaisers Alexander I..
- Lavater*, Johann-Kaspar (1741-1801) — schweizerischer Philosoph, Dichter, Theologe; in seinen „Physiognomischen Fragmenten“ (1775/78) entwickelte er Grundlagen einer Kunst, den Charakter der Menschen nach ihrer Physiognomie zu bestimmen.
- Händel*, Georg Friedrich (1685-1759) — deutscher Komponist, Kapellmeister, wirkte seit etwa 1710 überwiegend in England; „Messias“-Oratorium von Händel.
- Pergolesi*, Giovanni Battista (1710-1736) — italienischer Komponist.
- Jommelli*, Nicolas (1714-1774) — italienischer Komponist.
- Haydn*, Franz Joseph (1732-1809) — österreichischer Komponist.
- Perte du Rhône* — wildromantischer Felsdurchbruch der Rhône.
- Lorenzos Grabhügel* — Pater Lorenzo, Gestalt aus der „Sentimentalen Reise“ (1768) des englischen Schriftstellers Lawrence Sterne (1713-1768).
- Pope*, Alexander (1688-1744) — englischer Dichter.
- 223 *Leibniz*, Gottfried Wilhelm (1646-1716) — Philosoph, Mathematiker, Staatsmann.
- Linné*, Carl von (1707-1778) — schwedischer Naturforscher.
- Haller*, Albrecht von (1708-1777) — schweizerischer Naturforscher, Arzt und Dichter.
- Bonnet*, Charles (1720-1793) — schweizerischer Naturforscher und Philosoph.
- 224 *Montaigne*, Michel de (1533-1592) — französischer Moralist und Schriftsteller.
- d'Alembert*, Jean Le Rond (1717-1783) — französischer Schriftsteller, Philosoph, Mathematiker.
- 227 *Herodot* (um 484-425 v.u.Z.) — griechischer Historiker.
- Thukydides* (um 460-396 v.u.Z.) — griechischer Historiker.
- Livius*, Titus (59 v.u.Z.-17. u.Z.) — römischer Historiker.
- Swjatoslaw* (gest. 972) — Fürst von Kiew, bedeutender Heerführer .
- Batu* (gest. 1255) — mongolischer Chan, mit dessen Eroberungsfeldzug gegen das Kiewer Rußland das 300-jährige Tatarenjoch begann.
- Dimitri Donskoi* (1350-1389) — russischer Fürst. Die Niederlage, die er dem Tatarenchan Mamai auf dem Kulikowo-Feld am Don am 8. Sept. 1380 zufügte, leitete die Befreiung Rußlands vom Tatarenjoch ein.
- Nowgorods Fall* — die feudale Republik Nowgorod wurde 1478 unterworfen und dem russischen Zentralstaat eingegliedert.
- Kasans Eroberung* — (Anm. S. 81, 147 und 148).
- Zwischenreich* — herrscherlose Zeit der Wirren, der polnischen und schwedischen Interventionen und verschiedener Thronusurpatoren (1606-1613).
- Johann III./Iwan III.* (1440-1505) — Großfürst von Moskau.
- Peters Wege* — Peter I..
- Johann IV./Iwan IV.* („der Schreckliche“) — russischer Großfürst (1533-1547) und Zar (1547-1584) (Anm. S. 147, 148 u.a.).
- Godunow*, Boris — russischer Zar von 1598-1605.

- Pseudo-Dimitri* — unter dem Namen des 1591 ermordeten Thronfolgers Dimitri auftretender Usurpator des russischen Thrones 1605-1606 („der falsche Demetrius“).
- Patriarch Philaret* (1560-1633) — sein weltlicher Name ist Fjodor Nikititsch Romanow, russischer Bojar und Kirchenfürst. Sein Sohn Michail Fjodorowitsch Romanow wurde 1613 nach der Vertreibung der polnischen Interventen aus Moskau und der Beendigung der Wirren 17-jährig als erster Romanow zum russischen Zaren (bis 1645) gewählt.
- Alexis* — Alexei Michailowitsch Romanow, der Sohn Michail Romanows, regierte Rußland von 1645-1676; er war der Vater Peters I..
- Tacitus* (um 55-um 120) — römischer Geschichtsschreiber
- Mably* — (Anm. S. 190)
- 229 *Anastasia* Romanowna Sacharjina-Koschkina — Zar Iwans IV. erste Gemahlin (1547-1560).
- Sylvester/Silvester (gest. um 1566) — Priester, Gelehrter, geistlicher Vater des Zaren Iwan IV., auf den er großen Einfluß hatte; nahm bis 1560 de facto gemeinsam mit ♂ Adaschew die Regierung Rußlands wahr.
- Adaschew, Alexei Fjodorowitsch (gest. 1561) — engster Mitarbeiter des Zaren Iwan IV., Kopf der Frühregierung des Zaren (bis 1560).
- 230 *Schwester des Königs von Polen* — Maria Temrukowa, 2. Gemahlin des Zaren Iwan IV..
- 231 *Kurbski*, Fürst Andrei Michailowitsch (1528-1583) — Bojar, Heerführer, Mitglied der Frühregierung des Zaren Iwan IV.; nach seiner Flucht nach Litauen 1564 Gegenspieler des Zaren, beide führten einen literarisch bedeutsamen „Briefwechsel“ (1564-1579).
- 232 *Okólnitschi* — hoher Dienstrang im damaligen Rußland.
- 233 *mit Gewalt eingekleidet* — in Mönchskleidung gesteckt, in ein Kloster eingewiesen.
- Bjelo-Osero* — Weißes Meer.
- 236 *Philomela* — (griech.: „die Gesangsliebende“) urspr. Gestalt der griechischen Sage, seit der Renaissance: die Nachtigall (poet.).
- 237 *Minvana* — poet. Name, den „Liedern Ossians“ (1765) des schottischen Dichters J. Macpherson (1736-1796) entnommen.
- Alpin* — ebenfalls aus „Ossians Liedern“ entlehnter Name.
- 246 *Penaten* — römische Hausgötter, poet. übertr. für das „eigene Heim“.
- 251 *Laren* — altrömische Schutzgötter des Hauses und der Familie.
- Doch Du, verehrter armer...* — mit x versehene Verse auf den Seiten 251 (Vom Rächer...) und 255 (Pilpai...) wurden nach dem russischen Original korrigiert; die ursprüngliche Übersetzung v. d. Borgs (Karl-Friedrich von der Borg. Poetische Erzeugnisse der Russen. Dorpat 1821-1823) lautet hier:
- Doch du, mein armer Degen,
Du Krüppel blind und alt,
Der auf des Lebens Wegen,
Still mit der Krücke wallt (S. 251, Zeile 17-20).

- Vom tapfern Geißel-Ritter,
 Der durch das Kampfrevier —
 Wie Sturm' im Felde dräuen —
 Vor seinen Gliedern schnob;
 Und rings um seine Reihen
 Des Feindes Macht zerstob!... (S. 251, Zeile 31-36).
- Den Pilpai an dem Arm... (S. 255, Zeile 11).
- Feye* — Fee.
- 254 *Pieriden* — Musen; Pierien, eine Landschaft am Olymp, galt als Heimat der Musen.
das stygische Gestad — (von Styx, Name des Flusses, der in die Unterwelt floß. Poet.: Unterwelt.)
- Riese* (des Parnaß), *Heldenbarde* — Michail Wassiljewitsch Lomonossow (1711-1765).
- unser Pindar* — Gawrila Romanowitsch Dershawin (1743-1816) wurde von seinen Zeitgenossen als der ‚russische Pindar‘ verehrt.
- Platon* (427-347 v.u.Z.) — griechischer Philosoph.
- Agathon* (447-405 v.u.Z.) — griechischer Tragiker; anlässlich seines Tragödiensieges von 416 v.u.Z. wird er als Gastgeber in Platons „Symposion“ dargestellt.
- Wladimir* (gest. 1015) — Großfürst von Kiew.
- Sylfe* — gemeint ist der Dichter Ippolit Fjodorowitsch Bogdanowitsch.
- 255 *Charitinnen/Chariten* — (griech.) Göttinnen der Anmut, Grazien.
- Melézki* — Juri Alexandrowitsch Nelédinski-Melézki.
- Dimitrew* — Iwan Iwanowitsch Dmitrijew.
- Pilpai* — indischer Fabeldichter.
- Phèdre/Phadrus* — römischer Fabeldichter (um 40 u.Z.).
- Parnassus' Rosen* — (poet.) beschönigende poetische Bilder. Der Parnaß, Gebirge in Mittelgriechenland, der Sitz Apolls, galt als das Symbol der Dichtkunst.
- Krylow*, Iwan Andrejewitsch (1769-1844), und *Chemnizer*, Iwan Iwanowitsch (1745-1784).
- Camenen*, (lat.) camenae — alte italienische Göttinnen, Musen.
- 256 *Shukowski*, Wassili Andrejewitsch (1783-1852).
- Wjasemski*, Pjotr Andrejewitsch (1792-1878).
- Aristippos' Sohn* — Aristippos (um 435-355 v.u.Z.), griechischer Philosoph, betrachtete den Sinnesgenuss als höchsten Lebenszweck.
- 257 *Der Schatten des Freundes* — Das Gedicht ist dem Gedenken an den 1813 bei Leipzig gefallenen Freund Iwan Alexandrowitsch Petin (1789-1813) gewidmet.
- Sunt aliquid manes...* — Die Seelen der Verstorbenen sind kein Wahnbild: der Tod beendet nicht alles; der bleiche Schatten entweicht nach dem Sieg über das Feuer (Propertius, röm. Dichter (um 50 v.u.Z.-um 15 u.Z.)).
- 258 *Halcyone* — Möve; nach der griech. Mythologie eine in einen Meeresvogel verwandelte Frau, die ihren ertrunkenen Mann begleitet.
- Bellona* — Göttin des Krieges, Tochter, Schwester oder Gemahlin des Mars.

344

259

Kantemir, Antioch Dmitrijewitsch (1709-1744).*Ludwig XV.* — König von Frankreich 1715-1774.*Plutarch, Horaz und Vergil* — Plutarch (46-120) — griechischer Schriftsteller; Horaz und Vergil — römische Dichter (Anm. S. 84 und 88).*Nur dem Genügsamen* — Zitate aus Kantemirs VI. Satire.*der Weise von Syrakus* — Archimedes (um 287 v.u.Z.-212v.u.Z): bedeutendster Mathematiker und Physiker der Antike, wirkte in Syrakus.

260

d'Alembert — Anm. S. 224.*unser Catull...Bavia* — mit den Namen der römischen Dichter sind Pjotr Andrejewisch Wjasemski (1792-1878) und der untalentierte Vielschreiber Dmitri Iwanowitsch Chwostow (1756-1835) gemeint.*Cervantes Saavedra* (1547-1616) — spanischer Schriftsteller.*Camões, Luis Vaz de* (1525-1580) — portugiesischer Dichter.*Tasso, Torquato* (1544-1595) — italienischer Dichter.*Dershawin* — Gawrla Romanowitsch Dershawin (1743-1816).*Montesquieu* — Anm. S. 190.*Abbé V.* — wahrscheinlich Abbé M. Venutti, der Freund Montesquieus.*Nikita Trubezkoi* (1699-1767) — Fürst, Feldmarschall, Gouverneur von Sibirien; Freund Kantemirs.*Minister* — Gesandter.

261

Horaz — Anm. S. 88, *Juvenal* (60 u.Z.-127 u.Z.) und *Persius* (34 u.Z.-62 u.Z.):

römische Dichter, Satiriker, Hinweis auf die von Kantemir verfaßten Satiren.

Brutus, Coriolan, Scipio — römische Helden. Brutus — Mörder Caesars; Coriolan und Scipio — bedeutende Heerführer.*Tacitus* — Anm. S. 227.*Fontenelle, Bernard Le Bovier de* (1657-1757) — französischer Schriftsteller und Philosoph; Kantemir übersetzte Fontenelles philosophisches „Traktat über die Vielzahl der Welten“ (1686) (hier: „Mondes...“, frz.) ins Russische (ersch. 1740).*Skythen* — Völkerschaft, die vom 7. Jh. v.u.Z.-3. Jh. u.Z. die Steppen nördlich des Schwarzen Meeres bewohnte.

262

Praxiteles (4. Jh.v.u.Z.) — berühmter griechischer Bildhauer.*Mme Geoffrin, Marie-Thérèse* (1699-1777) — im Salon der geistreichen Mme Geoffrin verkehrten u.a. Montesquieu, Fontenelle, Holbach, d'Alembert u.v.a. berühmte französische Geister.*beim Schein des Nordlichts* — Anspielung auf den großen russischen Universalgelehrten M. W. Lomonossow (1711-1765), der am Eismeer als Fischersohn geboren wurde.

263

Epimenides (7. Jh. v.u.Z.) — kretischer Priester, welcher der Legende zufolge 57 Jahre im Zauberschlaf verbrachte.*Caeduntque securibus...* — mit Äxten zerschlagen sie die flüssigen Weine... (Vergil).

- 264 *von meinem Vater, einem der aufgeklärtesten Männer...* — Kantemirs Vater war der Hospodar von Moldawien Dmitrie Cantemir (1674-1723), ein Wissenschaftler, Historiker von europäischem Rang.
- 266 *Pythia* — weissagende Priesterin im Tempel des Apollo zu Delphi.
der schottische Gelehrte N.N. — Batjuschkow legt Kantemir seine Gedanken über die „Lieder Ossians“ (1765) von J. Macpherson in den Mund.
- 267 *im Eis des Nordmeers* — fiktive Vorahnung Kantemirs auf M. W. Lomonossow (Anm. S. 254).
die Russen Paris eingenommen — Hinweis auf die Einnahme von Paris durch russische Truppen 1814.
Astolf — Figur aus „Der Rasende Roland“ (1516/1532) des italienischen Renaissancedichters Ariosto (1474-1533).
Racine, Jean (1639-1699) — französischer Dramatiker.
Corneille, Pierre (1606-1684) — französischer Dramatiker.
Boileau-Despréaux, Nicolas (1636-1711) — französischer Schriftsteller, Satiriker, Theoretiker der Literatur.
- 268 *gelehrter Theophan* — Theophan Prokopowitsch.
Archimandrit Krolik — Theophil Krolik (gest. 1732).
- 269 *Jelisaweta Petrowna* (1709-1761) — 1741-1761 Kaiserin von Rußland.
Guasco, Octavien de (1712-1781) — Graf, piemontesischer Gelehrter, Publizist, Freund Montesquieus; Übersetzer der Satiren Kantemirs ins Französische, sie erschienen in London 1749.
- 282 *unter der Herrschaft des Entsetzens* — die Zeit des Terrors in der Französischen Revolution.
Delille, Jacques (1738-1813) — französischer Dichter und Übersetzer .
- 283 *Cicero* (106 v.u.Z.-43 v.u.Z.) — römischer Redner, Politiker, Schriftsteller. Vereitelte 63 v.u.Z. die Umsturzpläne Catilinas.
- 284 *Brutus, Cassius, Cato* — Gegner Caesars und der Alleinherrschaft überhaupt.
- 285 *Riego y Nuñez, Rafael* (1784-1823) — spanischer General und Patriot; ein Militäraufstand unter seiner Führung am 1.1.1820 leitete die Zweite bürgerliche Revolution in Spanien ein.
- 287 *der Brand, so find ich...* — Hinweis auf den Brand Moskaus von 1812, der die Stadt weitgehend vernichtete.
- 288 *Tschaadajew, Pjotr Jakowlewitsch* (1794-1856) — russischer Denker, 1812-1820 Offizier der Garde, stand Puschkin und den Dekabristen nahe.
- 293 *ein anderer Herr der Geister...* — Lord Georg Gordon Noël Byron (1788-1824), Dichter der englischen Romantik, starb in Griechenland, wo er sich dem Freiheitskampf der Griechen angeschlossen hatte.
- 294 *Talmigeist* — von Talmi: schwach vergoldetes Messing; übertr.: Unechtes.
Babuschka — (russ.) Großmütterchen. Puschkin richtet das Gedicht an seine alte Amme Arina Rodionowna.
- 295 *Seraph* — urspr. Wüstendämon, später zu den höchsten Engeln gerechnet.
- 296 *d'Alembert, Laharpe* — Anm. S. 219, 224.

Buffon, Georges-Louis Leclerc de (1707-1788) — französischer Naturforscher und Schriftsteller.

Thalia — Muse des Lustspiels.

Melpomene — Muse der Tragödie.

Apollo — griech. und röm. Gott, hier: Gott der Künste, Herr der Musen.

297

Calderon de la Barca (1600-1681) — spanischer Dramatiker.

302

Taurien — (in der Antike) Krim, (auch Tauris).

Der Abdruck der Texte aus Ausgaben, die im Quellenverzeichnis aufgeführt sind, erfolgt mit Genehmigung folgender Rechteinhaber:

© Aufbau Verlag Berlin und Weimar: A.S. Puschkin. Gesammelte Werke in 6 Bänden. Berlin und Weimar 1964-1968, Bd. 1 (Gedichte) 1968.

© Insel Verlag Leipzig: Antioch Kantemir. Im Chaos aber blüht der Geist... Satiren. Bibliothek des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1983. – A. Bolotow. Leben und Abenteuer des Andrej Bolotow, von ihm selbst aufgeschrieben. Bibliothek des 18. Jahrhunderts, Bde. I und II, Leipzig 1989. – Die Dekabristen. Dichtungen und Dokumente. Hrsg. v. Gerhard Dudek. Leipzig 1975 (N. Gneditzsch, K. Rylejew). – Alexander S. Gribojedow. Verstand schafft Leiden. Komödie. Leipzig 1970.

© Reclam Verlag Leipzig: Altrussische Dichtung aus dem 11.-18. Jahrhundert. Leipzig 1971. – Chorus an die verkehrte Welt. Russische Dichtung des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1983 (M. Lomonossow, N. Nowikow, G. Dershawin).

© Rütten & Loening Verlag Berlin: O Bojan, du Nachtigall der alten Zeit. Sieben Jahrhunderte altrussischer Literatur. Berlin 1965 (Awwakum). – Denis Fonwisin. Der Landjunker und andere satirische Dichtungen und Schriften. Berlin 1957. – A.N. Radischtschew. Reise von Petersburg nach Moskau. Berlin 1961.

Alle Rechte an den Neuübersetzungen dieses Lesebuchs (A. Rau, Th. Böhme, R. Erb, D. Freydank, U. Grüning, K. Müller, H. Schmidt) liegen beim Verlag Otto Sagner München.

Autoren, Übersetzer, Quellen

1650 — 1700

Seite

- 13 *Epochenmosaik 1650-1700*. W.G. Belinski über die Regierungszeit des Zaren Alexei Michailowitsch. (Auswahl und Übersetzung Horst Schmidt). In: Belinskij, V.G.: Polnoe sobranie sočinenij, Bd. 3, Moskva 1953, S. 66, und Bd. 7, Moskva 1955, S. 57; W. O. Klutschewskij. Über die Ursachen und Wirkungen des westlichen Einflusses (Auswahl u. Übers. Horst Schmidt) - Klučevskij, V. O.: Kurs russkoj istorii (1904-1922). In: Sočinenija (8 Bde.), Bd. III, Moskva 1957, S. 259-260.
- 14 *Das Urteil des Schemjaka* (Russische satirische Erzählung der 2. Hälfte des XVII. Jahrhunderts; Übers. in Versen von Adelbert v. Chamisso, 1832). In: Chamisso's Werke. Stuttgart 1892, S. 149-155. — Šemjakin sud. In: Russkaja demokratičeskaja satira XVII veka. Moskva-Leningrad 1954. Die deutsche Übersetzung der Prosafassung des Originals erschien in: Russische Volksmärchen. In den Urschriften gesammelt und ins Deutsche übersetzt von Anton Dietrich. Mit einem Vorwort von Jacob Grimm. Leipzig 1831, S. 187-191. A. v. Chamisso übernahm die irrtümliche Auffassung A. Dietrichs vom „Volksmärchen“; tatsächlich gehört „Šemjakin sud“ zu den satirischen Erzählungen.
- 20 *Awwakum Petrowitsch* (1621/22-1682), Protopope (Oberpope) der russisch-orthodoxen Kirche, Begründer der russischen Altgläubigenbewegung gegen die Reformen des Patriarchen Nikon; seit 1653 verfolgt und schließlich 1667 nach Pustosersk (Gebiet Archangelsk) verbannt, von wo er aus seinem Erdverließ heraus seinen Kampf gegen die offizielle Kirche fortsetzte; erlitt 1682 den Flammen Tod. A. ist Verfasser von mehr als 50 Schriften: Gesprächen, Belehrungen, Predigten, Bibeldeutungen etc. In der „Lebensbeschreibung“ (1672-75), seinem Hauptwerk, durchbricht A. die kanonische Form der Vita und wird durch die realistische Wahrhaftigkeit, die Expressivität und die lebendige volkssprachliche Form der Darstellung zum Neuerer, der der Literaturentwicklung seiner Zeit weit vorauseilt.
- Das Leben des Protopopen Awwakum*. Die erste und vollständige deutsche Übersetzung der „Lebensbeschreibung Awwakums“ stammt aus der Feder von Rudolf Jagoditsch: Das Leben des Protopopen Awwakum, von ihm selbst niedergeschrieben. Übersetzung aus dem Altrussischen nebst Einleitung und Kommentar von Rudolf Jagoditsch. Ost-Europa-Verlag Berlin und Königsberg 1930. Auf ihrer Grundlage schuf Helmut Graßhoff eine modernisierte und gekürzte Fassung in: O Bojan, du Nachtigall der alten Zeit. Sieben Jahrhunderte altrussischer Literatur. Rütten & Loening, Berlin 1965, S. 411-458. Der größte Teil unserer Textauszüge (etwa 5,5 Seiten) wurde dieser letzteren Ausgabe entnommen. Mit der Einleitung zur Autobiographie Awwakums und einigen weiteren bei Graßhoff fehlenden Textstellen griffen wir jedoch auf Jagoditsch zurück (1,5 Seiten): „Bald darauf geschah mir...“ bis „.... begab mich nach Moskau“ (S. 21); „Dann kamen wir zum Irgensee...“ bis „....nahm er mir meine Leute weg“ (S. 23); „Die Mannschaft hatte Hunde...“ bis „, wieder den Gurt, und so gings weiter.“ (S. 23-24); „Schon ohne Prügel konnten sie kaum...“ bis „....Ach, das waren schreckliche Zeiten!“ (S. 24); „Von meinen Schicksalen in Moskau will ich nun wieder erzählen“ (S. 25). Einige wenige Korrekturen in Ausdruck und Interpunktions dienen der besseren Lesbarkeit. Die Zwischenüberschriften wurden den ausgewählten Textstellen geringfügig angepaßt. — Žitie protopopa Avvakuma, im samim napisanne, i drugie ego sočinenija. Moskva 1960.
- 27 *Simeon Polozki* („der aus Polozk“; eigentl. Petrowski-Sitnianowitsch), Samuil Jemeljanowitsch (1629-1680), belorussischer gelehrter Mönch, Dichter und Dramatiker, nach seiner Übersiedelung nach Moskau 1664 Hauptvertreter des 'Moskauer Barock'. S. war in Moskau u.a. Kirchenlehrer, Erzieher der Kinder des Zaren Alexei, Fjodor und Sofja, Leiter der neuen zarischen Druckerei, Mitbegründer der Slawisch-Griechisch-Lateinischen Akademie, Hofdichter des Zaren. Handschriftlich ist sein Gedichtband „Der blumenreiche Ziergarten“ (1678) mit nahezu 1250 Gedichten überliefert, gedruckt erschienen die der höfischen Barockdichtung zuzuordnenden

Gedichtbände „Der russische Adler“ (1676), „Die wohltonende Laute“ (1676) und „Rifmologion“ (1679) (mit 1500 Gedichten). S. setzte den Psalter in Verse („Der gereimte Psalter“, 1680), verfaßte syllabische Komödien (Gleichnisse) und Tragödien.
Arbeit. Der Unterschied. Der Priesterornat (1678; Übers. Klaus Müller) — Trud. Raznstvie. Riza. In: Simeon Polockij: Izbrannye sočinenija. Moskva-Leningrad 1953.

1700-1730

- 31 *Epochenmosaik* 1700-1730. Über die Zeit Peters des Großen: Belinskij, V.G.: Polnoe sobranie sočinenij. Bd. 5, Moskva 1954, S. 150; Solov'ev, S.M.: Istorija Rossii s drevnejšich vremen. Bd. 18, Moskva 1883, S. 137; Herzen, A.: Über die Entwicklung der revolutionären Ideen in Rußland (1851). In: Rußlands soziale Zustände. Leipzig 1921, S. 51-52; Gercen, A. I.: Novaja faza russkoj literatury (1864). In: Sobranie sočinenij (20 Bde), Bd. 18, Moskva 1959, S. 174; Weber, Friedrich Christian: Das veränderte Rußland (3 Teile), Teil I., Frankfurt-Leipzig-Hannover 1721, S. 221-228 (Auswahl u. Übers. Horst Schmidt)
- 37 *Peter I. Alexejewitsch* (1672-1725), russischer Zar (1682-1721) und Imperator (1721-1725). Peter der Große gilt nicht als Einzelverfasser der Rangordnung (wörtl.: Tabelle von den Rängen aller militärischen, staatlichen und höfischen Dienstgrade), er legte jedoch Hand an ihre Endredaktion und verlieh ihr in einem Ukas vom Jahre 1722 Gesetzeskraft.
Rangordnung (1722; Auszüge; zeitgenöss. Übers.). In: Büsching, A. F.: Magazin für die neue Historie und Geographie. VII. Teil. Halle 1773, S. 348-360.
- 38 *Prokopowitsch, Feofan (Theophan)* (1681-1736), hoher kirchlicher Würdenträger der Petrinischen Zeit, seit 1716 als Vorsitzender des Heiligen Synods de facto Leiter der Kirchenpolitik, Streiter für Peters I. aufgeklärten Absolutismus, Gelehrter und Dichter. P. verfaßte 1705 die erste russische Poetik („De arte poetica“), 1706 eine „Rhetorik“; in seinem Schuldrama „Wladimir“ trat er bereits früh für Peters Politik ein. In zahlreichen Lob- und Prunkpredigten pries er Peters militärische Siege, herausragende staatspolitische Entscheidungen („Predigt von der zarischen Macht und Ehre“, 1718). In lyrischen Gedichten P.s („Es weint ein Schäfer im Unwetter“, 1730) klingen volkstümliche Züge an.
Lobrede auf die Bataille von Poltawa (1717; Übers. Dietrich Freydank) — Slovo pochval'noe o batalii Poltavskoj. In: Prokopovič, F.: Sočinenija, Moskva-Leningrad 1961.
- 42 *Die Geschichte vom russischen Edelmann Alexander*. Russische anonyme Erzählung der Petrinischen Zeit (1. Drittelp. XVIII. Jh.; Auszug; Übers. Klaus Müller) — Povest' o rossijskom kavalere Aleksandre. In: Russkie povesti pervoj treti XVIII veka, Moskva-Leningrad 1965
- 50 *Liebeslyrik* (1720-1730)
Jelisaweta (Elisabeth) Petrowna (1709-1761), Tochter Peters I., 1741-1761 Kaiserin von Rußland. J. schrieb das überlieferte Liebesgedicht an einen Unbekannten vermutlich um 1730.
Mons, William/Wilhelm (1688-1724), Bruder der Favoritin Peters I. Anna Mons, Kammerherr der Zarin Katharina. M. bezahlte eine Liebesaffäre mit Katharina mit dem Leben: er wurde am 16. Nov. 1724 hingerichtet. M., bekannt als Herzensbrecher, schrieb Liebesgedichte in deutscher und russischer Sprache, die er in seinem Privatarchiv hinterließ.
Jelisaweta Petrowna: Ich bin zu schwach... (1720-1730; Übers. Horst Schmidt) — Elizaveta Petrovna: Ja ne v svoej moći ogn' utušit'... In: Sipovskij, V. V.: Russkaja lirika. Vypusk I: XVIII vek. Petrograd 1914.
Mons, William: Und also lieb ich mein Verderben... (deutsches Original um 1724). In: Sipovskij, V. V.: Russkaja lirika, a.a.O.
Unbekannte Poetin: Ach, wozu leben... (um 1724; Übers. Horst Schmidt) — Ach, čto est' svet... In: Russkaja literatura XVIII veka. 1700-1750. Chrestomatiya, Moskva 1979.
- 51 *Possoschkow, Iwan Tichonowitsch* (1652-1726), Kaufmann und Unternehmer, Ökonom, Schriftsteller. P. widmete als Befürworter der Reformen Peters dem Zaren das in einfacher ausdrucksstarker Volkssprache geschriebene kritisch-programmatische „Buch von Armut und Reichtum“ (1724), das seiner Zeit weit vorausseilt. Er wurde nach Peters Tod eingekerkert und starb in der Peter-Pauls-Festung in Petersburg.
Das Buch von Armut und Reichtum (1724; Auszüge). In: Iwan Possoschkow: Ideen und Zustände in Rußland zur Zeit Peters des Großen. Von A. Brückner. Leipzig 1878. (Übers. der „Zueignung

für den Zaren“ nach dem Original: Horst Schmidt) — Posoškov, I. T.: Kniga o skudosti i bogatstve i drugie sočinenija, Moskva 1951.

1730-1762

- 57 *Epochenmosaik 1730-1762*. Herzen, A. I.: Rußlands soziale Zustände. Leipzig 1921, S. 61-63; Ključevskij, V. O.: Kurs russkoj istorii (1904-1922). In: Sočinenja. Bd. IV. Moskva 1958, S. 294, 338-340, 309-310. 338; Fedorov, V. I.: Literurnye napravlenija v russkoj literature XVIII veka. Moskva 1979, S. 33, 34. (beide Übers. Horst Schmidt); Stählin, K.: Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart (4 Bde.) Bd. 2. Berlin-Königsberg 1930, S. 300-302.
- 60 *Tatischtschew*, Wassili Nikitsch (1686-1750), Gelehrter, Wirtschaftsorganisator, Schriftsteller, einer der Mitbegründer der nationalen russischen Wissenschaft. T. legte Arbeiten auf zahlreichen Wissenschaftsgebieten vor (Geographie, Bergbau, Ökonomie, Geschichte, z.B. „Russische Geschichte“ in 7 Bd.). T.s philosophisches Hauptwerk, das „Gespräch zweier Freunde über den Nutzen der Wissenschaften und der Lehranstalten“ (1733) bringt, gestützt auf bedeutende Vertreter der europäischen und deutschen Frühaufklärung (S. Pufendorf, Chr. Wolff, J. G. Walch u.a.) das philosophische Credo der russischen Frühaufklärung überzeugend zum Ausdruck. *Gespräch zweier Freunde über den Nutzen der Wissenschaften und der Lehranstalten* (1733; Auszüge, Übers. Horst Schmidt) — Tatiščev, V. N.: Razgovor dvuch prijatelej o pol'ze nauk i učilišč. In: Izbrannye proizvedenija, Leningrad 1979.
- 64 *Kantemir*, Antioch Dmitrijewitsch (1709-1744), Sohn des Dmitrie Cantemir, Gospodaren von Moldawien, eines enzyklopädischen Gelehrten von europäischem Rang; Diplomat und Dichter, bedeutender Vertreter der russischen Frühaufklärung und der Reformen Peters I. K. wirkte viele Jahre als Gesandter seines Landes in London und Paris. K. übersetzte und veröffentlichte 1740 das Traktat B. Fontenelles „Dialog über die Vielzahl der Welten“ (1686), er war der erste weltliche Dichter Rußlands, Autor von 9 bedeutenden Sätzen (1729-1744), die Freiherr E. v. Spilker 1752 in Berlin als erster in deutscher Übersetzung veröffentlichte. Mit ihnen begründete K. eine Hauptrichtung der russischen neuzeitlichen Literatur, die satirische. K. trat auch als Lyriker, Nachdichter und Übersetzer hervor.
Von der Verschiedenartigkeit menschlicher Leidenschaften. Dritte Satire (1729-1731; Übers. Uwe Grüning). In: Antioch Kantemir: Im Chaos aber blüht der Geist. Sätze. Leipzig 1983 — Kantemir, A. D.: O različii strastej čelovečeskich. Tret'ja satira. In: Kantemir, A. D.: Sočinenija, pis'ma i izbrannye perevody. Bd. I, Sankt-Peterburg 1867.
- 74 *Trediakowski*, Wassili Kirillowitsch (1703-1769), Professor der Petersburger Akademie, Philologe und Dichter, Mitschöpfer des russischen Klassizismus, den er mit ästhetischen Traktaten und den Grundlagen seiner auf dem syllabotonischen Prinzip beruhenden modernen Versreform (1735) theoretisch mit untermauerte. Er schuf lyrische Gedichte in verschiedenen Genres, u.a. Liebesgedichte, Oden (darunter Rußlands erste Ode „Auf die Einnahme von Danzig“, 1734), das philosophische Poem „Theoptia“ (1754). T. übersetzte u.a. P. Tallemans „Reise auf die Insel der Liebe“ (1732), Fénélons „Abenteuer des Télémaque“ (1766) und Chr. Rollins „Alte Geschichte“ ins Russische.
Neue und kurze Anleitung zur russischen Verskunst, mit einer Definition dazugehöriger Begriffe (1735; Auszüge; Übers. Dietrich Freydank) — Trediakovskij, V. K.: Novyj i kratkij sposob k složeniju rossijskikh stichov. Sankt-Peterburg 1735.
Lob auf das ländliche Leben (1752; Übers. Horst Schmidt) — Strofy pochval'nye poseljanskemu žitiju. In: Trediakovskij, V. K.: Sočinenja, Sankt-Peterburg 1849, Bd. I.
- 80 *Lomonossow*, Michail Wassiljewitsch (1711-1765), Gelehrter und Schriftsteller. L., der u.a. in Marburg und Freiberg (1736-1741) studiert hatte, verband seine Tätigkeit als Professor der Petersburger Akademie (ab 1745) mit Arbeiten auf vielen Wissenschaftsgebieten (u.a. Geschichte, Sprachwissenschaft). Als Dichter und Theoretiker hatte L. wesentlichen Anteil an der Begründung des russischen Klassizismus, der ersten ausgeprägten Stilrichtung der neuzeitlichen russischen Nationalliteratur; er schuf entscheidende Grundlagen für die moderne russische Literatursprache („Rhetorik“, 1748; „Grammatik“, 1757), vollendete 1739 die von Trediakowski eingeleitete Versreform und verschaffte ihr allgemeine Geltung. In Wissenschaft und Poesie wirkte L. als Aufklärer und Patriot. Mit seinen aufklärerisch-patriotischen und philosophischen Oden wurde er zum Begründer der „idealen“, odischen Richtung der russischen Literatur, schuf darüber hinaus

zwei Tragödien, das unvollendete Epos „Peter der Große“ (1760-1761), naturwissenschaftliche Lehrgedichte, z.B. „Brief über den Nutzen des Glases“ (1752), u.a.m.

Ode auf den Sieg über die Turken und Tataren und auf die Eroberung von Chotin im Jahre 1739 (1739; Auszüge: Strophen 3, 4, 6, 9-12, 14, 16, 22 und 25-28; Übers. Uwe Grüning) — Oda na pobedu nad turkami i tatarami i na vzjatie Chotina 1739 goda. In: Lomonossow, M. V.: Sočinenija, Moskva 1957.

Russische Grammatik Widmung (1755; Auszug; Übers. Horst Schmidt) — Rossijskaja grammatika. Posvjashčenie. In: Lomonosov, M. V.: Sočinenija, a.a.O.

Vorwort über den Nutzen der kirchlichen Schriften in der russischen Sprache (1758; Übers. Dietrich Freydank) — Predislovie o pol'ze knig cerkovnych v rossijskom jazyke. In: Lomonosov, M. V.: Sočinenija, a.a.O.

Inschrift für das Standbild Peters des Großen (1750; Übers. Annemarie Rau) — Nadpis' k statue Petra Velikogo. In: Lomonosov, M. V.: Sočinenija, a.a.O.

Brief an Schuwalow (1750; Übers. Annemarie Rau) — Prekrasny letni dni... (Poslanie k I. I. Šuvalovu ot 18. avgusta 1750). In: Lomonosov, M. V.: Sočinenija, a.a.O.

Hymne auf den Bart (1756-1757; Übers. Marga Erb). In: Chorus an die verkehrte Welt. Russische Dichtung des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1983 — Gimn borode. In: Lomonosov, M. V.: Sočinenija, a.a.O.

Die Grille (1761; Übers. Annemarie Rau) — Stichi, sočinennye na doroge v Peterhof. In: Lomonosov, M. V.: Sočinenija, a.a.O.

94 *Sumarokow*, Alexander Petrowitsch (1717-1777), führender russischer Klassizist, Lyriker und Dramatiker, Mitbegründer des russischen Theaters, legte mit 9 aufklärerisch-klassizistischen Tragödien und 12 Komödien wesentliche Grundlagen des nationalen Theaterrepertoires. In seinem vielseitigen lyrischen Schaffen (Oden, Elegien, Sonette, Saturen, Fabeln, Epigramme, Lieder, Chöre, Übersetzungen u.v.a.) kam S. dem sich verfeinernden Geschmack des russischen Adels seiner Zeit entgegen.

Epistel über die russische Sprache (1747; Übers. Uwe Grüning) — Epistola I. O russkom jazyke. In: Sumarokov, A. P.: Izbrannye proizvedenija. Leningrad 1957.

Verlier, o Schöne, nicht vergebens deine Zeit. Sonett (1755; Übers. Uwe Grüning) — Sonet. Ne trat', krasavica, ty vremeni naprasno... In: Sumarokov, A. P.: Izbrannye proizvedenija, a.a.O.

99 *Bogdanowitsch*, Ippolit Fjodorowitsch (1743-1803), Dichter, Epiker, Dramatiker und Journalist. B. begann sein literarisches Schaffen im Kreis Cheraskows. Er gab 1763 die Zeitschrift „Nevinnoe upražnenie“ („Unschuldige Übung“) heraus, schrieb lyrische Gedichte, Komödien, historische Dramen u.a. Sein Poem „Dušen'ka“ („Seelchen“), die freie lyrische Übertragung des Romans von J. de La Fontaine „Die Liebe Psyches und Amors“ (1669) gilt als sein Hauptwerk.

Geld (1761; Übers. Annemarie Rau) — Den'gi. In: Bogdanovič, I. F.: Stichotvoreniya i poemy. Leningrad 1957.

1762-1796

103 *Epochenmosaik 1762-1796*. Puschkin, A. S.: Über die russische Geschichte des 18. Jahrhunderts. In: Gesammelte Werke in 6 Bänden, Bd. 5, Berlin und Weimar 1965, S. 281-285; Herzen, A. I.: (Zwei Zitate) In: Memoiren der Kaiserin Katharina. Von ihr selbst geschrieben. Nebst einer Vorrede von A. Herzen. Hannover 1859, S. XIV; Seume, J. G.: Über das Leben und den Charakter der Kaiserin von Rußland, Katharina II., Altona 1797, S. 98-99, 133-134, 141-142; Ključevskij, V.O.: Kurs russkoj istorii (1904-1922). In: Sočinenija. (8 Bde.), Bd. V, Moskva 1958, S. 5-6, 371.

106 *Bolotow*, Andrei Timofejewitsch (1738-1833), „erster“ russischer Agrarwissenschaftler, Schriftsteller und Publizist. B. wirkte über die „Freie Ökonomische Gesellschaft“, deren langjähriges Mitglied er war, und über spezielle Agrarzeitschriften für den wissenschaftlichen und technischen Fortschritt der Agrarproduktion in Rußland, den er allerdings ohne Abschaffung der Leibeigenschaft für möglich hielt. Literarische und historische Bedeutung besitzt vor allem das Hauptwerk B.s, seine Autobiographie „Leben und Abenteuer des Andrei Bolotow“ (1738-1795, Sankt-Peterburg 1870-1872)

Leben und Abenteuer des Andrei Bolotow, von ihm selbst für seine Nachkommen aufgeschrieben, Bde 1-2, Leipzig 1989 (Auszüge). Bd. 1, S. 440-454, übertragen von Marianne Schilow; Bd. 2, S.

- 209-214, übertragen von Wolfgang Gruhn. — Bolotov, A. T.: *Žizn' i priključenija Andreja Bolotova, opisannye samim im dlja svoich potomkov 1738-1793. Zapiski.* Sankt-Peterburg, Bd. II, 1871; Bd. III, 1872.
- 111 *Katharina II.* Alexejewna, geb. Sophie Auguste Friederike von Anhalt-Zerbst (1729-1796), Kaiserin von Rußland 1762-1796. Mit ihrer berühmten „Instruktion“ („Nakaz“) gab Katharina den Deputierten der „Gesetzgebenden Kommission“ (1767-1769) die Richtlinien für eine künftige liberale, von aufklärerischen Grundsätzen (vor allem Montesquieu) beeinflußte monarchistische Staatsverfassung und Gesetzgebung in die Hand, von deren Prinzipien sie später jedoch selbst abrückte. Die von Katharina herausgegebenen Zeitschriften („Vsjakaja vsjačina“/„Buntes Allerlei“, 1769), Komödien („O, diese Zeit“, 1772), Dramen („Darstellung aus dem Leben Ruriks“), Gleichnisse und Märchen („Märchen vom Zarewitsch Chlor“, 1782) u.a. dienten der Popularisierung und Festigung ihres aufgeklärten Absolutismus.
Instruction für die zu Verfertigung des Entwurfs zu einem neuen Gesetzbuche verordnete Commiſſion. Riga und Mitau 1768
O, diese Zeit! Sittenkomödie (1772; Auszüge; Übers. Horst Schmidt) — O, vremja. In: Sočinenija Imperatricy Ekateriny II. Proizvedenija literaturnye. Sankt-Peterburg 1893
- 119 *Nowikow*, Nikolai Iwanowitsch (1744-1818), Schriftsteller, Journalist, Verleger, Buchhändler, einer der bedeutendsten Vertreter der russischen Aufklärung. N. ist der Begründer der aufklärerischen russischen Journalistik, deren Entwicklung in den 70er Jahren er u.a. mit seinen satirischen Zeitschriften „Truten“ („Die Drohne“) und „Zivopisec“ („Der Maler“) wesentliche Impulse verlieh. In ihnen trat er der Gallomanie, Leibeigenschaft und Autokratie entgegen, propagierte Vernunft, Menschenrechte und aufklärerisch-patriotische Tugenden. Mit weiteren Zeitschriften (der ersten Kinderzeitschrift Rußlands, der ersten Zeitschrift für die russische Landbevölkerung u.a.) wirkte er für aufklärerische Kindererziehung, die Verbreitung vielfältiger Kenntnisse. Als Verleger und Buchhändler verbreiterte und erzog er das russische Lesepublikum. Literaturgeschichtliche Bedeutung besitzt sein „Historisches Wörterbuch russischer Schriftsteller“ (1772).
Rezept für den Herrn Ohneverstand (1769; Übers. Annelies Graßhoff). In: Chorus an die verkehrte Welt. Russische Dichtung des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1983 — Recept dlja g. Bezrassuda. Truten' (1769). In: Novikov i ego sovremenniki. Izbrannye sočinenija. Moskva 1961.
Eine wahre Begebenheit (1770; Übers. Horst Schmidt) — Istoricheskoe priključenie. Pustomelja (1770). In: Novikov, N. I.: Izbrannye sočinenija. Moskva-Leningrad 1951.
Auszug aus einer „Reise nach xxx“ von I. T. (1772; Übers. Annelies Graßhoff). In: Chorus an die verkehrte Welt, a.a.O. Otryvok „Putešestvija v xxx“ I. T., Zivopisec (1772). Novikov, N. I.: Izbrannye sočinenija, a.a.O.
Vermischtes. Rätsel. Der lachende Demokrit. Aphorismen (1770-1780; Übers. Horst Schmidt) — Zagadki. In: Pustomelja, Ijun' 1770; Smejučijsja Demokrit. In: Živopisec, 3. izd., 1775, č. XVII; Istiny. In: Utrennij svet, 1777/1780, č. IV. Alle in: Novikov, N. I.: Izbrannye sočinenija, a.a.O.
- 131 *Fonwisin*, Denis Iwanowitsch (1745-1792), Dichter, Dramatiker, Publizist, bedeutender Schriftsteller der russischen Aufklärung. F. bahnte mit seinen gesellschaftskritischen Komödien „Der Brigadier“ (1766-1769) und der Adel und Leibeigenschaft bloßstellenden Komödie „Der Landjunker“ (1781), seinem Hauptwerk, dem Realismus in der russischen Literatur den Weg.
Gespräch mit meinen Dienern Schumilow, Wanka und Petruschka (1769; Übers. Anneliese Bauch). In: Fonwisin, Denis: Der Landjunker und andere satirische Dichtungen und Schriften. Berlin 1957. — Poslanie k slugam moim Šumilovu, Van'ke i Petruške. In: Fonvizin, D. I.: Sobranie sočinenij (2 Bde.) Moskva-Leningrad 1959, Bd. 1.
„Fragen“ Fonwisis und „Antworten“ des Verfassers des „Wahren und Erdachten“ (1783; Auswahl; Übers. Anneliese Bauch). In: Fonwisin, Denis: Der Landjunker..., a.a.O. — Neskol'ko voprosov, moguščich vozbudit' v umnych i čestnych ljudjach osoblivoe vnimanie. In: Fonvizin, D. I.: Sobranie sočinenij (2 Bde.), a.a.O., Bd. 2.
Der Landjunker (1781; Auszug; Übers. Anneliese Bauch) In: Fonwisin, Denis: Der Landjunker..., a.a.O. — Nedorosl'. In: Fonvizin, D. I.: Sobranie sočinenij (2 Bde.), a.a.O., Bd. 1.
Traktat über die staatlichen Grundgesetze (Betrachtung über das Hinscheiden jeglicher Regierungsform in Rußland...) (1783; Auszug; Übers. Anneliese Bauch). In: Fonwisin, Denis: Der Landjunker..., a.a.O. — Rassuždenie o nepremennych gosudarstvennych zakonach. In: Fonvizin, D. I.: Sobranie sočinenij (2 Bde.), a.a.O., Bd. 2

- 144 *Sumarokov, A. P. (Forts.) Über den Adel* (1771; Übers. Gottfried Sturm). In: Altrussische Dichtung aus dem 11.-18. Jahrhundert. Leipzig 1971. — O blagorodstve. In: Sumarokov, A. P.: Izbrannye proizvedenija. Leningrad 1957.
Aus dem 145. Psalm (1773; Übers. Uwe Grüning) — Iz 145 psalma. In: Sumarokov, A. P.: Izbrannye proizvedenija, a.a.O.
- 147 *Cheraskow*, Michail Matwejewitsch (1733-1807), Direktor und Kurator der Moskauer Universität, Dichter, Dramatiker und Publizist. Ch. war in der Nachfolge A. P. Sumarokows einer der führenden Vertreter des Klassizismus, der in Ch.s Schaffen zum Sentimentalismus fortschreitet. Ch. stand an der Spitze der ersten unabhängigen literarischen Zeitschrift Rußlands, der an der Moskauer Universität erscheinenden „Poleznoe uveselenie“ („Nützliche Erheiterung“, 1760-1762), die dem russischen Adel aufklärerische Vernunft- und Tugendideale in vielfältigen und neuen literarischen Formen nahebrachte. Ch. errang als Autor philosophisch-moralisierender Romane („Numa Pompilius oder das Aufblühende Rom“, 1768), Komödien und Tragödien („Die Venezianische Nonne“, 1788), vor allem aber klassizistischer Poeme, wie seiner bekannten „Rossiade“ (1779), einem der Hauptwerke des russischen Klassizismus, eine bedeutende, aber nur kurzzeitige Popularität.
Die Rossiade. Heldengedicht (1779; Auszüge; Übers. Johann Richter). In: Russische Miszellen. Hrsg. v. J. Richter. Bd. I. Leipzig 1803. — Rossiada. In: Cheraskov, M. M.: Izbrannye proizvedenija. Leningrad 1961.
- 150 *Knjažnin*, Jakow Borisowitsch (1740/42-1791), bedeutender klassizistischer Dramatiker, Übersetzer, Nachfolger A. P. Sumarokows. Häufig an westeuropäischen Vorbildern orientiert (Voltaire, Moliere u.a.), errang K. mit seinen vom aufklärerischen Geist und Patriotismus erfüllten klassizistischen Tragödien („Rosslaw“, 1784), Komödien („Der Prahlhans“, 1785) und komischen Opern („Unglück durch eine Kutsche“, 1779), die einprägsam komponiert und in einfacher Sprache geschrieben waren, große Popularität. In republikanisch-antimonarchischem Sinne wurde vielfach sein bedeutendstes Werk, die Tragödie „Wadim von Nowgorod“ (1789) verstanden, so auch von Katharina II., die das Werk verbrennen ließ.
Wadim von Nowgorod. Tragödie (1788/89; Auszüge; Übers. Horst Schmidt) — Vadim Novgorodskij. In: Knjažnin, J. B.: Izbrannye proizvedenija. Leningrad 1961
- 154 *Kurganow*, Nikolai Gawrilowitsch (1725-1796), Aufklärer, Pädagoge, Herausgeber. K.s Hauptwerk ist der „Pis'movnik“ („Briefsteller“), der neben vielfältigsten wirklichkeitsnahen Briefmustern weiteres umfangreiches literarisches und folkloristisches Material enthielt: Anekdoten, Satiren, Schwänke, die erste repräsentative Sammlung russischer Lyrik und Volkslieder etc. Der „Pis'movnik“ erlebte zwischen 1769-1837 elf Auflagen und war damit eines der populärsten russischen Lehr- und Lesebücher.
Der Briefsteller (1769, 1790; Auszüge; Übers. Horst Schmidt) — Kurganov, N. G.: Pis'ma 110, 141, 143. In: Pis'movnik, Izd. 4-e, Sankt-Peterburg 1790.
- 156 *Dershawin*, Gawriła Romanowitsch (1743-1816), Beamter und Staatsmann, bedeutender Lyriker des russischen Spätklassizismus. D., Schüler Lomonossows, machte seine Lyrik zum Spiegel persönlicher Empfindungen, im weiteren des russischen Lebens und wurde damit zum Wegbereiter A. S. Puschkins. Er pries Katharina II. in der Ode „Feliza“ (1782), ohne seine Kritik an den Mängeln ihrer Herrschaft zu verhehlen, forderte Gerechtigkeit für das Volk, Bestrafung seiner Bedrücker in solchen Werken wie „Den Herrschern und Richtern“ (1780), „Der Würdenträger“ (1794). Ausdrucksstark und volkstümlich finden die russische Natur, russische Wirklichkeit und russisches Denken ihren Ausdruck z.B. in „Auf den Tod des Fürsten Meschtscherski“ (1779), „Der Wasserfall“ (1791-1794), „Einladung zum Mittagessen“ (1795) und in dem autobiographischen Gedicht „An Jewgeni“. Das Leben in Swanka“ (1807).
Den Herrschern und Richtern (1780; Übers. Wilhelm Wolfsohn). In: Aus russischen Dichtern (Lyrisches, Episches, Dramatisches) in deutschen Übertragungen. Gesammelt und herausgegeben von Alexander Tschernow. Halle a.d.S. 1888 — Vlastiteljam i sudijam.
Anakreontische Lieder: An den Freund (1795). *Die russischen Mädchen* (1799). *Der Jäger* (1802).
Der Seemann (1802) (Übers. Annemarie Rau) — Drugu. Russkie devuški. Ochotnik. Morechodec.
An Jewgeni. Das Leben in Swanka (1807; Übers. Marga Erb). In: Chorus an die verkehrte Welt. Russische Dichtung des 18. Jahrhunderts. Leipzig 1983 — Evgeniju. Žizn' zvanskaja. Alle russischen Texte in: Deržavin, G. R.: Stichotvoreniya. Leningrad 1957.

- 168 *Chemnizer*, Iwan Iwanowitsch (1745-1784), Lyriker, Satiriker, Fabeldichter. Ch. setzte die ideell-ästhetische Tradition Cheraskows fort; seine Heimstatt fand er im Dichterkreis um N. A. L'wow, W. W. Kapnist und G. R. Dershawin. Seine größten Erfolge als Dichter erzielte er mit seinen von der Empfindsamkeit beeinflußten Fabeln, in denen er das allgemeine Übel von der Position eines gemäßigten Aufklärertums subjektiv ehrlich bloßstellte.
Das Reitpferd (1779). *Wolfs Erwāgung* (1782) (Übers. Anemarie Rau) — Chemnicer, I. I.: Kon' verchovoyj. Volč'e rassužden'e. In: Poety XVIII veka. č. 2. Leningrad 1958.
- 169 *Nelédinski-Melezki*, Juri Alexandrowitsch (1752-1828). Seine Popularität als — ansonsten wenig auffälliger — Dichter verdankte N.-M. seinen im Volksliedton geschriebenen Liedern, mit denen sich der mit Dmitrijew und Karamsin befreundete Poet der Richtung des Sentimentalismus anschloß.
Kalt, befiehlst du, soll ich stehen... (1792). *Zu des klaren Baches Fluten...* (1796) (Übers. Karl Friedrich von der Borg). In: K. F. v.d. Borg. Poetische Erzeugnisse der Russen. Ein Versuch (2 Bde.), Bd. 1, Dorpat 1821 — Nelédinskij-Meleckij, Ju. A.: Ty veliš' mne ravnodušnym...; Vydu ja na rečen'ku. In: Poety XVIII veka. č. 2. Leningrad 1958.
- 172 *Radischtschew*, Alexander Nikolajewitsch (1749-1802), demokratischer Radikalaufklärer, Dichter und Schriftsteller. In R. erreichte die Autokratie und Leibeigenschaft entschieden bekämpfende Richtung der russischen Aufklärung in den 80er Jahren ihren Höhepunkt. R. studierte u.a. Rechtswissenschaft in Leipzig (1766-1771) und lernte dort die Schriften der französischen und deutschen Aufklärer kennen. In den 80er Jahren entstehen der „Brief an einen Freund, der aus dienstlichen Gründen in Tobolsk lebt“ (1783), die „Lebensbeschreibung Fjodor Wassiljewitsch Uschakows“ (1788), das „Gespräch darüber, wer ein Sohn des Vaterlandes ist“ (1789). In der zweiten Hälfte des Jahrzehnts arbeitete R. an seinem Hauptwerk, der „Reise von Petersburg nach Moskau“ (1790), deren radikale Gesellschaftskritik, die die Rechtfertigung revolutionärer Gewalt einschloß, er mit 10-jähriger Verbannung in Sibirien (nach Umwandlung des Todesurteils) büßen mußte. Während und nach der Verbannung blieb R. bei seinen Überzeugungen, wovon u.a. sein philosophisches Traktat „Über den Menschen, über seine Sterblichkeit und Unsterblichkeit“ (1792ff.) zeugt. Nach dem Tode Katharinas II. (1796) durfte er zurückkehren, wurde 1801 sogar in die von Kaiser Alexander I. eingesetzte Gesetzeskommission berufen. Die pessimistische Beurteilung der zarischen Reformpolitik und der persönlichen Entscheidungsmöglichkeiten trieben R. 1802 in den Freitod. R.s Ideen übten bleibende Wirkung auf die oppositionelle und demokratische Literatur Rußlands aus.
Die absolute Gewalt (1773; Übers. Horst Schmidt) — O samoderžavstve. In: Radiščev, A. N.: Izbrannye sočinenija. Moskva 1952.
Reise von Petersburg nach Moskau (1790; Auszüge; Übers. Günter Dalitz). In: Reise von Petersburg nach Moskau. Berlin 1961. — Putešestvie iz Peterburga v Moskvu. In: Radiščev, A. N.: Izbrannye sočinenija, a.a.O.
Die Freiheit. Ode (1781-1783; Auszüge; Übers. Uwe Grüning) — Vol'nost'. Oda. Strofy 1, 10-16, 19, 22, 25, 28, 29, 45. In: Radiščev, A. N.: Izbrannye sočinenija, a.a.O.
Brief an einen Freund, der aus dienstlichen Gründen in Tobolsk lebt (1782; Übers. Horst Schmidt) — Pis'mo k drugu, žitel'stвуjuščemu v Tobol'ske, po dolgu zvanija svoego. In: Radiščev, A. N.: Izbrannye sočinenija, a.a.O.
Du möchtest wissen... (1790/1791; Übers. Annemarie Rau) — Ty chočeš' znat': Kto ja? čto ja? Kuda ja edu?. In: Radiščev, A. N.: Izbrannye sočinenija, a.a.O.
Das achtzehnte Jahrhundert (1801; Übers. Uwe Grüning) — Osmnadcatoe stoletie. In: Radiščev, A. N.: Izbrannye sočinenija, a.a.O.
- 187 *Murawjow*, Michail Nikititsch (1757-1807), Staatsbeamter, Schriftsteller, Dichter. M. war von 1785 an Lehrer des künftigen Zaren Alexander I. Der Platz des Dichters in der russischen Literatur ist dadurch charakterisiert, daß er mit seiner subjektiven und Naturlyrik sowie seiner sentimentalalen Prosa als „erster russischer Sentimentalist“ dem Karamsinschen Sentimentalismus und den ersten russischen Romantikern (Shukowski und Batjuschkow) den Weg bahnte.
Der Hain (1778; Übers. Horst Schmidt) — Murav'ev, M. N.: Rošča. In: Poety XVIII veka. č. 2. Leningrad 1958.
Beobachtungen und Gedanken: Über die Geschichte und die Historiker. Die Würde des Menschen. Über den Stil (Auswahl aus pädagogischen und publizistischen Schriften; Übers. Horst Schmidt) — O istorii i istorikach. Dostoinstvo čeloveka. O slogue. In: Sočinenija Murav'eva. Sankt-Peterburg 1856, Bd. 1.

1796-1825

- 195 Epochenmosaik 1796-1825. Klutschewski, W. O.: Über Kaiser Paul I.; Über Kaiser Alexander I.; Über die Politik Alexanders I. nach 1814 (Auswahl u. Übers. Horst Schmidt) — Ključevskij, V. O.: Kurs russkoj istorii (1904-1922). In: Sočinenija (8 Bde.), Bd. V, Moskva 1958, S. 440, 211, 227-228; Puschkin, A. S.: Eugen Onegin. Augelassenes X. Kapitel, Strophe 1 (1830). In: Eugen Onegin. Reclam. Leipzig 1965, S. 246 — Puškin, A. S.: Evgenij Onegin, glava X, 1. In: Polnoe sobranie sočinenij. Izd. 2-e, Bd. 5, Moskva 1957, S. 209; Tolstoi, L. N. (Der Knüppel des Volkskrieges...). In: Krieg und Frieden, IV. Buch, III. Teil, Abschn. 1 (Übers. Horst Schmidt) — Tolstoj, L. N.: Vojna i mir. Tom IV, čast' III. 1. In: Sobranie sočinenij (20 Bde.), Bd. 7, Moskva 1963, S. 140; Bestushew-Marlinski, A. A.: Über die historische Entwicklung des Freidenkertums in Rußland. Brief an Nikolai I. (1825/26). In: Die Dekabristen. Dichtungen und Dokumente. Leipzig 1975, S. 301-303 — Ob istoričeskem chode svobodomyslijia v Rossii. In: Dekabristy. Poezija, dramaturgija, proza, publicistika, literaturnaja kritika. Moskva 1951, S. 510; Stählin, K.: Über die Dekabristen. In: Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart. Bd. 3, Königsberg-Berlin 1935, S. 288-289.
- 198 Krylow, Iwan Andrejewitsch (1769-1844), bedeutender russischer Fabeldichter, Dramatiker, Journalist. Das literarische Schaffen des aus ärmlichen Verhältnissen stammenden K. begann in den 80er Jahren mit einer Serie dramatischer Werke (3 Komische Opern, u.a. „Die Wahrsagerin“, 2 Komödien, u.a. „Der Reimschmied im Vorzimmer“, und 2 Tragödien, darunter „Philomela“), um deren Aufführung er sich vergeblich bemühte. Ein bedeutender Erfolg dagegen wurde seine satirische Zeitschrift „Počta duchov“ („Die Geisterpost“; 1789; noch im gleichen Jahr verboten), der K. 1792 die Zeitschrift „Zritel“ („Der Zuschauer“; sie enthält die Prosaatüren „Kaib“ und „Lobrede zum Gedenken an mein Großvaterchen“) und 1793 den „St. Petersburger Merkur“ folgen ließ. Während seiner unfreiwilligen Entfernung aus der Hauptstadt schrieb K. die Tragödienparodie „Trumpf“ (1800) und nach seiner Rückkehr nach Petersburg 2 populäre Komödien gegen die Gallomanie: „Der Modesalon“ (1806) und „Eine Lehre für Töchter“ (1807). In den folgenden reifen Schaffensjahren schuf K. seine bedeutendsten Werke: nahezu 200 Fabeln (9 Bde., 1843), die ihn zum Wegbereiter des Realismus und anerkannten russischen Volksdichter werden ließen.
Lobrede zum Gedenken an mein Großvaterchen (1792; Auszüge; Übers. Horst Schmidt) — Pochval'naja reč' v pamjat' moemu deduške. In: Krylov, I. A.: Sočinenija (2 Bde.). Moskva 1955, Bd. 1.
Fabeln: *Der Rabe und der Fuchs*. (1808); *Die Blätter und die Wurzeln* (1811); *Die Schafe und die Hunde* (1818); *Die Sau unter der Eiche* (1822/23) (Übers. Ferdinand Löwe). In: Krylof's sämtliche Fabeln. Leipzig 1874 — Vorona i lisica. Listy i korni. Ovcy i sobaki. Svin'ja pod dubom. In: Krylov, I. A. Sočinenija (2 Bde.), a.a.O., Bd. 2.
- 205 Kapnist, Wassili Wassiljewitsch (1758-1823), Dichter, Dramatiker, Übersetzer (u.a. Horaz, Homers „Ilias“, des altrussischen „Liedes von der Heerfahrt Igors“). K. begann sein Schaffen als Satiriker russischer Gesellschaftsverhältnisse und des Adels: „Satire I“ (1780). Auf die Umwandlung der freien ukrainischen Bauern in Leibeigene (1783) reagierte er mit der scharf anklägerischen „Ode auf die Sklaverei“ (1783) und verließ Petersburg, um sich auf seinem Gut im Gouv. Poltawa niederzulassen. 1796 publizierte er seine „Werke“ (1806 nochmals „Lyrische Werke“) und vollendete die satirische Komödie „Jabeda“ („Das Ränkespiel“), die nach anfänglicher Billigung 1799 von Kaiser Paul I. persönlich verboten wurde. K. war Mitglied des literarischen Kreises um L'wow-Dershawin-Chemnizer.
Das Ränkespiel. Komödie (1796; Auszüge; Übers. Thomas Böhme) — Jabeda. In: Kapnist, V. V.: Sobranie sočinenij (2 Bde.), Moskva-Leningrad 1960, Bd. 1.
- Des armen Schluckers Reichtum* (1797; Übers. Thomas Böhme) — Bogatstvo ubogogo. In: Kapnist, V. V.: Sobranie sočinenij (2 Bde.), a.a.O. Bd. 1.
- 207 Karamsin, Nikolai Michailowitsch (1766-1826), Dichter, Prosaiker, Journalist, Übersetzer, russischer Reichshistoriograph, führender Vertreter des russischen Sentimentalismus. K., Schüler N. I. Nowikows und der europäischen Aufklärer, begann sein Schaffen in Nowikows Zeitschrift „Lektüre für Kinder“, in der die erste empfindsame Erzählung der russischen Literatur „Jewgeni und Julia“ (1789) erschien; ihr ließ K. in der von ihm selbst herausgegebenen Zeitschrift „Moskovskij žurnal“ („Moskauer Journal“, 1791/92) und anderen Sammelbänden weitere

Erzählungen folgen (u.a. „Die arme Lisa“, 1792; „Die Insel Bornholm“, 1794). Beobachtungen und Empfindungen einer Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich und England (1789/91) beschrieb er in seinen erfolgreichen „Briefen eines russischen Reisenden“ (1791/92, Buchausgabe 1797-1801), ihnen folgten die reifen Erzählungen des Jahrhundertbeginns: „Der Empfindsame und der Kühle“, 1801; „Die Statthalterin Marfa“, 1803 u.a. Große Breitenwirkung erzielte die Zeitschrift „Vestnik Evropy“ („Der Bote Europas“; 1802/03). Überragende geschichtswissenschaftliche und künstlerische Bedeutung besitzt seine „Geschichte des russischen Reiches“ (12 Bde, 1818-1826), unvollendet), die das neuzeitliche russische Nationalbewußtsein mit formte. K. erneuerte die russische Literatur in Inhalt und Sprache und hatte wesentlichen Anteil an ihrem raschen Reifen zu Beginn des 19. Jhts.

Die Insel Bornholm (1794; Übers. J. de la Croix). In: Pantheon der russischen Literatur. Riga 1806 — Ostrov Borngol'm. In: Karamzin, N. M.: Sočinenija (2 Bde.). Leningrad 1984, Bd. 1.

Briefe eines russischen Reisenden (1791/92; Auszüge; Übers. Johann Richter). In: Briefe eines russischen Reisenden. Berlin 1981 — Pis'ma russkogo puteshestvennika. In: Karamzin, N. M.: Sočinenija (2 Bde.), a.a.O., Bd. 1

Von der Liebe zum Vaterlande und dem Nationalstolze (1802; Übers. Johann Richter). In: Russische Miszellen, Bd. I. Leipzig 1803-1804 — O ljubvi k otec̄estvu i narodnoj gordosti. Vestnik Evropy. 4/1802. In: Karamzin, N. M.: Sočinenija (2 Bde.), a.a.O., Bd. 2.

Die Geschichte des russischen Reiches (1818-1826; Vorwort u. Auszüge; zeitigen. Übers.). In: Geschichte des russischen Reiches. Riga 1820-1833. Bde. I und VIII — Karamzin, N. M.: Istorija Gosudarstva Rossijskogo. Reprint der 5. Ausg. von 1842. Kniga I. Moskva 1988. tom I, S. IX-XIX (Predislovie) u. Kniga II. Moskva 1989. tom VIII, S. 1-188

234 *Dmitrijew*, Iwan Iwanowitsch (1760-1837), Dichter, Vertreter des Sentimentalismus, für den er mit seiner Lyrik (Gedichte, Satiren, Fabeln, Liedern im Volkston etc.; Werkausgaben 1803, 1895 u.a.) als Dichtergefährte N. M. Karamsins einen eigenständigen Beitrag leistete.

Traurig seufzt ein graues Täubchen (1792; Übers. Karl Friedrich von der Borg). In: K. F. v.d. Borg, Poetische Erzeugnisse der Russen. Ein Versuch. 2 Bde. Bd. 1, Riga und Dorpat 1821 — Stonet sizij goluboček. In: Dmitriev I. I.: Polnoe sobranie stichotvoreniy. Leningrad 1967.

235 *Shukowski*, Wassili Andrejewitsch (1783-1852), Dichter, Prosaiker, bedeutender Übersetzer, Begründer und Hauptvertreter der russischen subjektiv-empfindsamen Romantik. Sh. orientierte seine Lyrik auf die romantische Ablehnung der russischen Wirklichkeit und den Ausdruck der Empfindungen, des Schmerzes, der Sehnsüchte des Individuums. Er machte damit Lyrik eigentlich erst möglich und wirkte bahnbrechend für die gesamte russische Literaturentwicklung am Beginn des 19. Jhts. Zu seinen Hauptwerken gehören Elegien und romantische Gedichte („Der Abend“, 1806; „Die Äolsharfe“, 1814; „Das Meer“, 1822 u.v.a.), Balladen („Ludmila“, 1808; „Swetlana“, 1812), Poeme, Erzählungen. Sh. gab in den Jahren 1808-10 den „Vestnik Evropy“ („Boten Europas“) heraus. Große künstlerische Bedeutung besitzen seine Übertragungen von Gedichten, Balladen und Poemen Goethes, Schillers, Bürgers, Uhlands, Byrons u.a. Er hatte bedeutenden Einfluß auf Puschkin.

Der Abend. Elegie (1806; Übers. Uwe Grüning) — Večer. In: Žukovskij, V. A.: Stichotvoreniya, Leningrad 1956.

Swetlana. Ballade (1808-1812; Übers. Roland Erb) — Svetlana. In: Žukovskij, V. A.: Stichotvoreniya, a.a.O.

Theon und Aischines (1814; Übers. Uwe Grüning) — Teon i Eschin. In: Žukovskij, V. A.: Stichotvoreniya, a.a.O.

Das Meer (1822; Übers. Roland Erb) — More. In: Žukovskij, V. A.: Stichotvoreniya, a.a.O.

250 *Batjuschkow*, Konstantin Nikolajewitsch (1787-1855), Dichter, Prosaiker. B. leistete in seiner „leichten Poesie“ durch die neoklassizistische Reinheit, Vollkommenheit, Plastizität und Elastizität seiner poetischen Sprache einen bedeutenden Beitrag zur Ausprägung der russischen Romantik. Schrieb nach 1812/13 auch historische Elegien („Übergang über den Rhein“, 1816) und Prosa („Ein Abend bei Kantemir“, 1816). Eine enge Dichterfreundschaft verband B. mit W. A. Shukowski. B. hatte starken Einfluß auf Puschkins Realitätsempfinden.

Meine Penaten (1812; Übers. Karl Friedrich von der Borg). In: K. F. v.d. Borg. Poetische Erzeugnisse der Russen. Ein Versuch (2 Bde.), Bd. 2, Riga und Dorpat 1823 — Moi penaty. In: Batjuškov, K. N.: Opyty v stichach i proze. Moskva 1977.

- Der Schatten des Freundes* (1814; Übers. Karl Friedrich von der Borg). In: K. F. v.d. Borg. Poetische Erzeugnisse der Russen. Ein Versuch (2 Bde.), Bd. 2, a.a.O. — Ten' druga. In: Batjuškov, K. N.: Opty v stichach i proze, a.a.O.
- Ein Abend bei Kantemir* (1816; Übers. Horst Schmidt) — Večer u Kantemira. In: Batjuškov, K. N.: Opty v stichach i proze, a.a.O.
- 269 *Dawyдов*, Denis Wassiljewitsch (1784-1839), legendärer Partisanenführer im Vaterländischen Krieg 1812, Dichter, Prosaiker. D.s bedeutendster Beitrag zur Herausbildung einer Literatur mit echt volkstümlichem Antlitz ist seine „Husarenlyrik“, in der Züge seines persönlichen Charakters und des russischen Nationalcharakters in plastischen und harmonischen Versen zum Ausdruck drängen. Bemerkenswert sind seine theoretischen Schriften zum Partisanenkrieg und Erinnerungen, bes. das „Tagebuch der Partisanenaktionen des Jahres 1812“, das L. Tolstoi zur Arbeit am Roman „Krieg und Frieden“ heranzog.
- An Burzow. Einladung zum Punsch* (1804; Übers. Uwe Grüning) — Burcovu. Prizyvanie na punš. In: Davydov, D. V.: Stichotvoreniya. Moskva 1979.
- Entscheidungsabend* (1818; Übers. Uwe Grüning) — Rešitel'nyj večer. In: Davydov, D. V.: Stichotvoreniya, a.a.O.
- 271 *Glinka*, Fjodor Nikolajewitsch (1786-1880), Dichter, Publizist. G., Offizier und Teilnehmer des Vaterländischen Krieges, gehört zur älteren Generation der frühen Dekabristen („Rettungsbund“, „Wohlfahrtsbund“). Er wirkte durch seine freiheitliche Lyrik (Elegie „Klage der gefangenen Judäer“, 1823), über die „Freie Gesellschaft der Freunde der russischen Literatur“ u.a. für die Ziele des gemäßigten Flügels der Dekabristen. Große Popularität erlangten seine Lieder im Volkston „Die Troika“ (1824) und „Der Gefangene“ (1831). G. setzte sein Schaffen in und nach der Verbannung fort (Geistliche Lieder, Poem „Karelia“, 1830 u.a.). Von bleibender Bedeutung sind seine Memoiren „Briefe eines russischen Offiziers“ (1815-16) und das Erinnerungsbuch „Skizzen der Schlacht von Borodino“ (1839).
- Briefe eines russischen Offiziers über Polen, die österreichischen Besitzungen, Preußen und Frankreich* (1815; Auszüge; Übers. Horst Schmidt) — Pis'ma russkogo oficera o Pol'se, avstrijskikh vladenijach, Prussii i Francii. č. I, Moskva 1815.
- 273 *Katenin*, Pawel Alexandrowitsch (1792-1853), Dichter, Dramatiker, Theaterkritiker, Mitglied früher dekabristischer Geheimorganisationen. K. bevorzugte für den Ausdruck humanistischer und freiheitlich-demokratischer Ideale die Form des klassizistischen Theaters („Andromacha“, 1818) sowie die volks- und umgangssprachliche Diktion seiner eigenständigen Balladen aus dem Volksleben („Natascha“, 1814; „Der Mörder“ 1815; „Der Waldgeist“, 1815; „Olga“, 1816), mit denen er dem gefälligen und glatten Balladenstil Shukowskis entgegentrat.
- Der Waldgeist, Ballade* (1815; Übers. Uwe Grüning) — Lešij. In: Katenin, P. A.: Izbrannye proizvedeniya. Moskva-Leningrad 1965.
- 278 *Wjasemski*, Pjotr Andrejewitsch (1792-1878), Fürst, Dichter, Kritiker. Der den Dekabristen nahestehende, mit Puschkin befreundete W. war mit seinen politischen Gedichten (u.a. „Empörung“, 1820; „Der russische Gott“, 1828) besonders in den Jahren 1818-22 ein anerkannter Dichter der liberalen Jugend. Als Literaturkritiker und -theoretiker (u.a. „Über den ‘Gefangenen im Kaukasus’ A. S. Puschkins“, 1822) propagierte W. als erster und entschieden die Romantik.
- Auf ein Schiff* (1819; Übers. Uwe Grüning) — K korabliu. In: Vjazemskij, P. A.: Sočinenija (2 Bde.), Bd. 1, Moskva 1982.
- 279 *Gneditsch*, Nikolai Iwanowitsch (1784-1833), Dichter, Dramatiker, bedeutender russischer Homer-Übersetzer. Der an aufklärerisch-liberalen Ideen erzogene, für Schiller begeisterte Dichter trat für eine volkstümliche und patriotisch-freiheitliche Literatur gemäß den klassischen Idealen ein und stand als Mentor den dekabristischen Dichtern zur Seite („Rede über die Bestimmung des Dichters“, 1821)
- Rede über die Bestimmung des Dichters* (1821; Auszüge; Übers. Lieselotte Remané). In: Die Dekabristen. Dichtungen und Dokumente. Leipzig 1975 — Reč' o naznačenii poeta. In: Russkaja literatura XIX veka. Chrestomatija kritičeskich materialov. Vypusk I. Literaturnoe dvizhenie pervoj četverti veka. Char'kov 1959.
- 283 *Rylejew*, Kondratij Fjodorowitsch (1795-1826), führendes Mitglied des dekabristischen „Nordbundes“ (1823-1825), Dichter. R., Anhänger der revolutionären Romantik, war mit seinen politischen Gedichten („Agitationsliedern“, 1823), seinen historischen Elegien („Dumen“) über Persönlichkeiten der russischen Geschichte, seinen Poemen („Woinarowski“, 1823-1825) ein

führender Vertreter der dekabristischen Lyrik. R. wurde als einer der Führer des Aufstandes vom 14. Dezember 1825 hingerichtet.

An einen Günstling (1820; Übers. Martin Remané). In: Die Dekabristen. Dichtungen und Dokumente. Leipzig 1975 — K vremenščiku. In: Ryleev, K. F.: Stichotvoreniya, stat'i, očerki, dokladnye zapiski, pis'ma. Moskva 1956.

Soll ich des Menschen Würde schänden (1824/25; Übers. Martin Remané). In: Die Dekabristen..., a.a.O. — Ja l' budu v rokovoe vremja... In: Ryleev, K. F.: Stichotvoreniya, stat'i, očerki, dokladnye zapiski, pis'ma, a.a.O.

285 *Gribojedow*, Alexander Sergejewitsch (1795-1829), Diplomat, Dramatiker, in Teheran als russischer Gesandter ermordet. Der den Dekabristen und Puschkin nahestehende Dichter schuf in der volkstümlich-realistischen Komödie „Verstand schafft Leiden“ (1824), der satirischen Bloßstellung der konservativ-autokratischen Gesellschaft aus der Sicht des liberalen und freigeistigen Adels, eine Nationalkomödie von hohem Rang.

Verstand schafft Leiden. Komödie (1824; Auszug; II. Aufzug, 5. Auftritt; Übers. Arthur Luther). In: Verstand schafft Leiden. Leipzig 1970 — Griboedov, A. S.: Gore ot uma. In: Sočinenija. Moskva-Leningrad 1959.

288 *Puschkin*, Alexander Sergejewitsch (1799-1837), Klassiker der russischen Literatur; Lyriker, Dramatiker und Prosaiker von Weltgeltung. In Puschkins Schaffen kulminierte die Entstehungsphase der russischen Nationalliteratur (1650-1825). Mit seiner frühen und politischen Lyrik, mit seinen „Südlichen Poemen“ („Der Gefangene im Kaukasus“, 1821; „Die Zigeuner“, 1824 u.a.) gehört der Dichter der romantischen Richtung an. In den Werken etwa seit 1825: dem Nationaldrama „Boris Godunow“ (1825), dem Versroman „Eugen Onegin“ (1823-1831), seinem Hauptwerk, den späteren Poemen, seiner reifen Lyrik und Prosa, den „Erzählungen Belkins“ (1830), „Pique Dame“ (1833), dem historischen Roman „Die Hauptmannstochter“ (1836) u.a. verbindet sich zunehmende Abkehr von der Romantik mit Elementen der Volksnähe, Einfachheit und Wirklichkeitsdichtung zu einer (lt. Puschkin) „wahren Romantik“ und kennzeichnen Puschkins Weg zum Realismus. Puschkin steht am Beginn der großen russischen Literatur des 19. Jahrhunderts (von Lermontow und Gogol bis Tschechow und Bunin), die er mit seinem Schaffen vorbereitete.

An Tschaadajew (1818; Übers. Friedrich Fiedler) — K Čaadaevu

Das Dorf (1819; Übers. Arthur Luther) — Derevnja

Erlöschen sind des Tages Glüten (1820; Übers. Friedrich Fiedler) — Pogaslo dnevnoe svetilo

An das Meer (1824; Übers. Wolfgang E. Groeger) — K morju

Alle in: Puschkin, A. S.: Gedichte, Poeme, Eugen Onegin. Berlin 1947.

Bacchantisches Lied (1825; Übers. Jens Gerlach). In: Puschkin, A. S.: Gesammelte Werke in 6 Bänden, Berlin und Weimar 1964-1968, Bd. 1 — Vakchičeskaja pesnya.

Winterabend (1825; Übers. Martin Remané). In: Zs. „Sowjetliteratur“ 1987, Heft 1 (Sonderheft „A. S. Puschkin“) — Zimnij večer.

Der Prophet (1826; Übers. Wolfgang E. Groeger). In: Puschkin, A. S.: Gedichte, Poeme, Eugen Onegin. Berlin 1947 — Prorok.

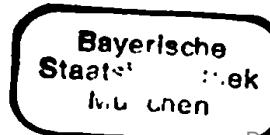
Ich liebte Sie... (1829; Übers. Friedrich Bodenstedt). In: Puschkin, A. S.: Gesammelte Werke in 6 Bänden. Berlin und Weimar 1964-1968, Bd. 1 — Ja vas ljubil...

Über die Prosa (1822) *Über Volkstümlichkeit in der Literatur* (1826) (Übers. Fega Frisch). In: Puschkin, A. S.: Dramen. Märchen. Die Reise nach Arsrum. Aufsätze. Berlin 1947 — O proze; O narodnosti v literature

Boris Godunow (Monolog des Boris) (1825; Übers. Friedrich Fiedler). In: Puschkin, A.S.: Boris Godunow. Leipzig 1949 — Boris Godunov, Monolog Borisa.

Eugen Onegin. Tatjanas Brief an Onegin (1824; Übers. Theodor Commichau). In: Puschkin, A.S.: Gedichte. Poeme. Eugen Onegin, a.a.O. — Putešestvie Onegina.

Alle russischen Texte in: Puskin, A. S.: Polnoe sobranie sočinenij (10 Bände). Moskau 1957-1958.



DIE WELT DER SLAVEN SAMMELBÄNDE – SBORNIKI

Herausgegeben von Peter Rehder (München) und Igor Smirnov (Konstanz)

Band 1:

ANTON P. ČECHOV

PHILOSOPHISCHE UND RELIGIÖSE DIMENSIONEN IM LEBEN UND IM WERK

Vorträge des Zweiten Internationalen Čechov-Symposiums
Badenweiler, 20.–24. Oktober 1994

Herausgegeben von

Vladimir B. Kataev, Rolf-Dieter Kluge, Regine Nohejl

1997. Hard cover. XXII, 641 S. 140.- DM. (ISBN 3-87690-675-X)

Wurde Čechov in der sowjetischen Forschung lange undistanziert für die sozial engagierten Intellektuellen vereinnahmt, so haben sich im Westen die Vorstellungen des 'teilnahmslosen Beobachters und Diagnostikers' oder das unverbindlich vage Bild des 'Humanisten' zu Klischees verfestigt. Die Bühnenpraxis ignoriert besonders in westlichen Ländern oft völlig den Entstehungskontext von Čechovs Dramen. Der vorliegende Band, der die Ergebnisse des 2. Internationalen Čechov-Symposiums präsentiert, will die über Jahrzehnte entstandenen Einseitigkeiten und 'schießen Bilder' in der Čechovforschung und -rezeption hinterfragen und korrigieren helfen. Es wird deutlich, daß ein Schriftsteller sich intensiv mit philosophischen und religiösen Problemen auseinandersetzen kann, auch wenn er selbst keine klare ideologische und weltanschauliche Stellung bezieht. Die mehr als siebzig Beiträge von Čechovforschern aus aller Welt zeigen, wie eng und komplex die genetischen und typologischen Beziehungen Čechovs zu philosophisch-weltanschaulichen Diskussionen seiner Zeit, zur europäischen Geistesgeschichte insgesamt und zur christlich-religiösen Tradition (v.a. in ihrer orthodoxen Ausprägung) sind. Der Band repräsentiert auf diese Weise den aktuellen Stand der Čechovforschung und bietet eine Fülle von Anregungen. Zugleich kann er als anschauliches Beispiel für die neue Form des inhaltlichen und methodischen Dialogs zwischen russischer und westlicher slavistischer Literaturwissenschaft betrachtet werden.

VERLAG OTTO SAGNER

D-80328 MÜNCHEN

Telefon: (089) 54 218-0 – e-mail: postmaster@kubon-sagner.de

DIE WELT DER SLAVEN

SAMMELBÄNDE – SBORNIKI

Herausgegeben von Peter Rehder (München) und Igor Smirnov (Konstanz)

Band 2:

Beiträge der Europäischen Slavistischen Linguistik (POLYSLAV)

Band 1

Herausgegeben von Markus Giger und Björn Wiemer

1998. Hard cover. X, 212 S. 86.- DM. (ISBN 3-87690-705-5)

Unter dem Namen POLYSLAV wurde am 11. Oktober 1997 in Konstanz auf internationaler Ebene eine neue Arbeitsgruppe jüngerer Linguisten gegründet, die das aktive Interesse an der Erforschung slavischer Sprachen verbindet. Die Beiträge von jährlich einmal stattfindenden Treffen sollen in Sammelbänden dokumentiert werden. Der vorliegende Band stellt dazu den Auftakt dar. Er umfaßt 23 Beiträge aus verschiedenen aktuellen Bereichen der slavistischen Linguistik. In ihnen werden vor allem das Bulgarische, Polnische, Russische, Slovakische, Sorbische und Tschechische behandelt, teilweise unter Einbeziehung des Deutschen, Friaulischen, Italienischen, Litauischen und Ungarischen. Zwei Beiträge befassen sich ferner explizit mit altkirchenslavischen Quellen. Ein großer Teil der Aufsätze ist pragmatischen und diskurstheoretischen Fragestellungen gewidmet, aber auch sozio- und kontaktlinguistische sowie typologische und grammatische Probleme werden behandelt. Ferner sind zwei Beiträge, die sich mit Wortstellungsphänomenen und Pronomina befassen, an formalen linguistischen Modellen ausgerichtet, in einem werden Probleme statistischer Prüfverfahren untersucht. Der Inhalt dieses Bandes deckt somit eine große Spannweite von für die Slavistik aktuellen linguistischen Forschungsfeldern ab.

VERLAG OTTO SAGNER

D-80328 MÜNCHEN

Telefon: (089) 54 218-0 – e-mail: postmaster@kubon-sagner.de

DIE WELT DER SLAVEN SAMMELBÄNDE – SBORNIKI

Herausgegeben von Peter Rehder (München) und Igor Smirnov (Konstanz)

Band 3:

Lebenskunst – Kunstleben Жизнетворчество в русской культуре XVIII – XX вв.

Herausgegeben von Schamma Schahadat

1998. Hard cover. 229 S. 86.- DM. (ISBN 3-87690-706-3)

Internationaler Sammelband mit wichtigen Beiträgen zum *žiznetvorčestvo* als epochenübergreifender Strategie, die als Poetik des Verhaltens und als Konstruktion der *persona* in der russischen Kultur vom 18. bis ins 20. Jh. immer wieder auftritt:
Schamma Schahadat: Das Leben zur Kunst machen. Theoretische Überlegungen zur Lebenskunst. – **Дмитрий Захарин:** Просветительская болезнь *manustupratio*. История неприличного в слове и жесте. – **Александр Эткинд:** Из Бездны: Афанасий Щапов и его читатели. – **Федор Поляков:** Чародей, рыцарь, монах. Биографические маски Эллиса (Льва Кобылинского). – **Rainer Grübel:** Das ungewisse letzte Wort. **Sein Leben schreiben:** Rozanovs Bio-Graphie. – **Вячеслав Десятов:** Российское утопическое жизнетворчество и мессианизм: Случай Николая Гумилева. – **Кирилл Постоутенко:** Исторический оптимизм как модус Сталинской культуры. – **Александр К. Жолковский:** К технологии власти в творчестве и жизнетворчестве Ахматовой. – **Irene Masing-Delić:** The Grušnickij Syndrome: Vladimir Lugovskoj's Life Creation. – **Игорь П. Смирнов:** „Никого не винить, я сам.“ (По поводу книги Ирины Паперно *Suicide as a Cultural Institution in Dostoevsky's Russia*).

VERLAG OTTO SAGNER

D-80328 MÜNCHEN

Telefon: (089) 54 218-0 – e-mail: postmaster@kubon-sagner.de